

WALTRAUD SCHÜTZ

FRAUEN ALS BILDUNGS- UNTERNEHMERINNEN

PRIVATE MÄDCHENSCHULEN IN WIEN,
1774-1869



[transcript] Historische Geschlechterforschung

Waltraud Schütz
Frauen als Bildungsunternehmerinnen

Editorial

Die historische Geschlechterforschung begann mit dem Bestreben, die meist vernachlässigten Beiträge von Frauen* zur Geschichte zu erforschen und ihre Stimmen hörbar zu machen. Heute ist die historische Geschlechterforschung ein weites Forschungsfeld, das Themen wie die Geschichte der Geschlechterverhältnisse, die Geschichte der Frauenbewegungen, Männlichkeitsdiskurse und die Geschichte der Lebenswirklichkeit, Verfolgung und Entrechtung sowie der Kämpfe von LGBTQI*-Personen beleuchtet. Die Reihe **Historische Geschlechterforschung** bietet einen Identifikations- und Diskussionsort, um diese Themen in der interdisziplinären Forschungslandschaft zu verankern und ihnen zu größerer Sichtbarkeit zu verhelfen.

Waltraud Schütz ist Gastforscherin am Institute for Habsburg and Balkan Studies der Österreichischen Akademie der Wissenschaften mit Schwerpunkt auf Geschlechtergeschichte im Langen 19. Jahrhundert.

Waltraud Schütz

Frauen als Bildungsunternehmerinnen

Private Mädchenschulen in Wien, 1774-1869

[transcript]

Die Drucklegung des Bandes wurde mit den Mitteln des Open-Access-Fonds der Österreichischen Akademie der Wissenschaften gefördert.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://dnb.dnb.de/> abrufbar.



Dieses Werk ist unter der Creative-Commons-Lizenz BY-SA 4.0 lizenziert. Für die ausformulierten Lizenzbedingungen besuchen Sie bitte die URL <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/>.

Die Bedingungen der Creative-Commons-Lizenz gelten nur für Originalmaterial. Die Wiederverwendung von Material aus anderen Quellen (gekennzeichnet mit Quellenangabe) wie z.B. Schaubilder, Abbildungen, Fotos und Textauszüge erfordert ggf. weitere Nutzungsgenehmigungen durch den jeweiligen Rechteinhaber.

2026 © Waltraud Schütz

transcript Verlag | Hermannstraße 26 | D-33602 Bielefeld | live@transcript-verlag.de

Umschlaggestaltung: Maria Arndt

Umschlagabbildung: Friedrich August Matthias Gauer mann, Wiener Typen – »Buben«
(Drei Männer blicken zwei Frauen nach), um 1850, Wien Museum Inv.-Nr. 64634/2,
CCo (<https://sammlung.wienmuseum.at/objekt/140605/>)

Druck: Elanders Waiblingen GmbH, Waiblingen

<https://doi.org/10.14361/9783839452691>

Print-ISBN: 978-3-8376-8014-0 | PDF-ISBN: 978-3-8394-5269-1

Buchreihen-ISSN: 2627-1907 | Buchreihen-eISSN: 2703-0512

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.

Inhalt

Einleitung	7
Danksagung	11
1. Rahmungen	13
1.1 Begriffe, Überlieferung und Schulgesetze	13
1.2 Bildungsinhalte und Schultypen	37
2. Sozialisation	49
2.1 Vom Buchstabieren und Unterrichten	50
2.2 Die Kampagnen gegen die »heimliche Sünde«	59
2.3 Widersprüche der Mädchenbildung in Antonie Wutkas <i>Encyklopädie</i>	67
3. Werdegänge	87
3.1 Schulinhaberinnen: Strategien und unternehmerisches Handeln	91
3.2 Schulinhaber: Konfession und Netzwerke	106
4. Hausfrauenbildung	125
4.1 Arbeitspaare im Bildungsbereich	126
4.2 Das Hausfrauenbildungsinstitut der Therese von Dreger	128
5. Umwälzungen?	159
5.1 Aufbruch 1848	159
5.2 Die Mädchen-Lehr- und Erziehungsanstalt von Betty und Marie Fröhlich	168
6. Ora et labora	193
6.1 Arbeitserziehung	194
6.2 Frauen-Vereine in politischer Mission	212
7. Schluss	237
7.1 Die Geschichte einer Mädchenschule über acht Jahrzehnte	239

7.2 Fazit.....	258
Personenregister	261
Gedruckte Quellen und Literatur.....	267

Einleitung

Drei mit Zylinderhüten und Frack gekleidete Männer – einer von ihnen trägt ein Monokel und hält eine Taschenuhr in der Hand – blicken auf der Straße stehend zwei Frauen nach, die mit Mantel und hutartiger Haube (Schute) in der Entfernung zu sehen sind. Die Zeichnung der drei »Buben«, wie der Künstler Friedrich Gauermann (1807–1862) sein Werk aus dem Jahr 1850 nennt, weckt viele Assoziationen. Frauen müssen wachsam sein. Der Blick auf die Uhr suggeriert, dass sie vielleicht gar nicht mehr auf der Straße unterwegs sein sollten. Die Anordnung – Männer im Vordergrund, Frauen verblassend im Hintergrund – spiegelt die Verteilung von Macht wider. Männer durften politische Ämter innehaben und Berufe in der öffentlichen Verwaltung, im Militär und der Justiz ergreifen. Wie andere Diskriminierungsmerkmale, etwa die Religion, spielte auch die soziale Herkunft im 19. Jahrhundert eine entscheidende Rolle für die Möglichkeiten und persönlichen Erfahrungen eines Menschen. Männern waren aufgrund ihres Geschlechts Bildungswege offen, von denen Frauen nur träumen konnten. Das Cover kann zudem als Ausdruck der Idee gesehen werden, dass es zwei Geschlechter gibt, die in getrennten Sphären leben. Mann/Frau, privat/öffentlich usw. sind in ihrer Starrheit und Gegensätzlichkeit Konstrukte des 19. Jahrhunderts, die bis heute eine große Wirkungsmacht besitzen.

Spuren aus dem Leben von Frauen werden oftmals in von Männern produziertem Bild- und Schriftgut sichtbar, das lange als »objektiv« und »normal« im Sinne von »der Norm entsprechend« gewertet wurde. Ob von Experten aus den Bereichen Pädagogik, Medizin, Kirche oder von Behörden verfasst – diese Texte sind nicht objektiv. Sie beinhalten sich verändernde gesellschaftliche Bewertungen und Konventionen und reproduzieren diese. Zudem waren es lange männliche Entscheidungsträger, die bestimmten, welche Quellen »archivwürdig« waren. Daher wurden viele Dokumente von und über Frauen vernichtet. Mitunter entschieden sich Frauen selbst gezielt gegen Sichtbarkeit, sei es aus Selbstschutz, oder weil sie aufgrund ihres Werdegangs zu der Überzeugung gelangt waren, dass ihnen qua Geschlecht keine sichtbare Rolle und Erinnerung zustehe.

In dieser Studie geht es um Frauen, die mit der Ausbildung von Mädchen ihr Geld verdienten. Als Inhaberinnen von Privatschulen vermittelten sie den Mädchen Handarbeitskenntnisse und ließen sie je nach sozialer Herkunft an Bildungsinhalten teilhaben, um sie auf ihre zukünftige »Bestimmung« vorzubereiten. Aufgrund ihrer Berufstätigkeit

entsprachen sie diesen Idealvorstellungen nur bedingt. Zudem mussten sie einen großen Aufwand betreiben, um den finanziellen Nutzen ihrer Schulen zu verschleiern und dem Vorwurf des Eigennutzes aus dem Weg zu gehen. Dieser Vorwurf betraf zwar auch Männer in diesem Bereich, hatte bei Frauen, denen die Ausübung von unbezahlter Sorgearbeit auf Basis ihrer »natürlichen Anlagen« zugeschrieben wurde, jedoch ein zusätzliches Gewicht. Die gesellschaftlichen Widersprüche, die aufgrund der fortwährenden Festschreibung geschlechtsspezifischer Normen entstehen, werden im Bildungsbereich besonders deutlich. Die Schule war der Ort, an dem diese Normen vermittelt wurden. Wie Menschen handeln, ist nicht naturgegeben, sondern wird erlernt. Bis zu einem gewissen Grad gilt dies auch für ihre Gefühle.

Ab der Mitte des 18. Jahrhunderts wurden die Bildungsagenden in der Habsburgermonarchie schrittweise zentralisiert, und es wurden Mindeststandards festgelegt. Sämtliche Bildungseinrichtungen, darunter auch kirchliche Institutionen, wie die Englischen Fräulein in St. Pölten und der Orden St. Ursula (Ursulinen) in Wien, Graz, Linz und Innsbruck, wurden unter staatliche Aufsicht gestellt. Diese spielten weiterhin eine wichtige Rolle für die Bildung von Mädchen. Es entstanden die ersten staatlichen »Töchterinstitute«, die Mädchen aus Offiziers- und Beamtenfamilien eine Ausbildung zur Lehrerin bzw. Erzieherin ermöglichten. In diesen Internaten wurde eine sehr beschränkte Anzahl von Schülerinnen unterrichtet.

Die Entstehung des Bildungswesens für die breite Bevölkerung war wie die Industrialisierung und Urbanisierung eine langfristige Entwicklung, die zu einem tiefgreifenden sozialen Wandel führte und den Alltag der Menschen einschneidend veränderte. Mit der *Allgemeinen Schulordnung* von 1774 wurde die Unterrichtspflicht für Kinder im Alter von sechs bis zwölf Jahren eingeführt. Die Elementarbildung erfolgte in der sechsjährigen Trivialschule, dem Vorläufer der späteren Volksschule. Ein darüber hinausgehender Unterricht für Mädchen blieb weitgehend kirchlichen und privaten Einrichtungen überlassen. Der allgemeine Konsens, dass Mädchen auf ihre zukünftige »Bestimmung« als Ehefrau und Mutter vorbereitet werden sollten, ermöglichte Frauen unterschiedlicher Gesellschaftsschichten die aktive Teilnahme am schulischen Bildungsangebot.

Handarbeiten wurden derart mit Weiblichkeit verknüpft, dass in einer Verdoppelung stets von den »weiblichen Handarbeiten« die Rede war. Für Schülerinnen aus prekären Verhältnissen waren fundierte Kenntnisse in Handarbeiten wichtig, um eine Erwerbstätigkeit aufnehmen zu können. Das galt ebenso für Mädchen aus wohlhabenderen Gesellschaftsschichten. Sie sollten zum einen die Arbeiten ihres Dienstpersonals überprüfen können und zum anderen in der Lage sein, eigenhändig Werkstücke für repräsentative und wohltätige Zwecke herzustellen. Außerdem boten diese Kenntnisse eine Absicherung für den Fall, dass sie Geld verdienen mussten. Obwohl es in wohlhabenden Familien weiterhin üblich war, Hauslehrer und Gouvernanten anzustellen, wurde der außerhäusliche Unterricht in Internaten für gut situierte bürgerliche und adelige Familien eine Alternative. Besonders beliebt war ein Aufenthalt in der kaiserlichen Residenzstadt Wien.

Das Buch ist in sieben Kapitel gegliedert. Das erste Kapitel beschäftigt sich mit der Quellenlage und bietet einen Überblick über Begriffe, Zugriffe und gesetzliche Rahmenbedingungen. Darauf folgt eine Diskussion der Vielfalt von Mädchenschulen und Bildungsinhalten im Untersuchungszeitraum. Das zweite Kapitel setzt sich mit den ge-

schlechtsspezifischen Idealen der Aufklärung und deren Umsetzung im Unterricht sowie der Figur der idealen Lehrperson auseinander. Die damit verbundenen Widersprüche werden am Beispiel eines Lesebuches für Mädchen um 1800 thematisiert. Das Zusammenwirken von Geschlecht, sozialer Herkunft und Religion wird an den Werdegängen von Frauen und Männern im Bereich der Privatschulen für Kinder aus wohlhabenden Familien deutlich. Diese sind das Thema des dritten Kapitels, das zudem einleitend auf die rechtlichen Rahmenbedingungen für unternehmerisch tätige Frauen im frühen 19. Jahrhundert eingeht. Der Fall der Hausfrauenbildungsanstalt von Therese von Dreger beleuchtet die Rolle sozialer Nahbeziehungen – insbesondere der Paarbeziehung – von Schulunternehmerinnen sowie die Bedeutung von Medien und Formen der Unterhaltung und die damit verbundenen Ängste im Wien der 1830er und 1840er Jahre. Vor dem Hintergrund der Aufbruchsstimmung des Revolutionsjahres 1848 und der darauffolgenden Ernüchterung wird im fünften Kapitel das Schulprojekt der Schwestern Betty und Marie Fröhlich analysiert. Zunächst kehrt das sechste Kapitel ins 18. Jahrhundert zurück, um die Bedeutung der Handarbeitsausbildung und des Konzepts der Arbeits- und Industrieschulen aufzuzeigen. Frauen erschlossen sich durch den Handarbeitsunterricht vielfältige Handlungsmöglichkeiten. Im zweiten Abschnitt wird die Rolle von Frauenvereinen in den 1850er Jahre beleuchtet. Ihre Mission war es, Mädchen aus »proletarischen« Haushalten zu Arbeit, Fleiß und Sittlichkeit zu erziehen. Damit wird die politische Agenda offenbar: Es sollten brave, angepasste und nicht revoltierende Untertanen erzogen werden. Kapitel sieben handelt vom Fall eines im Jahr 1789 von Anna Maria Klement gegründeten Mädcheninstituts, das mit wechselnden Eigentümerinnen und an verschiedenen Orten bis 1864 bestand. Anhand dieser Fallgeschichte werden abschließend die politischen, rechtlichen und sozialen Aspekte veranschaulicht, die die Gründung und Leitung von Mädchenschulen beeinflussen.

Danksagung

Zunächst bedanke ich mich bei allen, mit denen ich familiär oder freundschaftlich verbunden bin, herzlich für das Daumen drücken während der Entstehung dieser Studie.

Die Publikation wurde dankenswerterweise vom Open Access Fonds der Österreichischen Akademie der Wissenschaften (ÖAW) gefördert. Die Forschung zu den Fallgeschichten über Mädchenschulen durfte ich überwiegend im Rahmen meines 2018 abgeschlossenen Doktoratsstudiums am European University Institute in Florenz erarbeiten und in den Folgejahren durch weitere Archivstudien ergänzen. Ohne die kompetente Unterstützung des Archivpersonals, vor allem des Österreichischen Staatsarchivs und des Wiener Diözesanarchivs, wäre diese Studie nicht möglich gewesen. Mein besonderer Dank gilt meiner Frau Aoife, die den Fortgang der Recherchen mit großem Interesse begleitet hat. Meinem PhD-Betreuer Pieter Judson danke ich für sein kontinuierliches Feedback bei der Entwicklung meiner Dissertation und dafür, dass er mich angespornt hat, mich ins frühe 19. Jahrhundert zu wagen.

Durch die Beschäftigung mit Unternehmerinnen im Rahmen eines vom Jubiläumsfonds der Österreichischen Nationalbank geförderten Projekts bei Gabriella Hauch am Institut für Geschichte der Universität Wien, sowie durch die Forschung in den Beständen von Adelsfamilien im Kontext meiner Anstellung am Institute for Habsburg and Balkan Studies der ÖAW bei Katrin Keller, konnte ich mein Verständnis für den Alltag und die Dynamiken sozialer Ungleichheit im 19. Jahrhundert vertiefen. Gabriella Hauch hat mich in meinem Werdegang stets fachlich betreut, unterstützt und ermutigt. Im letzten Jahr bestärkten mich besonders Barbara Haider-Wilson und Ulrike Harmat, dieses Buch zu schreiben. Ulrike Harmat hat überdies das Manuskript redaktionell betreut. Ich möchte ihnen und allen Wegbegleiter:innen danken, die an den Forschungseinrichtungen, an denen ich tätig war, forschen und arbeiten.

Mirjam Galley vom transcript Verlag danke ich für ihre kompetente und engagierte Unterstützung im Publikationsprozess.

Ich widme diese Studie all jenen, von denen ich lernen durfte.

1. Rahmungen

»Was soll ich von mir sagen? Die flüchtigen Gedanken, wurden von sehr ernsten verjagt. Ich sehe nichts vor mir als ungeheure Schultafeln, Schulbänke, u. mein würdevolles Einerschreiten, als Vorsteherin eines Erziehungsinstitutes: Pläne von praktischen Einrichtungen, Erneuerungen, Verbesserungen galoppieren in den Hirnclassen auf und ab; Inspectionsreisen mache ich schon im Geiste mit: na, ich bin neugierig!«¹

Dieses Zitat aus dem Tagebuch der 23-jährigen Antonie Machold (1845–1929) aus dem Jahr 1868 zeigt die Begeisterung einer jungen Frau bei dem Gedanken, eine eigene Privatschule für Mädchen zu eröffnen. Darin entwirft sich Machold als Lehrerin, die mit der Würde ihres Amtes ausgestattet, den Raum des Klassenzimmers mit Schultafel und Schulbänken für sich einnimmt. Sie möchte ihr geplantes Institut stetig verbessern und dafür »Inspektionsreisen« unternehmen. In diesem Kapitel geht es um die Rahmenbedingungen einer solchen Institutsgründung, wobei der Schwerpunkt auf die Veränderungen um 1800 gelegt wird.

1.1 Begriffe, Überlieferung und Schulgesetze

Historisch betrachtet standen die Bildungsmöglichkeiten und damit auch -chancen für Knaben im Fokus der Forschung. Das ist der Quellenlage geschuldet. Vor allem der Bereich der höheren Bildung, der überwiegend von staatlich finanzierten Institutionen abgedeckt wurde, ist umfassend dokumentiert und ab der Mitte des 19. Jahrhunderts auch zahlenmäßig detailliert erfasst. Die Bildung von Mädchen, selbst jene, die aus heutiger Sicht dem Bereich der Sekundarstufe zugeordnet werden kann, war organisatorisch der Primarstufe zugeteilt und fiel somit von 1805 bis 1868 in den Zuständigkeitsbereich der katholischen Schulaufsicht. Spätestens mit dem »Kulturkampf« der 1860er Jahre zwischen liberalen politischen Strömungen und der katholischen Kirche wurde alles, was mit Letzterer in Zusammenhang stand, mit dem Etikett »rückständig« versehen.

1 ÖNB (Österreichische Nationalbibliothek), Autografen und Nachlässe, Sammlung: Handschriften, Sign. Cod.Ser. n. 52753 Han, Graf, Antonie: Tagebuch 1868, S. 63.

Dieses Narrativ der Rückständigkeit wurde auch von einigen männlichen Lehrerkollegen geschürt, die die eigene Wissenschaftlichkeit im Gegensatz zur »Charlatanerie«² von Privatschulinhaberinnen betonten. Abgesehen davon, dass sie damit ihre eigene Tätigkeit aufwerteten, diente diese Pauschalbewertung als Ventil für die Aggressionen gegenüber Frauen, die im Lehrberuf, wo es ohnehin kaum Aufstiegsmöglichkeiten gab, Leitungsfunktionen inne hatten und diese Aufgabe fallweise erfolgreich und langjährig ausführten. Wie gezeigt werden soll, wurde Frauen eine fehlende Wissenschaftlichkeit vorgeworfen, obwohl sie keine Möglichkeit hatten, eine vergleichbare Ausbildung zu absolvieren.

Die Vertreterinnen der ersten Frauenbewegung griffen das Fehlen einer systematischen Vorbildung von Institutsinhaberinnen auf, um die Mädchenbildung im 19. Jahrhundert als Übergang darzustellen und damit die Wichtigkeit ihrer politischen Ziele in der Gegenwart zu unterstreichen.³ Mit der Möglichkeit, ein Maturazeugnis auszustellen, das erstmals im erfolgreichen Bildungsunternehmen von Eugenie Schwarzwald, geb. Nussbaum (1872–1940) erworben werden konnte, wurden Privatmädchenschulen als »ernsthafte« Schulen wahrgenommen.⁴

Die Erzählung von der Rückständigkeit der Mädchenbildung – und somit derjenigen, die diese vermittelten – entsteht zudem unweigerlich, wenn die Bildungsmöglichkeiten von Knaben als Vergleichsfolie verwendet werden. Die Historikerin Margret Friedrich, eine Spezialistin der Mädchenbildung in Österreich, verwendet in diesem Zusammenhang Metaphern wie: »Dornröschenschlaf«, »verschlossenes Paradies« bzw. »Stieftochterdasein«, um die strukturelle Benachteiligung von Mädchen im Bildungsbereich zum Ausdruck zu bringen.⁵ Diese Benachteiligung muss in der historischen Forschung weiterhin sichtbar gemacht werden, um zu verdeutlichen, wie wichtig es ist, Chancengleichheit in der Gegenwart politisch einzufordern. Gleichzeitig erscheinen die Bildungsmöglichkeiten für Mädchen in der Habsburgermonarchie in einem anderen Licht, wenn man sie in den Kontext einer breiteren europäischen Entwicklung stellt. Diese Kontextualisierung wurde vom Historiker James Albisetti mit dem Fokus auf Preußen vorgenommen. Übertragen auf die Habsburgermonarchie wird erkennbar, dass

-
- 2 Reuper, Julius: *Frauenberuf und Frauenbildung*, Wien: A. Pichler's Witwe & Sohn 1878, S. 32. Beispiele dafür finden sich auch in anderen Kapiteln der vorliegenden Studie.
 - 3 Käthner, Martina/Kleinau, Elke: *Höhere Töchterschulen um 1800*, in: Claudia Opitz/Elke Kleinau (Hg.), *Geschichte der Mädchen und Frauenbildung*. Band 1: *Vom Mittelalter zur Aufklärung*, Frankfurt/New York: Campus Verlag 1996, S. 393–408, hier S. 394.
 - 4 Holmes, Deborah: *Langeweile ist Gift. Das Leben der Eugenie Schwarzwald*, St. Pölten/Salzburg/Wien: Residenz Verlag 2012.
 - 5 Friedrich, Margret: »Dornröschen schlafe hundert Jahr...«. *Zur Geschichte der Mädchenbildung in Österreich im 19. Jahrhundert*, in: Margret Friedrich/Peter Urbanitsch (Hg.), *Von Bürgern und ihren Frauen*, Wien/Köln/Weimar: Böhlau 1996, S. 181–196. Friedrich, Margret: »Ein Paradies ist uns verschlossen ...«. *Zur Geschichte der schulischen Mädchenerziehung in Österreich im »langen« 19. Jahrhundert*, Wien/Köln/Weimar: Böhlau 1999. Friedrich, Margret: *Hatte Vater Staat nur Stieftöchter? Initiativen des Unterrichtsministeriums zur Mädchenbildung 1848–1914*, in: Brigitte Mazohl-Wallnig (Hg.), *Bürgerliche Frauenkultur im 19. Jahrhundert*, Wien/Köln/Weimar: Böhlau 1995, S. 301–342.

die Bildungspolitik für Mädchen im europäischen Vergleich keineswegs rückständig, sondern durchaus zeitgemäß war.⁶

In diesem Buch werden diese Perspektiven miteinander verbunden. Es wird aufgezeigt, wie begrenzt die Bildungsmöglichkeiten für Mädchen und Frauen waren und wie sehr diese Einschränkungen durch geschlechtsspezifische Zuschreibungen legitimiert wurden. Gleichzeitig bot dieser Sektor Chancen für Erfahrungen und weibliche Teilhabe, die weit über das hinausgingen, was in populären Geschichtsdarstellungen als Möglichkeitshorizont für Frauen dargestellt wurde – einige Frauenbiografien die als Einzelfälle inszeniert wurden ausgenommen. Im Zentrum der Analyse stehen die Handlungsmöglichkeiten von Schulunternehmerinnen und die Umsetzung von Schulprojekten vor dem Hintergrund zeitgenössischer Diskurse sowie sich verändernder gesetzlicher Rahmenbedingungen. Die Erfahrungen der Schüler:innen können nur erahnt werden.⁷ Das Eingangszitat zeugt von der Vorbildwirkung, die Frauen in Leitungspositionen hatten. In die Analyse werden einige Privatschulen für Knaben und deren Inhaber miteinbezogen, um die unterschiedlichen Voraussetzungen und Möglichkeiten von Mädchen und Knaben nachzuvollziehen, sowie die Hindernisse, die einer gleichberechtigten Bildung entgegenstanden aufzuzeigen. Thematisiert werden außerdem einige besonders prägende Diskurse für den Bildungsbereich, sowie gesellschaftliche Um- und Aufbrüche im Untersuchungszeitraum, von der Einführung der Unterrichtspflicht⁸ im Jahr 1774 bis zur umfassenden Reform der Primarstufe mit dem *Reichsvolksschulgesetz* im Jahr 1869.

Bildung – Sozialisation – Erziehung

Im Zuge der Zentralisierung der Bürokratie im 18. Jahrhundert wurden die Bildungsgängen staatlich reguliert und kontrolliert. Bildungsinhalte erfuhren eine Vereinheitlichung und es erfolgte die Einführung verschiedener Schultypen. Schulen sollten an das jeweilige Lebensumfeld angepasste Standardkenntnisse vermitteln, damit verbundene Schlagworte waren »Gemeinnützigkeit« und »Glückseligkeit«. Die Heranbildung »nützlicher Untertanen« – stets in männlicher Form – wurde als eine wichtige Voraussetzung für die »Glückseligkeit« des Staates betrachtet.⁹ Für die Reformpolitiker des 18. Jahrhunderts – vor allem nach der Französischen Revolution von 1789 – bestand das Ziel darin, Wissensinhalte möglichst kontrolliert und begrenzt zu vermitteln.

Zu den Pflichtfächern (Normalgegenständen), die alle Kinder absolvieren mussten, zählten der Religionsunterricht sowie die Fächer Lesen, Schreiben und Rechnen. Hinzu

6 Albigetti, James C.: *Schooling German Girls and Women. Secondary and Higher Education in the Nineteenth Century*, Princeton: Princeton University Press 1988, S. 301f.

7 Zum Forschungsstand der »Schüler:innengeschichte« siehe Kluchert, Gerhard: *Das Leben der Schüler:innen. Konzepte, Probleme und Perspektiven seiner historischen Forschung*, in: Daniel Gerster/Carola Groppe (Hg.), *Schülerinnen- und Schülerleben im 19. und 20. Jahrhundert*, Bad Heilbrunn: Verlag Julius Klinkhardt 2023, S. 15–37.

8 Die synonyme Verwendung der Begriffe Unterrichts- und Schulpflicht kann darauf zurückgeführt werden, dass in der Praxis der Schulbesuch die häufigste und am weitesten verbreitete Form der Erfüllung der Unterrichtspflicht war. Auch in dieser Studie werden die Wörter synonym verwendet.

9 Engelhardt, Ulrich: *Zum Begriff der Glückseligkeit in der kameralistischen Staatslehre des 18. Jahrhunderts*, in: *Zeitschrift für Historische Forschung* 8/1 (1981), S. 37–79, hier S. 78.

kam der Aspekt des emotionalen Lernens. Außerdem wurden geschlechts- und schichtspezifische Umgangsformen weitergegeben. Bildung wird dementsprechend in dieser Studie breit definiert, nämlich als Aneignung von Kenntnissen und Fähigkeiten, die Kinder in einem bestimmten historischen Kontext durch ihr Sozialisationsumfeld und gezielte Erziehung erwerben.¹⁰ Bildungsunternehmerinnen waren Frauen, die mit dieser Vermittlung Geld verdienten, indem sie als Selbstständige tätig waren. Das Gleiche gilt für Männer, die Privatunterricht erteilten oder Privatschulen eröffneten. Ein wichtiger Aspekt der Bildung ist die Sozialisation. Im zweiten Kapitel werden unter diesem Titel die gesellschaftlichen Normen, Bildungsinhalte und Ängste mit dem Fokus auf geschlechtsspezifische Vorstellungen thematisiert.

Der Begriff »Bildung« wurde oft nicht mit der breiten Bevölkerung, sondern mit Menschen aus wohlhabenden Gesellschaftsschichten assoziiert, was sich in Benennungen wie »Bildungsbürger«, »Bildungsferne« oder »Bildungskanon« niederschlug. Was genau zum Kanon gehört, war und ist umkämpft und von Ein- und Ausgrenzungsmechanismen geprägt, durch die bestimmte Gruppen systematisch benachteiligt werden. Darüber hinaus variieren die Definitionen je nach Quelle. Schulen wurden oft als »Unterrichtsanstalten« bezeichnet, während der Begriff »Bildungsanstalten« häufig speziell für Gymnasien und Universitäten verwendet wurde. In der *Ökonomisch-technologische Enzyklopädie* von Johann Georg Krünitz (1728–1796), die von 1773 bis 1858 in 242 Bänden veröffentlicht wurde, wird zwischen einer Schulanstalt, in der die Kinder nur tagsüber verweilen und unterrichtet werden, und einer Erziehungsanstalt, in der sie über »gewisse Jahre ganz aufgenommen, unterrichtet und erzogen werden«¹¹ differenziert. Erziehung ist demnach über den Unterricht hinausgehende Betreuung. Dementsprechend wurden Internate im 19. Jahrhundert oft als »Lehr- und Erziehungsanstalten« oder »Lehr- und Erziehungsinstitute« bezeichnet.

Die Bildungsziele waren von der Sorge begleitet, dass Kindern Wissen vermittelt werden könnte, das sie angesichts ihrer schichtspezifischen Herkunft und ihres Geschlechts für ihr weiteres Leben untauglich machen könnte. Soziale Mobilität war für Knaben zwar eher möglich als für Mädchen, jedoch grundsätzlich nicht erwünscht.¹² Spezifische Bildungsziele für Mädchen kristallisierten sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts heraus. Zeitgleich setzte sich der Begriff »Mädchen« durch, wobei in den Quellen bis ins 19. Jahrhundert andere Bezeichnungen, wie »Mägdlein«, kursierten. Dabei handelt es sich um eine Verkleinerungsform, die »kleine Frau« bedeutet. Somit wurde, wie die Historikerin Meike Lauggas zeigt, begrifflich der Fokus auf die zukünftige »Bestimmung« der »großen Frauen« gelegt.¹³ Im Mittelpunkt des Interesses stand die Vorbereitung auf Haushalt, Ehe und Mutterschaft.

-
- 10 Brehmer, Ilse: Auf den Spuren der Frauen, in: Ilse Brehmer/Gertrud Simon (Hg.), *Geschichte der Frauenbildung und Mädchenerziehung in Österreich*, Graz: Leykam 1997, S. 11–15.
 - 11 Siehe Artikel »Schul-Anstalt«, in: Krünitz, Johann Georg: *Ökonomisch-technologische Enzyklopädie*, Band 148 (1828), S. 783.
 - 12 Melton, James Van Horn: *Absolutism and the eighteenth-century origins of compulsory schooling in Prussia and Austria*, Cambridge: Cambridge University Press 1988, S. 214f.
 - 13 Lauggas, Meike: *Mädchenbildung bildet Mädchen. Eine Geschichte des Begriffs und der Konstruktionen*, Wien: Milena-Verlag 2000, S. 191. James Albisetti hebt hervor, wie die Rede von der »Bestimmung« allgegenwärtig war. J. C. Albisetti: *Schooling*, S. 14–22.

Oben - Mitte - Unten? Die Schwierigkeit, soziale Herkunft zu fassen

Der Umgang mit schichtspezifischen Zuordnungen ist begrifflich problematisch, da damit unweigerlich eine Wertung verknüpft ist. Daher werden im Folgenden Kategorien wie Unter-, Mittel- oder Oberschicht vermieden und stattdessen Kinder aus wohlhabenden oder gut situierten bzw. aus prekären Verhältnissen unterschieden, um die ökonomische Bedingtheit sozialer Herkunft und die strukturelle Benachteiligung zu betonen. All diese Begriffe greifen jedoch zu kurz, da die finanziellen Möglichkeiten innerhalb einer Gruppe sehr unterschiedlich waren. Der Ausdruck »prekäre Verhältnisse« ist keine adäquate Bezeichnung für die drückende Armut, mit der ein Großteil der Menschen im Wien des 18. und 19. Jahrhunderts zu kämpfen hatte. Familien aus dem Adel und Teile des entstehenden Bürgertums waren vergleichsweise gut situiert, wobei innerhalb dieser Zugehörigkeiten eine große Heterogenität herrschte. Die Bandbreite der Zugehörigkeiten beim Adel wird gemeinhin grob in Hochadel (kaiserliche Dynastie und Fürstentümer) und dem sogenannten niederen Adel unterteilt. Letzterer umfasste gräfliche, freiherrliche oder schlichte »von«-Titel, die auf den nobilitierten Dienstadel hinweisen. »Auch die Einkommensgrundlage kann als Unterscheidungskriterium dienen: Landadel einerseits, Hofadel, Beamtenadel und Militäradel andererseits bezogen ihre Einkünfte aus unterschiedlichen Quellen.«¹⁴

Mit dem Anstieg der Zahl der Nobilitierungen im 19. Jahrhundert, insbesondere während der Herrschaft von Kaiser Franz Joseph I. (1830–1916, Regierungszeit von 1848–1916), verschwammen die ohnehin zunehmend unscharfen Grenzen zwischen Adel und Bürgertum. Zudem fällt in den Untersuchungszeitraum die Herausbildung von »Klassen«, also gesellschaftlichen Gruppen, die Interessen der eigenen »Klasse« artikulierten und mit Forderungen verbanden. In diesem Zusammenhang entstanden Bezeichnungen wie »Proletariat«.¹⁵ Die »Frauenfrage« in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts war eine Frage der Bildungs- und Erwerbsmöglichkeiten von Mädchen aus der »Mittelschicht«, also »Töchtern von Beamten, Gewerbetreibenden oder Kaufleuten«¹⁶. Laut der Historikerin Waltraud Heindl bildeten höhere Beamte »allein zahlenmäßig die wesentlichste Gruppe des Bildungsbürgertums in Österreich, was angesichts der Schwäche des ›Besitzbürgertums‹ in den habsburgischen Ländern umso schwerer wog.«¹⁷ Achtzig Prozent der Wiener Zentralstellen waren mit nichtaristokratischen Beamten besetzt, die ökonomisch kein gutes finanzielles Auskommen hatten.¹⁸ Das ist für

-
- 14 Diemel, Christa: Adelige Frauen im bürgerlichen Jahrhundert. Hofdamen, Stiftsdamen, Salondamen 1800–1870, Frankfurt a.M.: Fischer 1998, S. 10.
- 15 Zu den vielen Facetten des Begriffs »Klasse« siehe Cannadine, David: *The rise and fall of class in Britain*, New York: Columbia University Press 1999.
- 16 Friedrich, Margret: Versorgungsfall Frau? Der Wiener Frauen-Erwerb-Verein – Gründungszeit und erste Jahre des Aufbaus, in: *Studien zur Wiener Geschichte* 47/48 (1991/1992), S. 263–308, hier S. 265.
- 17 Heindl, Waltraud: Bürokratisierung und Verbürgerlichung. Das Beispiel der Wiener Zentralbürokratie seit 1780, in: Hannes Steckl (Hg.), »Durch Arbeit, Besitz, Wissen und Gerechtigkeit«. Bürgertum in der Habsburger Monarchie, Wien 1992, S. 193–202, hier S. 193.
- 18 Ebd., S. 196.

diese Studie insofern relevant, da die Inhaberinnen von sogenannten Töchtertschulen, das heißt Mädcheninternaten, oft aus diesem Umfeld stammten.

Erst ab der Mitte des 19. Jahrhunderts durften Internate Kinder auch tagsüber ausschließlich zum Zweck des Schulbesuchs aufnehmen. Dafür musste eine spezielle Erlaubnis für Tagesschulen eingeholt werden, die im Gegensatz zu Instituten als »Mädchenschulen« bezeichnet wurden. Diese befanden sich oft in den Wiener Vorstädten und wurden mehrheitlich von Mädchen aus Beamtenfamilien und dem bürgerlichen Gewerbe besucht. Deren Eltern waren finanzkräftig genug, um ihren Töchtern eine bessere Bildung zu ermöglichen, als sie diese in regulären, staatlich finanzierten Schulen erhalten hätten. Anne Schmidt eröffnete 1791 eine dieser »Mädchenschulen« auf dem Gebiet der Vorstadt Landstraße, in der Kinder zu »billigen Preisen«¹⁹ unterrichtet wurden. Der Schwerpunkt lag auf den Elementargegenständen sowie Unterricht in Französisch und Handarbeiten bot Schmidt Vaterlandskunde, »Natur- und Seelenlehre«,²⁰ Haushaltskunst und Zeichenunterricht an. In den im Mai 1791 veröffentlichten Anzeigen stellte die Schulinhaberin auch den Unterricht im Handarbeiten detailliert dar, der das Nähen, Stricken, Markieren bzw. Monogrammieren der Wäsche, Netzen, Sticken und Haubenmachen umfasste.

Frauen, die Handarbeitsunterricht für Mädchen anboten, stammten dagegen vielfach aus Familien von Gewerbetreibenden oder dem Handwerk und/oder waren selbst in der Textilbranche unternehmerisch tätig. Grundsätzlich konnten in diesem Schulbereich Frauen einer großen sozialen Bandbreite Fuß fassen. Praktisch gesehen sollten Frauen dem Staat im Notfall nicht zur Last fallen, weshalb Handarbeitskenntnisse für Mädchen jeglicher Herkunft propagiert wurden.²¹ Für Mädchen zählte das Handarbeiten zu den elementaren Kenntnissen, die ihnen beigebracht werden sollten. Vor diesem Hintergrund ist die rasche Verbreitung und hohe Zahl sogenannter privater Arbeits- oder Industrieschulen zu sehen, die neben dem limitierten staatlichen Angebot des Handarbeitsunterrichts betrieben wurden. Welche Handarbeitskenntnisse konkret vermittelt wurden, war jedoch umstritten, da diese den Mädchen keine soziale Mobilität ermöglichen sollten.²² Die Vermittlung sogenannter feiner Handarbeiten bzw. »Luxusarbeiten« war an die Kenntnisse spezieller Fertigkeiten gebunden, die oft Mädchen aus

19 Wiener Zeitung, 14.05.1791, S. 1293.

20 Ebd.

21 Zur Feminisierung der Handarbeiten siehe Coffin, Judith G.: *The Politics of Women's Work: The Paris Garment Trades, 1750–1915*, Princeton: Princeton University Press 1996, S. 19–45. Wie Petra Meyer in ihrer Studie zu Frankfurter Mädchenschulen zeigt, wurde das Argument, nicht zur Last fallen zu wollen, von Frauen auch strategisch vorgebracht, um die Genehmigung für die Eröffnung einer »Näh-« oder »Strickschule« zu erhalten. Meyer, Petra: *Mädchenbildung in Frankfurt a.M. zwischen 1816 und 1848*. Unveröffentlichte Dissertation, Frankfurt a.M. 1979, S. 64f.

22 Zur Rolle von »Handarbeiten« im Dienst bei adeligen Frauen siehe Schütz, Waltraud: »Mit eigenen Lektionen wird sie recht sauber frisieren.« Dienstpersonal und Arbeitserziehung aus adeliger Sicht im Wien des frühen 19. Jahrhunderts, in: *Frühneuzeitinfo*. Ausgabe: *Arbeit macht Geschlecht – Geschlecht macht Arbeit*, 36 (2025), S. 71–88. Siehe auch Ladj-Teichmann, Dagmar: *Erziehung zur Weiblichkeit durch Textilarbeiten ein Beitrag zur Sozialgeschichte der Frauenbildung im 19. Jahrhundert*, Weinheim: Beltz 1983.

wohlhabenden Kreisen vorbehalten blieben.²³ In Krisenzeiten, wie den Jahren der Koalitionskriege (1792–1815), die auch als »Revolutionskriege« (1792–1802) und »Napoleonische Kriege« (1800–1814) bezeichnet werden, waren Kenntnisse in der Herstellung von Textilwaren und Accessoires oft eine Möglichkeit, Geld zu verdienen. Die *Gesellschaft adeliger Frauen zur Beförderung des Guten und Nützlichen*, die 1810 kurz vor dem Staatsbankrott gegründet wurde, etablierte in den ökonomisch schwierigen 1810er-Jahren ein Verkaufssystem für Handarbeitserzeugnisse. Frauen konnten bei diesem Angebot ihre Produkte anonym abgeben und erhielten den Erlös.²⁴ Handarbeiten und Wohltätigkeit waren im 19. Jahrhundert in Wien ein häufiger gemeinsamer Nenner der Zusammenarbeit und des Austausches zwischen adeligen und bürgerlichen Frauen.

In der Forschung wurden adelige und bürgerliche Lebenswelten lange als völlig getrennte Sphären betrachtet. Im Hinblick auf den Bildungsbereich wirkten diese aufeinander ein. Die Historikerin Sylvia Paletschek hebt hervor, dass sich Weiblichkeitsideale der Aufklärung an adelige und bürgerliche Mädchen richteten und das »bürgerliche« Frauenbild »vom gebildet-aufgeklärten Adel gestaltet und als Erziehungskonzept für adelige Töchter formuliert«²⁵ wurde. Adelige Familien – soweit feststellbar, vor allem des niederen Adels und dabei spezifisch des Landadels – schickten ihre Töchter und teilweise ihre Söhne ab dem späten 18. Jahrhundert vermehrt in den Unterricht von Privatschulinhaber:innen in urbanen Zentren, die überwiegend nicht adeliger Abstammung waren. Während der sogenannte Hochadel weiterhin unter sich blieb, wurden die Grenzen in den niederen Adelskreisen fließender. Eine adelig-bildungsbürgerliche Kultur, wie in Berliner Salons üblich, bildete sich in Wien nicht heraus.²⁶

Die Verschränkung binärer Kategorien

»Der Erfolg der öffentlich und der Privat-Erziehung hänget nicht allein von dem guten Willen und Eifer, sondern auch von der Geschicklichkeit derjenigen ab, denen der Staat oder der Privatmann seine Kinder anvertraut.«²⁷

Diese Zeilen sind eine Widmung an Kaiser Franz II./I. (1768–1835, Regierungszeit 1792–1835), verfasst von Vincenz Eduard Milde (1777–1853). Milde war der erste Inhaber des Lehrstuhls für Erziehungskunde an der Universität Wien und verfasste in dieser

-
- 23 Zur Differenzierung siehe Holm, Christiane: Handarbeiten – Luxusarbeiten, in: Anna Ananieva/Dorothea Böck/Hedwig Pompe (Hg.), *Geselliges Vergnügen. Kulturelle Praktiken von Unterhaltung im langen 19. Jahrhundert*, Bielefeld: Aisthesis Verlag 2011, S. 71–89.
- 24 Schütz, Waltraud: From Aristocracy to Advocacy. A Charitable Association of Noble Women in Early 1800s Vienna, in: Barbara Haider-Wilson/Waltraud Schütz (Hg.), *Frauen als politisch Handelnde. Beiträge zur Agency in der Habsburgermonarchie, 1780–1918*, Bielefeld: transcript 2025, S. 119–140, hier S. 133f.
- 25 Paletschek, Sylvia: Adelige und bürgerliche Frauen (1770–1870), in: Elisabeth Fehrenbach (Hg.), *Adel und Bürgertum in Deutschland 1770–1848*, München: Oldenbourg 1994, S. 159–185, hier S. 163.
- 26 C. Diemel: *Adelige Frauen*, S. 220.
- 27 Vincenz Eduard Milde an Kaiser Franz, Widmung des Allgemeinen Lehrbuchs über Erziehungskunde, zitiert in Wotke, Karl: *Vincenz Eduard Milde als Pädagoge und sein Verhältnis zu den geistigen Strömungen seiner Zeit*, Wien: Braumüller 1902, S. 95.

Funktion ein Grundlagenwerk für die Lehrerausbildung. Mildes Formulierung illustriert, dass öffentliche und private Bildungsbelange im 19. Jahrhundert miteinander gedacht wurden.

In Verzeichnissen, statistischen Erhebungen, Zeitschriften zu Bildung und Unterricht ist stets von öffentlicher *und* privater Bildung bzw. Erziehung die Rede. Zeitschriften, die ab der Mitte des 19. Jahrhunderts über den Lehrberuf und die Schule erschienen, nannten meist beide Formen. Der Untertitel der 1848 herausgegebenen *Wiener Schulzeitung* lautete: *Zur Förderung der öffentlichen und Privaterziehung und durch sie der Civilisation*.²⁸ Das, was gegenwärtig als öffentliches Schulwesen bekannt ist, hat sich erst schrittweise und mit Unterstützung von Privatpersonen sowie Vertretern des katholischen Klerus entwickelt. Zur Komplexität trägt bei, dass um 1800 private Schulen oft auch als öffentliche Schulen bezeichnet wurden.²⁹

Aus der Perspektive der Frauen- und Geschlechtergeschichte ist es von zentraler Bedeutung, die historischen Bedingungen der als »natürlich« geltenden Geschlechterunterschiede zu rekonstruieren und zu dekonstruieren.³⁰ Dabei sind vor allem solche binären Gegensätze zu hinterfragen, die eine scheinbare »Normalität« und ein »es ist immer schon so gewesen« suggerieren.³¹ Besonders die Arbeit mit bildungshistorischen Quellen hat das Potenzial, die Entstehung dieser Gegensätze und Annahmen sichtbar zu machen. Öffentliche und private Bildungsangebote als Gegensatzpaar zu verstehen und gleichzeitig das Private auszublenden, hängt eng mit der Zuweisung von geschlechterspezifischen Rollenvorstellungen in die Sphären privat/öffentlich zusammen. Geschlechterrollen sind sozial konstruiert und variieren je nach historischem Kontext, wobei die normative Ordnung der Neuzeit Hierarchien zwischen Männern und Frauen betonte. Im späten 18. Jahrhundert gewannen biologische Unterschiede und damit in Verbindung gebrachte psychologische Merkmale an Bedeutung, was zur Idee der wesensmäßigen Unterscheidung der Geschlechter führte. Dieses binäre Konstrukt, das Männer als für das öffentliche Leben und Frauen für den privaten Bereich verantwortlich betrachtet, hat bis heute tiefgreifende Auswirkungen auf die Geschlechtervorstellungen.³²

28 Wiener Schulzeitung, Ein wissenschaftliches Zeitblatt zur Förderung der öffentlichen und Privaterziehung und durch sie der Civilisation, 07.07.1848, S. 1. Siehe Kapitel 5.1.

29 Mayer, Christine: Die Anfänge der institutionalisierten Mädchenerziehung an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert, in: Claudia Opitz/Elke Kleinau (Hg.), Geschichte der Mädchen und Frauenbildung. Band 1: Vom Mittelalter zur Aufklärung, Frankfurt/New York: Campus Verlag 1996, S. 373–392, hier S. 374.

30 Scott, Joan W.: Gender. A Useful Category of Historical Analysis, in: American Historical Review 91/5 (1986), S. 1053–1068. Gehmacher, Johanna/Mesner, Maria: Geschlechtergeschichte/n in Bewegung, in: Johanna Gehmacher/Maria Mesner (Hg.): Frauen- und Geschlechtergeschichte. Positionen/Perspektiven, Innsbruck/Wien/Bozen: Studien-Verlag 2003, S. 7–17.

31 Zur Untersuchung binärer Gegensätze aus geschlechterhistorischer Perspektive, siehe Optiz-Belakhal, Claudia: Geschlechtergeschichte. 2., aktualisierte Auflage, Frankfurt/New York: Campus Verlag 2018, S. 42–63.

32 Ulbrich, Claudia: Geschlechterrollen, in: Claudia Ulbrich, Verflochtene Geschichte(n). Ausgewählte Aufsätze zu Geschlecht, Macht und Religion in der Frühen Neuzeit, Wien/Köln/Weimar: Böhlau 2014, S. 151–167, hier S. 151. Hausen, Karin: Die Polarisierung der »Geschlechtscharaktere« – Eine

Im Zusammenhang mit binären Kategorien stellt sich die Frage nach der Definition von Handlungsmacht bzw. *Agency*. In diesem Buch werden die Begriffe synonym verwendet, wobei durch Übersetzungen stets Unschärfen entstehen. Der Soziologe Anthony Giddens schlägt in seiner Strukturierungstheorie vor, *Agency* und *Structure* (soziale Regeln und Ressourcen), als sich gegenseitig bedingend, als Dualität zu betrachten. Giddens betont die Prozesshaftigkeit und Wechselwirkung zwischen Individuen und sozialen Strukturen: Individuen schaffen soziale Strukturen und werden gleichzeitig von ihnen geformt.³³ Die Historikerin Lynn Thomas regt eine Historisierung des Begriffs *Agency* an. Ähnlich wie Giddens betont sie, dass Menschen weder als Opfer struktureller Zwänge noch als frei handelnde Akteur:innen betrachtet werden sollten. In der historischen Analyse sind die sozialen, politischen und materiellen Bedingungen herauszuarbeiten, die das Handeln beeinflussen. In einem breiteren Verständnis von *Agency* bezieht Thomas artikulierte Absichten und unbewusste Wünsche sowie alltägliche Überlebensstrategien mit ein.³⁴ In dieser Studie wird ebenfalls von einem breiten *Agency*-Begriff ausgegangen. Dieser umfasst sowohl Überlebensstrategien als auch Handlungsweisen, die der Umsetzung der Vorstellungen der Akteur:innen dienen. *Agency* wird nicht ausschließlich als Widerstand gegen soziale Normen definiert. Bei der Konzeption von Handlungsmacht als Widerstand gegen Normen ist Vorsicht geboten, da sich daraus eine Argumentation ableiten lässt, die Handeln aus Eigennutz und Handeln für das Gemeinwohl einander gegenüber stellt. Die Historikerinnen Anne Montenach und Deborah Simonton diskutieren in ihrer Untersuchung von Unternehmerinnen verschiedene Aspekte der *Agency*-Definition. Demnach kann das Konzept der *Agency* als ein Prozess und ein Mosaik sich verändernder Möglichkeiten in unterschiedlichen Kontexten verstanden werden.³⁵ Die Fallgeschichten in diesem Band zeigen, wie Möglichkeiten ergriffen und ausgelotet wurden.

Quellen und Zugriffe

Die Grundlage für die Analyse bilden unter anderem offizielle Texte, wie staatliche, administrative, institutionelle und juristische Texte. Darüber hinaus werden auch literarische Werke, Werbung und Zeitungsbeiträge in die Untersuchung einbezogen.³⁶ Selbstzeugnisse oder »Ego-Dokumente« umfassen je nach Herangehensweise eine Vielfalt an Quellen, die biografische Informationen zu einzelnen Personen liefern.³⁷ Persönliche

Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben, in: Werner Conze (Hg.), *Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas*, Stuttgart: Ernst Klett 1976, S. 363–393.

- 33 Giddens, Anthony: *The Constitution of Society*, Berkeley: University of California Press 1984, S. xxi.
- 34 Thomas, Lynn M.: *Historicising Agency*, in: *Gender & History* 28/2 (2016), S. 324–339.
- 35 Simonton, Deborah/Montenach, Anne: *Introduction: Gender, Agency and Economy: Shaping the Eighteenth-Century European Town*, in: Deborah Simonton/Anne Montenach (Hg.), *Female agency in the urban economy. Gender in European towns, 1640–1830*, New York: Taylor & Francis 2013, S. 1–14.
- 36 June Purvis unterscheidet offizielle Texte, veröffentlichte Kommentare und Berichterstattung sowie persönliche Texte. Purvis, June: *Using Primary Sources When Researching Women's History from a Feminist Perspective*, in: *Women's History Review* 1/2 (1992), S. 273–306.
- 37 Für eine Übersicht über die Begriffsgeschichte und disziplinäre Definitionen von Ego-Dokumenten siehe Schulze, Winfried: *Ego-Dokumente: Annäherung an den Menschen in der Geschichte?*

Texte im engeren Sinne, wie Tagebücher oder Briefe, sind im Zusammenhang mit Bildungsunternehmer:innen nur selten erhalten.³⁸ Als Selbstzeugnisse können auch Unterlagen verstanden werden, die zur Etablierung, Administration sowie Bewerbung einer Schule von den Schulhaber:innen produziert wurden. Dazu zählen Bittschriften, sogenannte Suppliken, in denen die Bittsteller:innen versuchten, sich und ihre Anliegen in bestmöglichem Licht darzustellen.³⁹ Die Lebensdaten historischer Personen sind im Text angegeben, sofern ihr Geburts- und Sterbedatum ermittelt werden konnte.⁴⁰

Den größten Teil der Quellen für diese Studie bilden Akten, die im Diözesanarchiv Wien (DAW, Schulamtsakten) sowie im Österreichischen Staatsarchiv (ÖStA) in der Abteilung Allgemeines Verwaltungsarchiv (AVA, Studienhofkommission) archiviert sind. Zudem werden Quellen aus dem Niederösterreichischen Landesarchiv, der Wienbibliothek, der Österreichischen Nationalbibliothek und dem Wiener Stadt- und Landesarchiv herangezogen. In diesen Unterlagen, die überwiegend im Kontext der Verwaltungstätigkeit in Unterrichtsbelangen produziert wurden, sind Schriftwechsel von Beamten und Vertretern des Klerus ebenso überliefert wie Bitten, Proteste, Klagen, Forderungen usw. von Privatpersonen an kirchliche und staatliche Behörden. Diese Quellen werden für die Erarbeitung von Fallgeschichten herangezogen, die im Sinne einer »dichten Beschreibung« erzählt werden. Der Begriff geht auf den Ethnologen Clifford Geertz zurück. Er konzeptualisiert die Erarbeitung von Fallgeschichten und betont dabei die Involviertheit der Forschenden. Geschichte wird gemacht: »Das, was wir als unsere Daten bezeichnen, [sind] in Wirklichkeit unsere Auslegungen davon, wie andere Menschen ihr eigenes Tun und das ihrer Mitmenschen auslegen.«⁴¹

Die Vorstellung einer autoritären Verwaltung, in der Prozessabläufe ausschließlich von oben nach unten verlaufen, gilt als überholt. Bei der Analyse der Kommunikation zwischen Vertretern staatlicher Behörden und der Bevölkerung werden vielmehr Aushandlungsprozesse innerhalb verschiedener Stellen der Verwaltung sowie zwischen einzelnen Akteur:innen sichtbar. Gleichzeitig sollte das Ausmaß der Machtausübung von Behörden und der katholischen Kirche nicht zugunsten der Betonung von *Agency* verharmlost werden. Bei der Analyse dieser Kommunikationsvorgänge dienen mikrohisto-

Vorüberlegungen für die Tagung »Ego-Dokumente«, in: Winfried Schulze (Hg.), Ego-Dokumente. Annäherung an den Menschen in der Geschichte, Band 2, Berlin: Akademie Verlag 1996, S. 11–30.

- 38 Für methodische Überlegungen zu Briefen als Quellen siehe Hämmerle, Christa/Saurer, Edith: Frauenbriefe – Männerbriefe? Überlegungen zu einer Briefgeschichte jenseits von Geschlechterdichotomien, in: Christa Hämmerle/Edith Saurer (Hg.), Briefkulturen und ihr Geschlecht. Zur Geschichte der privaten Korrespondenz vom 16. Jahrhundert bis heute (L'Homme Schriften. Reihe zur Feministischen Geschichtswissenschaft Band 7), Wien/Köln/Weimar: Böhlau 2003, S. 7–33. Zur Geschichte der Tagebuchforschung siehe Gerhalter, Li: Tagebücher als Quellen. Forschungsfelder und Sammlungen seit 1800 (L'Homme Schriften. Reihe zur Feministischen Geschichtswissenschaft Band 27), Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2021.
- 39 Ulbricht, Otto: Supplikationen als Ego-Dokumente. Bittschriften von Leibeigenen aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts als Beispiel, in: Winfried Schulze (Hg.), Ego-Dokumente. Annäherung an den Menschen in der Geschichte, Band 2, Berlin: Akademie Verlag 1996, S. 149–174, hier S. 154.
- 40 Die Daten sind bei der Erstnennung von Personen angeführt. Wie die historische Forschung immer wieder zeigt, sind die Angaben in Quellen oft recht unterschiedlich.
- 41 Geertz, Clifford: Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1991, S. 14.

rische und alltagsgeschichtliche Zugänge als Vorbild und Bereicherung, da sie den Fokus auf individuelle Erfahrungen legen, die in lokale Kontexte eingebettet werden müssen.⁴² Die Veränderung des Forschungszugangs zur Verwaltung, der den Staatsapparat als Ergebnis komplexer Aushandlungsprozesse darstellt, statt den Fokus auf normative Entscheidungen zu legen, eröffnet Raum für die Erforschung von Handlungsmacht und -möglichkeiten.⁴³ Die Erforschung von Handlungsmöglichkeiten von Individuen und Gruppen im Kontext veränderlicher Herrschaftssysteme gehört zu den zentralen Anliegen der Frauen- und Geschlechtergeschichte. Dabei wirken situativ verschiedene Faktoren wie Geschlecht, soziale Herkunft, »Race« (die Vorstellungen von der Verbindung zwischen Eigenschaften und Hautfarbe, Körperbau oder Herkunft), Religion, Alter und weitere Merkmale zusammen. Die Analyse dieses Zusammenwirkens macht Privilegien ebenso sichtbar wie Diskriminierung und strukturelle Benachteiligung.⁴⁴

Alles, was ein Herrschaftssystem – ein Staat – produziert, ist nicht neutral, sondern von gesellschaftlichen Normen geprägt und schreibt diese fort. Obwohl um 1800 Bestrebungen zur Vereinheitlichung von Rechtsnormen vorangetrieben wurden – besonders mit dem *Allgemeinen Bürgerlichen Gesetzbuch* (ABGB), das privatrechtliche Beziehungen regelt –, kam es regional zu beträchtlichen Ausdifferenzierungen.⁴⁵ Mit solchen Regelwerken, wie den Gesetzen zu Unterrichtsreformen, wurden umfassende Vorschriften und langfristige Handlungsrahmen geschaffen. Die Gesetzespraxis war im Untersuchungszeitraum von der Praxis der Anlassgesetzgebung geprägt. Es wurden fallbasiert Entscheidungen getroffen, die mitunter normativen Charakter annahmen. Frauen und Männer mussten sich in einem sich ständig verändernden Regelsystem zurechtfinden und zeigten oft detaillierte Kenntnisse der Gesetzeslage. Das Ansuchen um Erlaubnis zur Eröffnung einer Schule bei der zuständigen Behörde gab der staatlichen Gesetzgebung ein Kontrollinstrument an die Hand, mit dem jeder Fall individuell nach Maßgabe der gesetzlichen Regelwerke bearbeitet wurde. Wie in vielen anderen Bereichen der

-
- 42 Für einen Einblick in den mikrogeschichtlichen Zugang anhand einer Fallgeschichte siehe Griesebner, Andrea: Vom Brief zum Forschungsprojekt. Rekonstruktion des Forschungsprozesses oder Mikrogeschichte angewandt, in: Ewald Hiebl/Ernst Langthaler (Hg.), *Im Kleinen das Große suchen*, Innsbruck/Wien: StudienVerlag 2012, S. 92–105. Die Alltagsgeschichte richtet den Fokus auf das Handeln und das Leiden von Menschen. Einen Überblick bietet Lüdtkke, Alf: Einleitung. Was ist und wer treibt Alltagsgeschichte?, in: Alf Lüdtkke (Hg.), *Alltagsgeschichte. Zur Rekonstruktion historischer Erfahrungen*, Frankfurt a.M./New York: Campus Verlag 1989, S. 9–47.
- 43 Einen Einblick in die Vielfalt der Zugänge bietet Becker, Peter: Sprachvollzug: Kommunikation und Verwaltung, in: Peter Becker (Hg.), *Sprachvollzug im Amt. Kommunikation und Verwaltung im Europa des 19. und 20. Jahrhunderts*, Bielefeld 2001, S. 9–44.
- 44 Der Prozess des Zusammenwirkens der Kategorien wird im Englischen als »Intersectionality« bezeichnet und wurde von der US-amerikanischen Juristin Kimberly Crenshaw geprägt. Andrea Griesebner bezeichnet die Art und Weise des Zusammenwirkens als »mehrfach relational«. Siehe Griesebner, Andrea/Hehenberger Susanne: Intersektionalität. Ein brauchbares Konzept für die Geschichtswissenschaften?, in: Vera Kallenberg/Jennifer Meyer/Johanna M. Müller (Hg.), *Intersectionality und Kritik*, Wiesbaden: Springer 2013, S. 105–124.
- 45 Jana Osterkamp analysiert diese Vielfalt aus geschlechterhistorischer Perspektive am Beispiel des Familienrechts, siehe Osterkamp, Jana: Familie, Macht, Differenz. Familienrecht(e) in der Habsburgermonarchie als Herausforderung des Empire, in: *L'Homme. Europäische Zeitschrift für Feministische Geschichtswissenschaft* 31/1 (2020), S. 17–35.

Verwaltung des frühen 19. Jahrhunderts bestimmten Ausnahmen im Bildungssektor die Regel.

Die Quellen geben Auskunft über die individuellen Werdegänge von Bildungsunternehmer:innen sowie über gesellschaftliche Entwicklungen vom späten 18. bis zur zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Das Einweben der Quellen in ein Narrativ erweckt den Eindruck von Vollständigkeit, obwohl viele Aussagen gar nicht getroffen werden können.⁴⁶ Der Blick wird durch die Frage nach den Handlungsmöglichkeiten von Frauen als Schulleiterinnen im Bildungsbereich strukturiert. Dadurch werden die Misserfolge, Verhinderungen und Diffamierungen, mit denen Frauen konfrontiert waren, kaum sichtbar. Zudem sind diese Faktoren quellenmäßig schwer zu fassen.

Schule und Unterricht als umstrittenes Terrain

Das zentrale Ziel der Schulordnungen, die ausgehend vom preußischen *Generallandschulreglement* 1763 bis ins späte 19. Jahrhundert in Europa in Kraft getreten sind, war in erster Linie die Alphabetisierung der Bevölkerung.⁴⁷ Bis zur Unterrichtsreform, die Kaiserin Maria Theresia (1717–1780, Regierungszeit 1740–1780) zunächst ihrem Leibarzt Gerard von Swieten (1700–1772) anvertraute, war das Schulwesen weitgehend in privater oder kirchlicher Hand. Der Unterricht in der heutigen Primarstufe wurde in Wien vom katholischen Orden der Piaristen geprägt. Im Vergleich zu herkömmlichen Schulen unterrichteten sie ein breiteres Spektrum an Fächern. Neben Religion, Lesen, Rechtschreibung und Rechnen boten die Piaristen außerdem Schönschrift und Latein an, das für eine akademische Ausbildung Voraussetzung war. Die Bemühungen des Ordens wurden von anderen Teilen des Klerus, insbesondere vom Jesuitenorden, der ein elitäres Bildungskonzept verfolgte, kritisch beurteilt.⁴⁸ Die Jesuiten hatten im Bereich der Knabenbildung eine Monopolstellung. Sie etablierten einheitliche Lehrpläne und legten den Schwerpunkt auf religiöse Bildung sowie das Erlernen der lateinischen Sprache. Ihre Zielgruppe waren Knaben aus wohlhabenden Schichten. Mitglieder traditioneller Lehrorden, denen die Mädchenbildung als Teil ihrer Ordensprämisse ein Anliegen war, wie die Klosterfrauen der Ursulinen⁴⁹ und die Englischen Fräulein, waren bis ins späte 18. Jahrhundert in

46 Diese Illusion der Vollständigkeit ist insbesondere bei Biografien verlockend, da das Geburts- und Sterbedatum gewissermaßen den Rahmen für das Leben mit seinen Stationen vorgibt. Siehe Bourdieu, Pierre: *The biographical illusion* [1986], in: Paul du Gay/Jessica Evans/Peter Redman (Hg.), *Identity: a reader*, Los Angeles/London/New Delhi/Singapore/Washington DC: SAGE, The Open University 2002, S. 297–303.

47 Für einen Eindruck der Vielfalt der Schulordnungen siehe Westberg, Johannes/Boser, Lukas/Brühwiler, Ingrid (Hg.): *School Acts and the Rise of Mass Schooling*, Cham: Palgrave Macmillan 2019.

48 Engelbrecht, Helmut: *Geschichte des österreichischen Bildungswesens. Erziehung und Unterricht auf dem Boden Österreichs. Von der frühen Aufklärung bis zum Vormärz*, Band 3, Wien: ÖBV 1984, S. 25–27.

49 Die »Gesellschaft der Ursulinen« (Compagnia di Sant'Orsola) entstand etwa zeitgleich zum Jesuitenorden und nahm im Bereich der Mädchenbildung bis ins 19. Jahrhundert eine zentrale Rolle ein. Schillinger-Praßl, Christa: »Die jungen Fräulein in allen guten Sitten und Tugenden zu unterweisen«. Die weiblichen Schulorden in Österreich in der Frühen Neuzeit, in: Ilse Brehmer/Gertrud

Wien die Trägerinnen der höheren Mädchenbildung.⁵⁰ Die Ursulinen setzten im späten 18. Jahrhundert die didaktischen Lehrmittel der Knabennormalschulen ein.⁵¹

Obwohl es in einigen Regionen der Habsburgermonarchie viele Schulen gab, blieb die tatsächliche Alphabetisierungsrate vor der *Allgemeinen Schulordnung* 1774 niedrig. Der Unterricht in Pfarrrschulen und im Privatbereich fand ohne pädagogische Standards, ohne standardisierte Ausbildung und ohne zentral herausgegebene Schulbücher statt. Lehrpersonen genossen wenig Ansehen und lebten finanziell prekär, ein Umstand, der sich mit der Einführung der Unterrichtspflicht vorerst nicht ändern sollte. In ländlichen Gebieten übernahmen Handwerker, der Mesner oder manchmal auch der Gastwirt die Aufgabe der Wissensvermittlung.⁵² Vor den Maßnahmen Maria Theresias waren die Anforderungen an Lehrkräfte, vor allem jene, die in ländlichen Gegenden unterrichteten, so gering, dass sie sich auf praktische Fertigkeiten wie das Orgelspielen, Singen und Grundkenntnisse im Lesen und Schreiben beschränkten. Der Fokus auf die Musikerziehung war eng mit der großen Vielzahl katholischer Feiertage verknüpft, an denen die Schuljugend gemeinsam mit dem Schulmeister musizierte.⁵³

In der Habsburgermonarchie herrschte anfangs eine ausgeprägte Skepsis gegenüber der Alphabetisierung der Bevölkerung, nicht zuletzt wegen der als Bedrohung empfundenen protestantischen Strömungen. Die Fähigkeit zu lesen wurde als potentielle Quelle der Häresie angesehen. Im Laufe der Zeit sahen sich Teile des katholischen Klerus veranlasst, verstärkt auf Reformen zu drängen, um sich die Kontrolle über die Bildungsagen den zu sichern. Um der Verbreitung protestantischer Ideen entgegenzuwirken, sollten die Gläubigen durch die gezielte Förderung von Bildung und moralischer Erziehung im katholischen Glauben verankert werden. Das Lesen der Heiligen Schrift und des Katechismus wurde nunmehr als grundlegende Voraussetzung für einen frommen Lebenswandel erachtet.⁵⁴

Zunächst konzentrierten sich die Reformbemühungen auf die Förderung der Gottesfurcht. Kaiser Karl VI. (1685–1740, Regierungszeit von 1711–1740) erließ 1732 ein Dekret über die Beschulung der »gemeinen Leute« in Wiens Peripherie. Der Klerus erhielt den ausdrücklichen Auftrag, »die Gottesfurcht einzupflanzen, damit die Jugend von Unwissenheit, Müßiggang und Wollust befreit werde.«⁵⁵ Der Kaiser ordnete an, Kinder zu

Simon (Hg.), *Geschichte der Frauenbildung und Mädchenerziehung in Österreich*, Graz: Leykam 1997, S. 11–15.

- 50 Ebd., S. 27–30. Von 1742 bis 1810 war auch eine Gemeinschaft namens »Versammelte Jungfrauen zu Villach« im Bereich der Mädchenbildung tätig. Reiner, Rosanna Maria: »Nichts anders als Saeculares und eine Versammlung guter Schulmeisterinnen«: Die Versammelten Jungfrauen zu Villach, unveröffentlichte Diplomarbeit, Wien 2017.
- 51 Barth-Scalmani, Gunda: Geschlecht: weiblich, Stand: ledig, Beruf: Lehrerin. Grundzüge der Professionalisierung des weiblichen Lehrberufs im Primarschulbereich in Österreich bis zum Ersten Weltkrieg, in: Brigitte Mazohl-Wallnig (Hg.), *Bürgerliche Frauenkultur im 19. Jahrhundert*, Wien/Köln/Weimar 1995, S. 343–402, hier S. 353f.
- 52 J. V. H. Melton: *Absolutism*, S. 17.
- 53 Melton, James Van Horn: School, Stage, Salon: Musical Cultures in Haydn's Vienna, in: *The Journal of Modern History* 76/2 (2004), S. 251–279, hier S. 255.
- 54 J. V. H. Melton: *Absolutism*, S. 5.
- 55 Auferziehung der Jugend, 4. Juli 1732, in: Sebastian Gottlieb Herrenleben (Hg.), *Sammlung Oesterreichischer Gesetze und Ordnungen* [ab 1721], Wien 1752, S. 777.

bestimmten Zeiten zu versammeln und religiös zu unterrichten. Außerdem sollten sie frühzeitig zur Arbeit angehalten werden. Daran anknüpfend erließ Kaiserin Maria Theresia im Februar 1748 ein Dekret, das sich auf ähnliche Inhalte stützte.⁵⁶ Sie kritisierte die mangelnde Kontrolle und religiöse Erziehung der Jugendlichen in den Wiener Vorstädten, die langfristig zu deren Verwahrlosung und zu einer erheblichen Belastung der örtlichen Polizei führen würde:

»Man habe des mehreren wahrgenommen, wassmassen die auf den Vorstadtgründen befindliche Jugend keineswegs in gehörigem Zaume gehalten, noch selbe erforderlichermassen in den geistlichen Uebungen unterrichtet, somit aber bey mehrers anwachsenden Jahren zu ihrem selbst eignen Untergange und großer Beschwerniß des allhiesigen Publici zu vielen Mißhandlungen verleitet werden.«⁵⁷

Die Kräfte der Jugend müssten in geordnete Strukturen gelenkt werden, die ihrer sozialen Herkunft entsprachen. Dabei wurde das »richtige« Maß als entscheidend angesehen, denn Gelehrte sollten nicht aus Vorstadtfamilien hervorgehen. Mehrere Reglements über den Hochschulzugang belegen dieses Vorgehen.⁵⁸ Einige Jahre vor der Einführung der Unterrichtspflicht kritisierte Maria Theresia den Hochschulzugang von Jugendlichen aus der »Unterschicht«:

»Die Jugend der Unterschicht darf sich ohne Unterschied der Fähigkeiten und Fertigkeiten in ein Studienprogramm einschreiben und erhält die Erlaubnis, voranzukommen, auch wenn sie nicht vorankommt; mit der Folge, dass sie die Zeit ohne Ergebnisse vergeuden und zu halben und noch weniger Gelehrten werden, mehr eine Last als ein Nutzen für die Allgemeinheit, während sie mit anderweitig erhaltenem Unterricht in Handwerk oder anderen Arten nützliche Bürger für den Staat sein könnten.«⁵⁹

Mit der Implementierung der Schulpflicht wurde diese »pädagogische Ausgrenzung«⁶⁰ verfestigt, indem genau festgelegt wurde, wie der Großteil der Bevölkerung unterrichtet werden sollte. Die Exklusionsmechanismen wurden vom katholischen Klerus durchaus kritisch gesehen, da der Priesternachwuchs sich aus der Landbevölkerung rekrutierte.⁶¹

Ein wichtiger Schritt in Richtung Zentralisierung wurde mit der Etablierung der Studienhofkommission im Jahr 1760 gesetzt. Diese hatte dafür zu sorgen, dass die zentralen Bildungsreformen in der gesamten Monarchie einheitlich umgesetzt wurden. Eine Erhebung aus dem Jahr 1771 ergab, dass in Wien 317 Kinder in 59 sogenannten Winkelschu-

56 Tomberger, Franz: Bilder aus der österreichischen Schulgeschichte längst vergangener Zeit, in: Wiener Pädagogische Gesellschaft (Hg.), Pädagogisches Jahrbuch 1890, Wien: Julius Klinkhardt & Co., S. 15–27, hier S. 23.

57 Schulordnung in Vorstädten, 03.02.1748, in: Thomas Ignaz Freyherr von Pöck (Hg.), Supplementum Codicis Austriaci, oder Chronologische Sammlung aller vom 20ten Oktober 1740 [...] bis letzten Dezember 1758, Band 5, Wien: Trattner 1777, S. 281.

58 Bereits im frühen 18. Jahrhundert wurde in Preußen und Österreich Politik gegen soziale Mobilität an Universitäten betrieben, siehe J. V. H. Melton: Absolutism, S. 117f.

59 Theresianisches Gesetzbuch, 1766–1769, Verordnung vom 2. Mai 1767.

60 J. V. H. Melton: Absolutism, S. 214f. und S. 235.

61 H. Engelbrecht: Geschichte Band 3, S. 41f.

len unterrichtet wurden.⁶² Im Schnitt ergibt das fünf bis sechs Kinder pro »Schule«, was verdeutlicht, dass beim Begriff »Schule« im historischen Kontext nicht mit Vorstellungen der Gegenwart operiert werden darf. Die Winkelschulen wurden durch die Einführung der Unterrichtspflicht mit der *Allgemeinen Schulordnung* 1774 verboten. Maria Theresias Reform sollte, wie viele Maßnahmen der Jahre zuvor, der »wirtschaftlichen, moralischen und religiösen Disziplinierung der Untertanen«⁶³ dienen und somit als Instrument der Staatsbildung politische Kontrolle und Vorhersehbarkeit gewährleisten.⁶⁴

Mit der Einführung der Unterrichtspflicht verkündete die Kaiserin das Ziel, dass »die Finsternis der Unwissenheit aufgekläret, und jedem der seinem Stande angemessene Unterricht verschaffet wird.«⁶⁵ Die *Allgemeine Schulordnung* war ein wegweisendes Gesetz zur Schaffung einer systematischen und zentralisierten Grundbildung. Sie zeichnete sich durch folgende Merkmale aus: die sechsjährige Unterrichtspflicht für Mädchen und Knaben im Alter von sechs bis zwölf Jahren, die Differenzierung zwischen ländlichen und städtischen Schulen, die verpflichtende Qualifikation von Lehrpersonen, einschließlich Privatlehrpersonen, sowie die Schwerpunktsetzung auf katholischen Religionsunterricht vor den grundlegenden Fächern Lesen, Schreiben und Rechnen. Die 24 Paragraphen des von dem nach Wien berufenen Abt des Augustiner-Chorherrenstifts im schlesischen Sagan, Johann Ignaz von Felbiger (1724–1788), entworfenen Gesetzeswerkes sollten die Gebiete der Habsburgermonarchie in eine einheitliche politische Sphäre integrieren.⁶⁶ Dazu gehörten das dreigliedrige Schulsystem, das Lehrpersonal sowie Vorschriften über Lehrpläne, Lehrmittel und die Ausstattung der Schulgebäude.⁶⁷

In Maria Theresias Verständnis waren Belange des Unterrichts Staatsangelegenheiten (*politikum*) und keine kirchlichen Zuständigkeiten (*ecclesiasticum*). Diese Trennung ließ sich langfristig allerdings nicht aufrechterhalten. Mit der Einführung der Unterrichtspflicht 1774 ging die Schaffung von schulischer Infrastruktur einher, deren Finanzierung oftmals durch die Unterstützung Privater geleistet wurde. Das Gesetz wurde vielfach als ein Eingriff wahrgenommen, durch den Kinder als Arbeitskräfte abhanden kamen.⁶⁸ Die Überwindung des damit verbundenen Widerstands mithilfe des katholischen Klerus und zahlreicher Ausnahmeregelungen, wie Schulbesucherleichterungen,

-
- 62 J. V. H. Melton: Absolutism, S. 12. Als Winkelschulen bezeichnete man Schulen, die ohne behördliche Bewilligung betrieben wurden.
- 63 Stollberg-Rilinger, Barbara: Maria Theresia. Die Kaiserin in ihrer Zeit, München: C.H. Beck 2017, S. 75.
- 64 Im Zuge seiner Institutionenkritik entwirft Michel Foucault die Schule als Disziplinaranstalt, in der Routinen und Normen eingeführt wurden, um Kontrolle zu gewährleisten. Foucault, Michel: Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses, Berlin: Suhrkamp 1993.
- 65 Allgemeine Schulordnung für die deutschen Normal-, Haupt- und Trivialschulen in sämtlichen Kaiserl. Königl. Erbländern, Wien 1774.
- 66 Viehhauser, Martin: »Das Schulwesen aber ist und bleibet allezeit ein politicum«: The Felbiger General School Ordinance and School Reform in the Eighteenth-Century Habsburg Monarchy, in: Johannes Westberg/Lukas Boser/Ingrid Brühwiler (Hg.), School Acts and the Rise of Mass Schooling, Cham: Palgrave Macmillan 2019, S. 17–40, hier S. 17.
- 67 J. V. H. Melton: Absolutism, S. 209–229. B. Stollberg-Rilinger: Maria Theresia, S. 706–715.
- 68 H. Engelbrecht: Geschichte Band 3, S. 113. Grimm, Gerald: Expansion, Uniformierung, Disziplinierung. Zur Sozialgeschichte der Schulerziehung in Österreich im Zeitalter des aufgeklärten Absolutismus, in: Wolfgang Schmale/Nan L. Dodge (Hg.), Revolution des Wissens? Europa und seine

war besonders im Bereich der Landwirtschaft ein wichtiger Faktor: 1762 machte die bäuerliche Bevölkerung auf dem Gebiet des heutigen Niederösterreich 70 % der Gesamtbevölkerung aus.⁶⁹ Mit der 1805 beschlossenen und 1806 in Kraft getretenen *Politischen Verfassung der Deutschen Schulen*,⁷⁰ die auch als *Politische Schulverfassung* (PSchV) bekannt ist, wurde die Schulaufsicht über die Trivial- und Hauptschulen sowie die Privatschulen bis zu den Maigesetzen von 1868 dem Klerus übertragen.

Im Königreich Ungarn wurde 1777 eine eigene Gesetzgebung, die *Ratio Educationis*, veröffentlicht, die im Wesentlichen die Regelungen der *Allgemeinen Schulordnung* übernahm, doch vorerst keine Unterrichtspflicht einführte.⁷¹ Zudem wurde die Schulorganisation ungarischen Verwaltungsorganen übertragen und Johann Ignaz von Felbiger im Oktober 1778 zum Pressburger Domprobst ernannt, um von diesem Amt aus auf das ungarische Schulwesen einzuwirken.⁷² Das Gesetz leitete in Ungarn die Ausweitung des Deutschen gegenüber dem Lateinischen als Amtssprache ein.⁷³ Die Frage der Sprache war in hohem Maße politisch und führte auf dem Landtag 1790/91 zu heftigen Debatten.⁷⁴ Bereits 1792 statuierte Gesetzesartikel VII Ungarisch als Unterrichtsfach im Königreich Ungarn.⁷⁵ Erst 1844 ersetzte Ungarisch Latein als Staatssprache.⁷⁶

In der *Allgemeinen Schulordnung* von 1774 wurde der Privatunterricht als Teil des staatlichen Schulsystems in den dritten Punkt aufgenommen:

»Das Recht also Schulen zu halten, und die Jugend zu unterweisen, verbleibt ferner allen denjenigen, geistlich- und weltlichen Standes, männlich und weiblichen Geschlechts, welche bisher in dem Besitze desselben gewesen sind.«⁷⁷

Schulen im Zeitalter der Aufklärung (1750–1825). Ein Handbuch zur europäischen Schulgeschichte, Bochum: Dr. Dieter Winkler 1991, S. 225–254, hier S. 247.

69 H. Engelbrecht: Geschichte Band 3, S. 76.

70 Politische Verfassung der deutschen Schulen in den kaiserl. königl. deutschen Erbstaaten, Wien 1807.

71 Zur geänderten Fassung der Verordnung für Ungarn siehe Kosáry, Domokos: Die ungarische Unterrichtsreform von 1777, in: Anna Drabek (Hg.), Ungarn und Österreich unter Maria Theresia und Joseph II. Neue Aspekte im Verhältnis der beiden Länder, Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 1982, S. 91–100.

72 Kowalská, Eva: Die vergessene Rolle von Johann Ignaz von Felbiger in Ungarn, in: Hungarian Studies 32/2 (2018), S. 239–250.

73 Komlósi, Sándor: Schule und Erziehung in Ungarn (1750–1825). Zwischen Systemerhalt und Modernisierung, in: Wolfgang Schmale/Nan L. Dodde (Hg.), Revolution des Wissens? Europa und seine Schulen im Zeitalter der Aufklärung (1750–1825). Ein Handbuch zur europäischen Schulgeschichte, Bochum: Dr. Dieter Winkler 1991, S. 255–293, hier S. 272.

74 Tobler, Felix: Zur frühen Magyarisierung im burgenländisch-westungarischen Raum (1790–1848), in: Burgenländische Heimatblätter 50/2 (1988), S. 49–61. Haarmann, Daniela: Das Königreich Ungarn. Ein vielsprachiges Reich, in: Yearbook of the Society for 18th Century Studies on South Eastern Europe 3, Language and Society in 18th Century South Eastern Europe/Sprache und Gesellschaft in Südosteuropa im 18. Jahrhundert (2020), S. 42–65.

75 F. Tobler: Magyarisierung S. 49–61, hier S. 53.

76 D. Haarmann: Königreich Ungarn S. 42–65, hier S. 64. F. Tobler: Magyarisierung, S. 49–61, hier S. 61.

77 Allgemeine Schulordnung, S. 6.

Auch rund zehn Jahre nach der Einführung des Gesetzes florierte der Privatunterricht. In einem Bericht der Studienhofkommission im Jahr 1785 wurden auf Basis einer Befragung der Hausinhaber:innen und Eltern 17.743 schulfähige Kinder in Wien gezählt, von denen 9.766 in öffentlichen Schulen und 3.171 zu Hause unterrichtet wurden.⁷⁸ Der Rest erhielt keinen Unterricht. Im Bericht wurde die Vernachlässigung der Schulbildung für Mädchen hervorgehoben und Abhilfe gefordert:

»Die so häufige Privatunterweisung müsse man entweder einer Abneigung gegen öffentliche Schulen, oder dem Mangel an Schulen, oder anderen diesen unverbundenen Gebrechen zuschreiben.«⁷⁹

Während der Regierungszeit von Kaiser Joseph II. war der Diplomat Gottfried Freiherr van Swieten (1733–1803) für Reformen im Bildungsbereich zuständig. Sein Vater Gerard van Swieten hatte für Maria Theresia die ersten Schritte der umfassenden Bildungsreform eingeleitet, die im Zeichen der Wissenskontrolle standen:

»Van Swieten und seine Mitstreiter verstanden Wissenskontrolle als Mittel der Aufklärung, der gegenüber den Mächten des Aberglaubens, des Lasters und der *Irreligion* mit Hilfe staatlicher Autorität zum Durchbruch verholfen werden musste. An Freiheit der Presse dachte niemand; auf den Siegeszug der Vernunft aus eigener Kraft vertraute man nicht.«⁸⁰

Sein Sohn Gottfried stand vor einer ähnlich großen Herausforderung. Er musste sowohl die Widerstände gegen weitere Reformen als auch die Erwartungen von Joseph II. berücksichtigen. Joseph II. hatte gehofft, »die flächendeckende Errichtung von Trivialschulen in der ganzen Monarchie primär durch Einsparungen bei den wenigen Universitäten der Monarchie aufkommensneutral durchführen zu können.«⁸¹ Nach wie vor besuchte nur ein Teil der schulfähigen Kinder die Schule.⁸² Diese Tatsache veranlasste Joseph II. mit verschiedenen Maßnahmen zu experimentieren.⁸³ Der Kaiser führte nach

78 ÖStA (Österreichisches Staatsarchiv), AVA (Allgemeines Verwaltungsarchiv), Unterricht StHK (Studienhofkommission), Teil 1, A 104 Fasz. 83, Studienhofkommission an Kaiser Joseph II., Wien am 25.03.1785. Um 1800 lebten in Wien ca. 250.000 Personen, die entweder einheimisch waren oder vorübergehend anwesend. Zur Bevölkerungsentwicklung siehe Weigl, Andreas: Die Wiener Bevölkerung in den letzten Jahrhunderten, in: Statistische Mitteilungen der Stadt Wien/4 (2000), S. 6–34.

79 ÖStA, AVA, Unterricht, StHK, Teil 1, A 104 Fasz. 83.

80 B. Stollberg-Rilinger: Maria Theresia, S. 624. Hervorhebung im Original.

81 Stachel, Peter: Das österreichische Bildungssystem zwischen 1749 bis 1918, in: Karl Acham (Hg.), Geschichte der österreichischen Humanwissenschaften, Wien: Passagen Verlag 1999, S. 115–146, hier S. 117.

82 Blumenbach, Wenzel Carl Wolfgang: Neueste Landeskunde von Oesterreich unter der Ens 2, Güns: Carl Reichard's Verlag 1835, S. 341.

83 Ab 1782 verfolgte Joseph II. ein Reformprogramm in allen Bereichen der Verwaltung. Ein wegweisender Punkt dieses Programms war die Auflösung von Orden, in denen ausschließlich kontemplatives religiöses Leben praktiziert wurde. Zwischen 1783 und 1787 wurden im Rahmen des »Klostersturms« Ordenshäuser, Klosterschulen und bischöfliche Seminare geschlossen. Parallel zu dieser Entwicklung wurde das System der Pfarreien und Diözesen grundlegend neu geordnet. Vocelka,

den Klosterauflösungen 1782/1783 ein Schulgeld ein, um die staatlichen Ausgaben für das Bildungswesen zu reduzieren. Zudem mussten Eltern, die den regelmäßigen Schulbesuch ihrer Kinder nicht garantierten, entweder das doppelte Schulgeld entrichten oder öffentliche Arbeiten, wie Bau- und Reparaturarbeiten am Schulgebäude, leisten.⁸⁴ Da diese Maßnahmen nicht den gewünschten Erfolg brachten, änderte die kaiserliche Regierung die Strategie: Ab 1783 entfiel das Schulgeld für den Besuch der Primarstufe von Knaben gänzlich und für höhere Schulen wurde nur noch die Hälfte des Schulgeldes eingehoben.⁸⁵ Ein Ausdruck der bildungspolitischen Prioritäten war die Verpflichtung, für den Schulbesuch von Mädchen das volle Schulgeld zu bezahlen, eine Bestimmung, die 1785 wieder rückgängig gemacht wurde.⁸⁶ Das Gesetz wurde durch eine Schulgeldregelung ersetzt, die sich an den wirtschaftlichen Möglichkeiten der Eltern und nicht am Geschlecht des Kindes orientierte.

Die zweijährige Regierungszeit von Leopold II. (1747–1792), der 1790 seinem Bruder Joseph II. folgte, war bildungspolitisch von Machtkämpfen um die Leitung der Studienhofkommission geprägt. Leopold II. beendete diese, indem er die Studienhofkommission vorübergehend auflöste und die Agenden der Hofkanzlei übertrug.⁸⁷ Im Jahr 1808 wurde die Studienhofkommission wieder ins Leben gerufen. Unter Leopolds Nachfolger, Kaiser Franz II./I., löste die *Politische Verfassung der deutschen Schulen* die *Allgemeine Schulordnung* ab. Der Klerus legte in seiner Funktion als Schulbehörde großen Wert auf Religions- und Andachtsübungen sowie den Besuch der heiligen Messe durch die Schulpugend an Sonntagen. Die *Politische Schulverfassung* prägte das Schulwesen im nicht-ungarischen Teil des Habsburgerreiches für mehr als 60 Jahre grundlegend. Zum Zeitpunkt der Kundmachung des Gesetzes waren Tirol, Vorarlberg, Salzburg, das Inn- und Hausruckviertel sowie Venetien, Istrien und Dalmatien im Zuge der Napoleonischen Kriege fremdbesetzt. Erst nach dem Frieden von Paris 1814 wurden die Bestimmungen auch auf diese wiedergewonnenen Gebiete ausgedehnt.⁸⁸ Obwohl der Unterricht prinzipiell weiterhin koedukativ angelegt war, wurde großer Wert auf eine räumliche Trennung der Geschlechter gelegt. Diese fand zunächst im Klassenzimmer selbst statt, idealerweise in gesonderten Mädchenschulen. Letztere stellten allerdings budgetär keine Priorität dar.

Die *Politische Schulverfassung* schrieb vor, dass ein Schulgebäude an einem gesunden, luftigen, ruhigen und dennoch zentralen Ort stehen sollte.⁸⁹ Viele Schulhäuser erfüllten diese Kriterien nicht. Einige waren Gebäude, die von Privatpersonen als Überbrückung

Karl: 1699–1815: Glanz und Untergang der höfischen Welt. Repräsentation, Reform und Reaktion im habsburgischen Vielvölkerstaat, Wien: Ueberreuter 2001, S. 378. Für eine Charakterisierung der Reformbestrebungen von Joseph II. und deren Auswirkungen siehe Judson, Pieter: *The Habsburg Empire. A New History*, Cambridge/London: Harvard University Press 2016, S. 52–85.

84 H. Engelbrecht: *Geschichte* Band 3, S. 119.

85 Zur gleichen Zeit, als der Zugang zu den Universitäten weiter eingeschränkt wurde, wurde die Zulassung von Protestanten (1778) und Juden (1782) erlaubt. Das Bestreben den Zugang zu den Universitäten zu limitieren war eine Tendenz in weiten Teilen Europas. J. V. H. Melton: *Absolutism*, S. 119.

86 H. Engelbrecht: *Geschichte* Band 3, S. 119.

87 Ebd., S. 221.

88 H. Engelbrecht: *Geschichte* Band 3, S. 229.

89 PSchV (*Politische Verfassung der deutschen Schulen*) 1807, Abschnitt XIX, §12.

bis zum Schulbau zur Verfügung gestellt wurden.⁹⁰ In Bockfließ, einem Dorf nordwestlich von Wien, teilten sich 136 Schüler ein Klassenzimmer, was keine Ausnahme darstellte.⁹¹ In der Kommunikation zwischen den Behörden waren der Zustand der Schulgebäude und das notorisch niedrige Einkommen öffentlich besoldeter Lehrer häufige Themen. Ohne zusätzliche Einkommensmöglichkeiten war es für viele Lehrer schwierig, sich und ihre Familien zu ernähren. Aus diesem Grund waren vor allem am Land Lehrerr Haushalte mit Anbaufläche und Vieh keine Seltenheit. Eine Erweiterung des Schulgebäudes um Weinkeller und Ställe war grundsätzlich erlaubt. Zudem wurden Obstbau und Bienenzucht im Sinne der Förderung der praktischen Bildung als vorteilhaft für die Schulkinder angesehen. Der Klerus beschwerte sich über Lehrer, die mehr Zeit und Energie der Landwirtschaft als dem Unterricht widmeten.⁹² Darüber hinaus wurde kritisiert, dass Lehrer ihre musikalischen Fähigkeiten nutzten, um sich bei Unterhaltungsabenden im örtlichen Gasthaus etwas dazuzuverdienen.

Die Abhängigkeit der Lehrer von der Gunst des Pfarrers und das damit verbundene Konfliktpotential war groß. Dementsprechend waren die Beschwerden vielfältig. In einem Fall rügte der Pfarrer Josef Holmayr in Drösing den Lehrer Josef Grill, da dieser mehr Zeit mit der Jagd als mit dem Unterricht verbrachte.⁹³ Der katholische Klerus hatte Mitspracherecht bei der Besetzung von Stellen an Trivialschulen und Lehrerinnenposten an »Mädchenschulen für gebildete Stände«. Diese sollten laut der *Politischen Schulverfassung* auf Vorschlag des Fürsterzbischöflichen Konsistoriums angestellt werden.⁹⁴ An herkömmlichen Trivialschulen durften Frauen nur als Handarbeitslehrerinnen arbeiten, da sie nicht befugt waren, die Elementargegenstände zu unterrichten. Ehefrauen von Lehrern trugen mit Handarbeitsunterricht gegebenenfalls zum Familienerwerb bei. Aufgrund der ökonomisch prekären Lage der Lehrer forderte die Studienhofkommission die Ehefrauen von Lehrern im frühen 19. Jahrhundert explizit zur Aufnahme einer unternehmerischen Tätigkeit außerhalb des Schulhauses auf.⁹⁵

Die *Politische Schulverfassung* regelte die Ausbildung von männlichen Lehrern und deren Gehilfen im Detail. Ein dreimonatiger Kurs diente als Vorbereitung für die Lehrtätigkeit an Trivialschulen. Erst ab 1832 wurde dieser sogenannte Präparandenkurs auf sechs Monate ausgedehnt. Bei Nichterfüllung der Mindestanforderungen für das Unterrichten sollten die Lehrer beim örtlichen Pfarrer beziehungsweise einem besser ausgebildeten Lehrer einer benachbarten Schule Unterstützung suchen, um ihre Wissenslücken zu schließen. Wissen wurde als gefährlicher eingestuft als Nichtwissen, da die Kinder möglicherweise mehr lernten, als für ihren späteren Broterwerb erforderlich war. Darüber hinaus sollte durch die gezielte Vermittlung von begrenztem Wissen verhindert werden, dass ein besser ausgebildeter Lehrer auf die Idee kam, ein höheres Gehalt zu

90 Ein örtlicher Förster in Zwischenbrücken, einem Dorf in der heutigen Leopoldstadt, stellte sein Haus zweiundzwanzig Jahre lang unentgeltlich zur Verfügung. DAW (Diözesanarchiv Wien), Schulamtsakten 194/12/14.

91 DAW, Schulamtsakten 178/1/8, Klage über die Zustände in der Schule zu Bockfließ.

92 Im Jahr 1806 wurde dem Lehrer Franz Deimer vorgeworfen, er vernachlässige seine Lehrtätigkeit zugunsten seines landwirtschaftlichen Betriebs. DAW, Schulamtsakten 194/18/11, Seyring 1809.

93 DAW, Schulamtsakten 226/11, Beschwerde Pfarrer Josef Holmayr gegen Josef Grill.

94 PSchV 1807, Abschnitt IX, § 10.

95 Siehe Kapitel 3.1.

verlangen.⁹⁶ Während bei der Ausbildung von Lehrern auf Trivialschulniveau Überlegungen angestellt wurden, das Wissen zu beschränken, schenkte man der Ausbildung von Lehrerinnen kaum Beachtung, wie aus der *Politischen Schulverfassung* explizit hervorgeht. Das Prinzip der Unterstützung durch andere Lehrpersonen wurde hervorgehoben und als Grundvoraussetzung für den Beruf lediglich ein Zeugnis der Ursulinen im Handarbeiten gefordert.⁹⁷

»Die Lehrerinnen der Mädchenschulen sollen nicht allein in den vorgeschriebenen Lehrgegenständen und in der Lehrart, sondern auch in den allgemein notwendigen und nützlichen weiblichen Handarbeiten wohl unterrichtet und geübet seyn. Da für sie kein öffentlicher Unterricht in der Lehrart erteilt wird; so müssen sie sich, wie es bisher geschehen ist, durch einen Lehrer oder durch eine Lehrerin von vorzüglicher Geschicklichkeit darin unterweisen lassen. Sie werden von dem Oberaufseher über die Lehrgegenstände und über die Lehrart von der Vorsteherin der ersten Mädchenschule (in Wien von der Mater Präfectin der Mädchenschule der W.W.F.F. Ursulinerinnen) in den weiblichen Handarbeiten geprüft, und mit einem Zeugnisse versehen. Fähige Mädchen, welche sich bereits die erforderliche Geschicklichkeit erworben haben, werden als Gehülffinnen an einer Mädchenschule angestellt, wo sie sich durch Anleitung der Lehrerinnen, und durch Uebung zu Lehrerinnen ausbilden können.«⁹⁸

In städtischen Gebieten unterrichteten Lehrerinnen entweder an öffentlichen Mädchenschulen für Töchter »gebildeterer Stände«, wo ihr Unterricht in einem breiteren Fächerrepertoire akzeptiert wurde, oder sie leiteten und unterrichteten an privaten Mädchenschulen. Für die Eröffnung einer Mädchenschule war zunächst lediglich ein Zeugnis über die Fähigkeit im Handarbeiten erforderlich, das von den Ursulinen ausgestellt wurde.

Erst unter dem Sohn von Kaiser Franz II./I., Ferdinand I. (1793–1875, Regierungszeit von 1835–1848) wurde der Ausbildung von Lehrerinnen Aufmerksamkeit geschenkt. Die Ursulinen erhielten 1840 die Erlaubnis, einen neunmonatigen pädagogischen Lehrkurs für Frauen anzubieten, der zwar den Schwerpunkt auf die praktische Ausbildung in Handarbeiten legte, doch auch Fächer wie Geografie, Naturgeschichte und Naturlehre umfasste.⁹⁹ Das Wissensniveau von Lehrerinnen, die überwiegend aus gut situierten Familien im urbanen Umfeld kamen und Mädchen aus wohlhabenden Kreisen unterrichteten, übertraf im frühen 19. Jahrhundert fallweise vermutlich die Kenntnisse von Lehrern an Trivialschulen, die einen dreimonatigen, ab 1832 sechsmonatigen Vorbereitungskurs absolviert hatten. Diese Vorbereitung für männliche Lehrer wurde 1848/49 auf ein und schließlich auf zwei Jahre ausgedehnt.¹⁰⁰

96 H. Engelbrecht: *Geschichte* Band 3, S. 232.

97 Das war kein spezifisch habsburgisches Phänomen, sondern wurde z.B. auch in einem kurfürstlichen Mandat 1799 in München gefordert. C. Mayer: *Anfänge*, S. 373–392, hier S. 381.

98 PSchV 1807, Abschnitt VIII, §18.

99 G. Barth-Scalmani: *Lehrerin*, S. 343–402.

100 Engelbrecht, Helmut: *Geschichte des österreichischen Bildungswesens. Erziehung und Unterricht auf dem Boden Österreichs. Von 1848 bis zum Ende der Monarchie*, Band 4, Wien: ÖBV 1986, S. 214f.

Die Bildungsreformen des Jahres 1848 führten im Grundschulbereich und in der Mädchenbildung kaum zu Änderungen. Das Revolutionsjahr markierte jedoch den Ausgangspunkt für eine stärkere Vernetzung männlicher Lehrer.¹⁰¹ Zudem wurde festgelegt, dass der Unterricht in der Volksschule in der »Muttersprache« erfolgen sollte, obwohl es viele Gebiete gab, deren Bevölkerung sprachlich durchmischte war.¹⁰² Umfassende Reformen und Zugeständnisse durch Kaiser Franz Joseph erfolgten in der liberalen Ära der 1860er Jahre. In Folge der Niederlage gegen Preußen bei Königgrätz im Jahr 1866 wurden richtungweisende Gesetze beschlossen. Das Staatsgrundgesetz 1867 über die allgemeinen Rechte der Staatsbürger legte mit Artikel 17 folgende Standards fest:

»1. Die Wissenschaft und ihre Lehre ist frei. 2. Unterrichts- und Erziehungsanstalten zu gründen und an solchen Unterricht zu erteilen, ist jeder Staatsbürger berechtigt, der seine Befähigung hiezu in gesetzlicher Weise nachgewiesen hat. 3. Der häusliche Unterricht unterliegt keiner solchen Beschränkung. 4. Für den Religionsunterricht in den Schulen ist von der betreffenden Kirche oder Religionsgesellschaft Sorge zu tragen. 5. Dem Staate steht rücksichtlich des gesamten Unterrichts- und Erziehungswesens das Recht der obersten Leitung und Aufsicht zu.«¹⁰³

Mit den konfessionellen Gesetzen vom Mai 1868 verlor der katholische Klerus die ihm durch das Konkordat von 1855 zugestandene Ehegerichtsbarkeit (RGBl. 47) sowie die Schulaufsicht (RGBl. 48). Zudem wurde die freie Wahl des Religionsbekenntnisses ab dem 14. Lebensjahr festgelegt (RGBl. 49), wobei auch die Wahl »ohne religiöses Bekenntnis« erlaubt war.¹⁰⁴

Die Niederlage bei Königgrätz wurde dem unzureichenden Schulsystem unter der Aufsicht des Klerus zugeschrieben. Vor allem aber war liberalen Politikern das Ausmaß der Macht des katholischen Klerus im Schulbereich, die sich die Kirche mit dem Konkordat gesichert hatte, ein Dorn im Auge. Das geht aus den Verhandlungen zu den konfessionellen Gesetzen hervor:

»Um zu zeigen, wie weit man gegen die frühere Zeit Rückschritte macht, wie man in Oesterreich schon das als Fortschritt bezeichnen muß, wenn man zurückgethane Schritte wieder vorwärts macht, so möchte ich um ein Jahrhundert zurückgreifen und erzählen, wie Maria Theresia Schulvisitatoren in Oesterreich angestellt hat. [...]

101 Siehe Kapitel 5.1.

102 Urbanitsch, Peter: »...Das Schulwesen ist und bleibt allzeit ein Politicum...«. Aspekte zur cisleithanischen Bildungsgeschichte 1848–1918, Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 2025, S. 215–235. Burger, Hannelore: Sprachenrecht und Sprachgerechtigkeit im österreichischen Unterrichtswesen 1867–1918, Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 1995.

103 Staatsgrundgesetz vom 21. Dezember 1867, RGBl. Nr. 142, über die allgemeinen Rechte der Staatsbürger für die im Reichsrat vertretenen Königreiche und Länder.

104 Gesetze vom 25.05.1868, RGBl. 47, 48 und 49. Mit dem Gesetz vom 25.05.1868, RGBl. 48, wurden die »grundsätzlichen Bestimmungen über das Verhältnis der Schule zur Kirche« erlassen.

selbst in der Schulverfassung vom Jahr 1805 ist ausgesprochen, daß die Ernennung der Oberaufseher Seiner Majestät vorbehalten bleibe.«¹⁰⁵

Am 14. Mai 1869 wurde das *Reichsvolksschulgesetz* (RVG) verabschiedet, das mit dem Schuljahr 1869/70 in Kraft trat. Die Dauer des verpflichtenden Unterrichts wurde von sechs auf acht Jahre erhöht und die vierjährige Ausbildung von Männern und Frauen gleichermaßen für den Unterricht in der Primarstufe festgelegt.¹⁰⁶ Die Schulen wurden neu gegliedert: aus der sechsjährigen Trivialschule wurde die achtklassige Volksschule. Außerdem waren statt den Hauptschulen achtklassige Bürgerschulen vorgesehen, die zudem dreiklassig nach Absolvierung von fünf Jahren Volksschule besucht werden konnten, wobei diese »ein – ungleich verteiltes – Minderheitenprogramm«¹⁰⁷ blieben. Hinsichtlich einer geschlechtsspezifischen Erziehung ist hervorzuheben, dass alle Kinder einen umfassenden Unterricht erhalten sollten. Zu den Elementargegenständen kamen Fächer hinzu, die bis dahin an Schulen unterrichtet wurden, die von Kindern aus einkommensstärkeren Familien besucht wurden. Dazu gehörten Naturkunde, Erdkunde, Geschichte, inklusive »Vaterlandskunde«,¹⁰⁸ geometrische Formenlehre und Gesang. Der Unterricht war nur im Bereich der Handarbeiten geschlechtsspezifisch auf Mädchen ausgerichtet. Am Beispiel des Turnunterrichts lässt sich das Ringen um Bildungsagenden konservativ-katholischer und liberaler Kräfte im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts skizzieren. Das *Reichsvolksschulgesetz* führte den Turnunterricht für alle Kinder ein, dessen Umsetzung jedoch nur schleppend erfolgte.¹⁰⁹ Mit antiliberaler Mehrheit wurde der Turnunterricht für Mädchen 1883 wieder abgeschafft.¹¹⁰ An Privatschulen für Mädchen praktizierten die Kinder bereits seit Jahrzehnten in irgendeiner Form Leibesübungen, bei denen Dehnübungen überwogen. Auch das Schwimmen war in der Habsburgermonarchie eine beliebte Betätigung, die von Mädchen ebenso ausgeübt wurde.¹¹¹ Eine Zeitungsmeldung

105 Stenographische Protokolle über die Sitzungen des Hauses der Abgeordneten des Österreichischen Reichsrates, Sitzung der 1. Session am 25.10.1867, S. 1158. Zur Debatte um die konfessionellen Gesetze siehe insbesondere Vocelka, Karl: *Verfassung oder Konkordat? Der publizistische und politische Kampf der österreichischen Liberalen um die Religionsgesetze des Jahres 1868*, Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 1978.

106 Lehrerinnen erhielten zudem Unterricht in Handarbeiten. Verordnung des Ministers für Cultus und Unterricht vom 12.07.1869 betreffend die Bildungsanstalten für Lehrer und Lehrerinnen, RVG, Abschnitt VII, § 61 und § 62.

107 P. Urbanitsch: *Schulwesen*, S. 194.

108 Scott O. Moore zeigt, wie Loyalität durch patriotische Erziehung gefördert werden sollte, siehe Moore, Scott O.: *Teaching the Empire: Education and State Loyalty in Late Habsburg Austria*, Purdue: West Lafayette 2020.

109 Bereits in den 1810er Jahren wurde über eine Einführung des Turnens in Niederösterreich verhandelt, als sich der »Turnvater« Friedrich Ludwig Jahn (1778–1852) in Wien aufhielt, siehe Strohmeier, Hannes: *Eine frühe Beschäftigung der niederösterreichischen Regierung mit der Einführung des Jahnschen Turnens in die Schulen (1816–1819)*, in: *Unsere Heimat* 33 (1962), S. 146–155.

110 Gesetz vom 02.05.1883, womit einige Bestimmungen des Gesetzes vom 14. Mai 1869, RGBl. Nr. 62, abgeändert werden, § 3.

111 Bereits 1836 war eine Privatschwimmanstalt für Frauen eröffnet worden. Siehe Schütz, Waltraud: »Wasser! Wasser! ist das moderne Lebensmotto«. Geschlechterhistorische Aspekte zum Schwimmen und Baden im langen 19. Jahrhundert, in: Ulrich Leitner/Christina Antenhofer/Kordula

im Jänner 1869 zeigt, wie das Thema der Leibesübungen in den Medien ausgeschlachtet wurde. Eine Schülerin des Internats der Schwestern Fanny und Leopoldine Petritsch in Klagenfurt war in der Schule verstorben, was als negative Folge des Turnunterrichts gewertet wurde:

»Diese einfache Thatsache war den Feinden des Turnens genügend, um daraus zu folgern, jenes Mädchen sei in Folge einer Verletzung gestorben, welche sie beim Turnen erlitten habe.«¹¹²

Unter den Argumenten gegen den Turnunterricht sind auch häufig Einwände zu finden, die an Argumente der Anti-Masturbationskampagnen des späten 18. Jahrhunderts erinnern. Der Klerus befürchtete einen moralischen Verfall: »Ja es wird behauptet, daß Turner-Uebungen selbst Veranlassung zu unsittlichen Ausartungen geworden sind.«¹¹³

Die Übungen für Knaben sollten der Stärkung des Körpers dienen, während die Aktivitäten für Mädchen darauf abzielten, die Figur zu formen und die Kontrolle über ihre Bewegungen zu verbessern.¹¹⁴ Neben den Bedenken ist ebenso viel Enthusiasmus bezüglich körperlicher Bewegung zu finden, was sich in der Gründung von Turnvereinen, fachspezifischen Zeitschriften und Turnlehrervereinen zeigt.¹¹⁵ Im Jahr 1871 berichtete das *Neue Fremden-Blatt*, dass Eltern und Kinder den Plan zur Einführung von Sportübungen für Mädchen an einer Wiener Bürgerschule begrüßten:

»In der Bürgerschule des dritten Bezirkes turnen bereits 90 Schülerinnen und wird im Oktober dieses Jahres in der städtischen Turnhalle im Bezirke Leopoldstadt das Mädchenturnen über vielfache Ansuchen von Eltern eingeführt.«¹¹⁶

Mit der Schulgesetzesnovelle, die 1883 das Mädchenturnen wieder abschaffte, wurden einige andere Bestimmungen der liberalen Ära zurückgenommen. Die Maximalzahl von Schüler:innen in einer Klasse, die im *Reichsvolksschulgesetz* auf achtzig festgelegt worden war, wurde auf hundert erhöht. Ebenfalls wurden Schulbesucherleichterungen wieder ermöglicht, die besonders Eltern entgegenkamen, die ihre Kinder als Arbeitskräfte einsetzten. Eine wesentliche Veränderung und ein Zugeständnis an die katholische Kirche brachte die Bestimmung, dass das Glaubensbekenntnis des Schulleiters mit dem der

Schnegg (Hg.), Baden. Eine historisch topographische Spurensuche, Innsbruck: innsbruck university press 2025, S. 61–90, hier S. 69f.

- 112 Klagenfurter Zeitung, 23.01.1869, S. 118. Für einen Bericht über den Turnunterricht an dieser Schule siehe Klagenfurter Zeitung, 31.07.1867, S. 88.
- 113 Wiener Kirchenzeitung für Glauben, Wissen, Freiheit und Gesetz, 03.07.1869, S. 2–4.
- 114 Besonders bei Knaben wurde die Rolle der körperlichen Ertüchtigung für den Wehrdienst hervorgehoben. Ein Beispiel dafür ist ein Beitrag von Johann Hermann, dessen Privatinstitut in Kapitel 3.2 besprochen wird. Hermann, Johann: Das Turnen in seiner Wichtigkeit für die körperliche und geistige Ausbildung der Jugend und als Vorbereitung für den Wehrdienst, in: Johann Hermann (Hg.), Achter Jahresbericht der öffentlichen Knaben-Hauptschule es k.k. Schulrathes Hermann [...] für das Schuljahr 1866–1867, Wien: Carl Gerold's Sohn 1867, S. 17–41.
- 115 Zur politischen Rolle des Turnens siehe Goltermann, Svenja: Körper der Nation. Habitusformierung und die Politik des Turnens 1860–1890, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1998.
- 116 Neues Fremden-Blatt, 01.06.1871, S. 3.

Mehrheit der Schüler:innen übereinstimmen musste, wobei es in den Kronländern Ausnahmeregelungen gab.¹¹⁷

Das *Reichsvolksschulgesetz* bewirkte eine Veränderung im Privatschulsektor. Das liberale Schulgesetz löste die vermehrte Gründung katholischer Privatschulen aus. Auch nationalistische Gruppierungen erkannten die Schulbildung als zentrale Möglichkeit der Einflussnahme und gründeten eigene Schulen.¹¹⁸ Durch die Einführung des verpflichtenden Handarbeitsunterrichts an Volksschulen wurden private Arbeits- bzw. Industrieschulen im Bereich der Mädchenbildung weniger attraktiv. Gleichzeitig boten Bildungsunternehmerinnen Unterricht in speziellen Formen von Handarbeiten an, die in Schulen nicht unterrichtet wurden. Mit dem *Reichsvolksschulgesetz* wurde die Ausbildung zur Lehrerin zur einzigen Möglichkeit für Mädchen, eine mehrjährige Berufsausbildung zu absolvieren. Die große Zahl von Frauen, die in den Lehrerinnenberuf drängten, schränkte die Chancen auf eine Anstellung ein.¹¹⁹ Zusätzlich wurden diskriminierende Maßnahmen, wie zum Beispiel das Lehrerinnenzölibat, ergriffen und Aufstiegschancen an öffentlichen Schulen verhindert.¹²⁰

In den 1880er-Jahren zeigte man sich seitens des Staates optimistisch, dass die Zahl der Privatschulen zurückgehen würde:

»Was die Privatschulen anbelangt, so treten dieselben naturgemäss mit der Ausbildung des öffentlichen Schulwesens immer mehr in den Hintergrund, indem die Lücken, welche sie allenfalls ausfüllen, stets seltener werden.«¹²¹

Dennoch war um 1900 ein breit gefächertes Angebot im Privatschulbereich vorhanden. Spezielle und weiterführende Angebote in der Mädchenbildung blieben auf Privatinitiativen angewiesen. Im Jahr 1870 wurde der Aufruf von Marianne Hainisch, geb. Perger (1844–1923) nach einer Sekundarschulbildung für Mädchen, die dem Gymnasium für Knaben entspräche, mit der Begründung abgewiesen, dass Schulen eine speziell auf die weibliche Denkweise zugeschnittene Weiterbildung anbieten und nicht der Vorbereitung auf eine höhere Bildung dienen sollten.¹²² Tatsächlich unterschieden sich die Lehrpläne des in der liberalen Ära geschaffenen neuen Schultyps für Mädchen, das sogenannte *Lyzeum*, kaum von den Angeboten privater Bildungseinrichtungen. Zwar wurde die

117 GBl. 1883, Nr. 53. H. Engelbrecht: Geschichte Band 4, S. 118.

118 Judson, Pieter M.: *Guardians of the nation. Activists on the language frontiers of imperial Austria*, Cambridge: Harvard University Press 2006, S. 42f.

119 Wie das Umfeld von Lehrer:innen zur Erweiterung der Bildungsmöglichkeiten von Frauen genutzt wurde, zeigen Monika Bernold und Johanna Gehmacher am Beispiel der ersten Frau, die zum Studium an der Technischen Hochschule Wien zugelassen wurde. Siehe Bernold, Monika/Gehmacher, Johanna: *Auto/Biographie und Frauenfrage. Tagebücher, Briefwechsel, Politische Schriften von Mathilde Hanzel-Hübner (1884–1970)*, Wien/Köln/Weimar: Böhlau 2003.

120 G. Barth-Scalmani: *Lehrerin*, S. 343–402, hier S. 382f.

121 *Österreichische Statistik*, Band 16, Heft 2, ed. K.K. Statistische Central-Commission (Wien: Carl Gerold's Sohn, 1887), S. IX.

122 Hainisch, Marianne: *Zur Frage des Frauen-Unterrichtes*. Vortrag gehalten bei der dritten General-Versammlung des Wiener Frauen-Erwerb-Vereines, Wien: Erste Wiener Vereins-Buchdruckerei 1870.

»weibliche Eigenart« stets betont, doch de facto hatte zu diesem Zeitpunkt noch kein Staat ein eigenes Curriculum für Mädchen geplant oder umgesetzt.¹²³

Die Einrichtung separater Mädchenschulen führte ab den 1880er-Jahren zu hitzigen Debatten, als verschiedene Gruppen in mehreren Lebensbereichen mehr Gleichberechtigung forderten. Dieser Aktivismus konzentrierte sich oft auf die gebildete bürgerliche »Mittelschicht«.¹²⁴ In Wien eröffnete der 1892 von Marie Boßhardt van Demergel (1854–1901),¹²⁵ Marie Schwarz (1852–1920) und Editha Mautner von Markhof (1846–1918) gegründete *Verein für erweiterte Frauenbildung* eine gymnasiale Mädchenschule in den Räumlichkeiten des Pädagogiums Hegelgasse, wobei die Absolvierung der Matura extern an einem Knabengymnasium vorgesehen war. Bereits 1890 hatte der Verein *Minerva* in Prag erfolgreich eine ähnliche Einrichtung gegründet.¹²⁶ Die Leitung dieser Schulen wurde zunächst Männern übertragen, da mit dem Reichsvolksschulgesetz die Leitung von Mädchenschulen nicht mehr ausschließlich Frauen vorbehalten war. Erst nach dem Zerfall der Habsburgermonarchie wurde das Bildungssystem durch die Reformen des Wiener Sozialdemokraten Otto Glöckel (1874–1935) demokratisiert. Glöckels Ziel war es, allen Kindern eine bestmögliche Bildung zu gewährleisten – unabhängig von ihrem Geschlecht, ihrer Religion oder ihrer sozialen Herkunft.¹²⁷

1.2 Bildungsinhalte und Schultypen

Seit den Unterrichtsreformen von Kaiserin Maria Theresia waren die Bildungsinhalte an staatlichen Schulen in zentral herausgegebenen Schulbüchern festgelegt. Kinder, die eine Privatschule besuchten, mussten sich zweimal im Jahr einer öffentlichen Prüfung unterziehen, in der ihr Lernfortschritt überprüft wurde. Privatschulen orientierten sich dementsprechend am Curriculum staatlicher Einrichtungen. Private Mädchenschulen befanden sich aufgrund fehlender Richtlinien und eigener Lehrbücher in einer Grauzone. Die Inhaberinnen dieser Schulen orientierten sich an staatlichen Mädchenschulen sowie der Angebotslage der Konkurrenz und reagierten auf die Nachfrage.

Die sechsjährige Trivialschule, die zumindest über einen gewissen Zeitraum von einem Großteil der Bevölkerung absolviert wurde, vermittelte elementares Wissen in den Fächern Religion, Lesen, Schreiben und Rechnen. Gegebenenfalls kamen Inhalte aus Geografie und Geschichte bzw. Themen aus dem Bereich »Vaterlandskunde« hinzu. Das Ausmaß der Bildungsinhalte hing nicht nur mit den Kenntnissen der Lehrpersonen zusammen, sondern fallweise auch damit, wie ängstlich der ab 1806 für die Schulaufsicht zuständige Pfarrer in Bezug auf das stets befürchtete »zu viel« an Wissen war. Ein Fall, der das illustriert, wurde 1844 aktenkundig: Die Schülerin Katharina Schabl aus Gumpoldskirchen wurde mit ihrem zwölften Geburtstag im Mai vom Pfarrer in

123 J. C. Albisetti: *Schooling*, S. 23.

124 Albisetti, James C.: *Could Separate Be Equal? Helene Lange and Women's Education in Imperial Germany*, in: *History of Education Quarterly* 22/3 (1982), S. 301–317.

125 Siehe Kapitel 3.

126 M. Friedrich: *Mädchenerziehung*, S. 150f.

127 Achs, Oskar/Krassnigg, Albert: *Drillschule, Lernschule, Arbeitsschule. Otto Glöckel und die österreichische Schulreform in der Ersten Republik*, Wien: Jugend und Volk 1974.

die Sonntagsschule versetzt. Das bedeutete, dass sie lediglich Lerninhalte wiederholen, aber nichts Neues lernen durfte. Im Zuge einer Schulvisitation hatte Katharina Schabl mit ihren Fähigkeiten im Kopfrechnen brilliert und war mit einer Prämie ausgezeichnet worden.¹²⁸ Ihr Lehrer Franz Hofmeister wollte die maximale Zeit, die er mit der Schülerin arbeiten konnte, ausnutzen und sie bis November in seiner Klasse behalten, doch der Pfarrer war dagegen. Der Grund für die Unerbittlichkeit des Pfarrers waren vermutlich die Rechenfähigkeiten der Schülerin, die nicht mit den Vorstellungen von Weiblichkeit vereinbar waren. Knaben hatten auf dem Niveau der Sekundarstufe die Möglichkeit, Wissen zu erwerben, das sie auf eine berufliche Tätigkeit bzw. ein Studium vorbereitete. Der Sprachenschwerpunkt in Latein und Griechisch blieb ein wichtiger Bestandteil, doch die Reformer plädierten für eine Erweiterung der Kenntnisse in den sogenannten Realien, also in Fächern wie Geschichte, Geografie, Physik, Chemie, Biologie und höherer Mathematik. Das ging so weit, dass eine Abschaffung der alten Sprachen gefordert wurde.¹²⁹

An den privaten Mädchen-Lehr- und Erziehungsinstituten wurde weit mehr als die Grundkompetenzen Schreiben, Lesen, Rechnen und Religion unterrichtet. Vor allem wurden Fähigkeiten gefördert, die für Mädchen aus gut situierten Verhältnissen im Hinblick auf ihre Heiratsfähigkeit notwendig schienen. Dazu zählten Nähen, Musik, Tanz und Sprachen, wobei Französisch zum Standardrepertoire gehörte. Die Inhalte adeliger Mädchenerziehung, die bis ins 18. Jahrhundert den Fokus auf »Lesen, Rechnen, Französisch und Deutsch sowie Briefaufsatz in schöner Schrift«¹³⁰ legten, wurden übernommen und erfuhren eine Ausweitung. Viele Privatschulinhaberinnen boten weitere Sprachen an bzw. berücksichtigten die Erstsprache der Kinder im Unterricht mithilfe externer Lehrkräfte. Das Angebot umfasste Geschichte und Geografie sowie Naturgeschichte und Naturlehre, die sich im Verlauf des 19. Jahrhunderts in Physik, Chemie, Biologie und Astronomie ausdifferenzierten. Entsprechende Inhalte wurden oftmals für »Damen« in populären Schriften aufbereitet.¹³¹

Die Fächer Geschichte und Geografie erfreuten sich um 1800 großer Beliebtheit im Bereich der Mädchenbildung. Ihre Vermittlung wurde den Müttern aufgetragen, die ihren Kindern entsprechende Inhalte, oft mit Schwerpunkt auf das eigene »Vaterland«, beibringen sollten.¹³² Diese inhaltliche Ausrichtung war allerdings umstritten. Der Gouverneur des Königreichs Böhmen, Ludwig Graf Cavriani (1739–1799), protestierte etwa gegen den Geografie- und Geschichtsunterricht durch die Oberaufseherin des Prager

128 DAW, Schulamtsakten 1/9, Betreff Schülerin Katharina Schabl.

129 H. Engelbrecht: *Geschichte* Band 3, S. 219.

130 Reif, Heinz: *Westfälischer Adel 1770–1860. Vom Herrschaftsstand zur regionalen Elite*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1979, S. 146.

131 Fladung, J. A. F.: *Populäre Vorträge über Physik für Damen*, Wien: Ghelen'sche Erben 1831. Das Wissen der Fächer griff ineinander. In *Fladungs Band beinhaltet der letzte Vortrag astronomisches Wissen*.

132 Schmid, Pia: »O, wie süß lohnt das Muttergefühl!« Die Bestimmung zur Mutter in Almanachen für das weibliche Publikum, in: Ulrike Weckel/Claudia Opitz/Elke Kleinau (Hg.), *Tugend, Vernunft, und Gefühl: Geschlechterdiskurse der Aufklärung und weibliche Lebenswelten*, Münster: Waxmann 2000, S. 107–125, hier S. 119.

Mädchenpensionats. Ihm erschienen diese Fächer zu wichtig, um sie von einer Frau unterrichten zu lassen.¹³³

Manche Schulinhaberinnen hielten die Bildungsinhalte in ihren Zeitungsanzeigen vage, was bei möglichen Ausfällen externer Lehrer oder dem Wunsch nach Zusatzangeboten seitens der Eltern Spielraum ließ. In der Ankündigung ihres Instituts in der *Wiener Zeitung* beschrieb Josepha Weller die Kenntnisse, die in ihrem 1794 eröffneten Institut in Wien vermittelt wurden. Ihre Schülerinnen wurden mit Kost, Logis und Kleidung versorgt und erhielten Unterricht in Deutsch, Französisch, Italienisch und bei Bedarf auch in ungarischer Sprache.¹³⁴ Weller bot alle Arten von »Frauenzimmerarbeiten« an, »sowohl was den Putz, als die Haushaltung betrifft«.¹³⁵ Überdies standen Tanzen, Klavierspielen und Kochen auf dem Lehrplan, »nebst allem, was zu Wohlstand, Sitte und Nothwendigkeit erfordert«.¹³⁶ Ungewöhnlich an dieser Schule war, dass eine einheitliche Schulkleidung vorgegeben wurde.

»Die Kleidung ist für die Wochentage Kotton, für die Feiertage Mousselin, nebst einer rosenfarbenen Binde (im Sommer) im Winter Molton¹³⁷ auf alle Tage, an Feiertagen ein Tuch mit goldenen Schnüren, und einem garnirten Rock von Kammertuch, Hüte für den Sommer, und geheftete Hauben für den Winter.«¹³⁸

Kinder blieben mitunter das ganze Jahr über am Institut und benötigten deshalb Hüte und Hauben. Kochen war nur an wenigen Schulen Teil des Curriculums – vermutlich, weil es in wohlhabenden Haushalten eigenes Personal dafür gab. Das Angebot in Wellers Schule könnte damit zusammenhängen, dass die Aufsicht über die Köchin gewisse Kenntnisse voraussetzte.

Die Herkunft von Schülerinnen und Inhaberinnen

Bis ins 18. Jahrhundert ließen adelige Familien, die es sich leisten konnten, ihre Töchter zu Hause von Hofmeistern und Gouvernanten unterrichten. Eine Station auf dem Bildungsweg konnte der Aufenthalt bei einer befreundeten Familie oder in einem adeligen Damenstift sein.¹³⁹ Eine weitere im 17. und 18. Jahrhundert verbreitete Erziehungsmöglichkeit waren von Nonnen geführte Pensionate. Dazu gesellten sich um 1800 von bürger-

133 M. Lauggas: Mädchenbildung, S. 140.

134 Wiener Zeitung, 22.03.1794, S. 869f.

135 Ebd.

136 Ebd.

137 Duffel oder »Molleton« ist ein grober Baumwollstoff, der aus einfachem Leinen gewebt wird.

138 Ebd.

139 I. Brehmer: Höflichkeit, S. 29–31, hier S. 29. Für ein Beispiel der Nutzung eines adeligen Damenstifts für die familiäre Heiratspolitik siehe H. Reif: Adel, S. 115. Die Historikerin Christina de Bellaigue zeichnet die Entwicklung dieser Praxis nach, bei der Töchter in andere Haushalte geschickt wurden. Im 17. Jahrhundert wurde diese Praxis in Frankreich durch die Unterbringung in Klosterschulen abgelöst. Siehe De Bellaigue, Christina: Educating women. Schooling and identity in England and France, 1800–1867, Oxford: Oxford University Press 2007, S. 26.

lichen Frauen geleitete Institute.¹⁴⁰ Die genaue Anzahl der Schulen in einer Stadt ist vor den 1820er-Jahren kaum feststellbar. Leopold Chimani (1774–1844) berichtete etwa 1813, dass es in Wien »sehr viele Mädchenschulen«¹⁴¹ gäbe, wobei zwei davon auf öffentliche Kosten betrieben würden, das *Offizierstochter-Institut* und das *Civil-Mädchen-Pensionat*.¹⁴² Im Jahr 1815 wurde im Amtsblatt der *Wiener Zeitung* ein Aufruf veröffentlicht, in dem Betreiber:innen von Privatlehr- und Erziehungsanstalten dazu aufgefordert wurden, ihren Umzug oder die Rücklegung ihrer Befugnis zu melden. Dieser Aufforderung folgte eine Liste mit den Namen von 20 Frauen und einem Mann, die angeben sollten, ob sie ihre Schule weiterhin betrieben und wo genau sich diese befände.¹⁴³

Die imperiale Hauptstadt Wien übte als kaiserliche Residenz eine Anziehungskraft aus und beeinflusste möglicherweise die Entscheidung, Töchter dorthin in ein Internat zu schicken. Auch bürgerliche Mädchen aus finanzkräftigen Familien besuchten solche Schulen. Manche wurden zunächst zu Hause unterrichtet und in den Adoleszenzjahren in ein städtisches Pensionat geschickt. Den Kindern war gemeinsam, dass sie auf ihre zukünftige Rolle als Haushaltsvorständinnen vorbereitet wurden. Die wenigen vorhandenen Quellen zur Identität und Herkunft der Schülerinnen zeigen, dass Mädchen bürgerlicher und adeliger Herkunft diese exklusiven Schulen gemeinsam besuchten. Vor allem der niedere Adel nahm dieses Angebot in Anspruch, da die Wissensvermittlung in solchen Instituten in vielen Fällen über das hinausging, was eine einzelne Gouvernante vermitteln konnte. Eine Rechnung, zwei Briefe¹⁴⁴ und mehrere Einträge im Haushaltsbuch im Bestand des Familienarchivs Lamberg im Niederösterreichischen Landesarchiv geben Hinweise auf den Institutsalltag.

Barbara Gräfin Lamberg, geborene Luzénsky (1771–1843), lebte nach dem Tod ihres Ehemannes überwiegend auf ihrem ungarischen Gut in Moor/Mór. Von dort aus schickte sie ihre Tochter Marie (1799–1820) im Alter von 15 Jahren in das Erziehungsinstitut von Anna Maria Klement (1753–1813) in Wien.¹⁴⁵ In Lambergs Ausgabenbuch sind finanzielle Belohnungen für ihre Tochter für »gut gemachte Prüfungen«¹⁴⁶ verzeichnet. Eine Rechnung über 963 Gulden und 49 Kreuzer Wiener Währung aus dem Jahr 1815 zeigt, welche Kosten für Bildung und Leben in einem solchen Institut entstanden. Der Gräfin wurde diese Summe für das Halbjahr Mai bis November 1815 zusätzlich zum regulären Kostgeld

140 Für den westfälischen Adel findet der Historiker Heinz Reif keine Hinweise auf eine Erziehung von Mädchen aus Adelsfamilien in weltlichen Anstalten, weshalb von regionalen Unterschieden in dieser Praxis ausgegangen werden muss. Siehe H. Reif: *Adel*, S. 356. In urbanen Zentren in Frankreich, wo um 1800 zahlreiche Privatschulen für Mädchen von Frauen eröffnet wurden, vollzog sich eine ähnliche Entwicklung wie in der Habsburgermonarchie, siehe Rogers, Rebecca: *From the salon to the schoolroom. Educating bourgeois girls in nineteenth-century France*, University Park, PA: Pennsylvania State University Press 2005, S. 46–48.

141 Chimani, Leopold: *Wanderungen auf vaterländischem Gebiete. Ein lehrreiches Lesebuch für die Jugend zur Kenntniß des Vaterlandes und dessen Bewohner*, Wien: Mayer und Compagnie 1813, S. 29.

142 Siehe Kapitel 7.1.

143 *Wiener Zeitung*, 16.08.1815, S. 139.

144 Die Briefe werden in Kapitel 2 thematisiert.

145 Zur Geschichte dieser Schule siehe Kapitel 7.1.

146 NÖLA (Niederösterreichisches Landesarchiv), FA (Familienarchiv) Lamberg, Karton 484, Ausgabenbuch, S. 13.

in Rechnung gestellt. Der Klaviermeister erhielt 30 Gulden pro Monat, der Singmeister 15 Gulden. Für das halbe Jahr wurden der Lehrer der ungarischen Sprache, einer weiteren von Barbara Gräfin Lamberg ausgewählten Zusatzleistung, mit 100 Gulden entlohnt. Für den Unterricht und den Alltag, inklusive Theater und anderer Unterhaltungen, für die 39 Gulden und 52 Kreuzer ausgegeben wurden, war Folgendes bezahlt worden: Musikalien 19 fl 55 kr, Schneider 137 fl, Marchande de mode (Kleidermacherin) 68 fl, Schuhmacher 41 fl 18 kr, Handschuhe 31 fl 15 kr, Bänder 14 fl 24 kr, für das Putzen und Färben von Halstüchern 6 fl 38 kr, für Toilettenrequisiten 20 fl 56 kr, für Medikamente 20 fl 21 kr sowie Wein 82 fl 30 kr. Zudem wurden neun Gulden und 40 Kreuzer für Kutschenfahrten ausgegeben.¹⁴⁷ Ein großer Teil der Kosten wurde demnach für Modeaccessoires und Bekleidung aufgewendet, dicht gefolgt von zusätzlichem Unterricht im Klavierspielen, Singen und Ungarisch sowie die dazu notwendigen Materialien. Der drittgrößte Posten waren Ausgaben für Wein. Ob dieser im Alltag oder zu festlichen Anlässen getrunken und mit Wasser verdünnt gereicht wurde, ist nicht überliefert. Die Ausgaben für Gesundheit und Transport bilden den Rest. Der Verlassenschaftsakt der Schulinhaberin Anna Maria Klement zeigt, dass auch Mädchen mit bürgerlichem Hintergrund die Schule besuchten. Klement hinterließ einer ihrer Schülerinnen, der Tochter eines Handelsmanns namens Fanny Helmpacher, das »beste vorfindige Fortepiano nebst Stoffen auch 3 Kleider von schöner Gattung«.¹⁴⁸ Dieses Vermächtnis deutet auf die sozialen Nahbeziehungen hin, die sich mitunter zwischen Schüler:innen und ihren Lehrpersonen entwickelten.

Der Fall von Anna Maria Klement, die für den laufenden Betrieb des Instituts 4.000 Gulden in bar hinterließ, zeigt, dass die Leitung einer Mädchenschule eine Erwerbsmöglichkeit darstellte, mit der der Lebensunterhalt verdient werden konnte – sofern man über die Kenntnisse und über ein entsprechendes Budget zur Schulgründung verfügte.¹⁴⁹ Manche Frauen nutzten ihre Schulunternehmen auch zur öffentlichen Positionierung als Expertinnen für Mädchenbildung. Das wird im Fall der vom Historiker Jonathan Singerton erforschten Biografie der in Wien geborenen Maria von Born (1766–1830) erkennbar. Born eröffnete als verheiratete Rivardi 1802 *Madame Rivardi's Seminary for Young Women* in Philadelphia und leitete es bis 1814.¹⁵⁰ Eine weitere Schulinhaberin aus dieser Zeit mit Wiener Wurzeln ist die Schauspielerin Karoline Kummerfeld (1745–1815).¹⁵¹ Die

147 Ebd., Rechnung von Mathias Swoboda an Barbara Gräfin Lamberg, Wien am 20.12.1815.

148 WStLA (Wiener Stadt- und Landesarchiv), G 106–8/32: A1/909 Schachtel 1181, Verlassenschaftsabhandlung Anna Maria Klement.

149 Herwig Weigl, der eine Stichprobe von 150 Verlassenschaften im Zeitraum von 1785 bis 1815 ausgewertet hat, kommt zum Schluss, dass 61 % der Personen »kein oder nahezu kein Erbe« hinterließen. Weigl, Andreas: Soziale Ungleichheiten in der großstädtischen Gesellschaft, in: Andreas Weigl/Peter Eigner/Ernst Gerhard Eder (Hg.), Sozialgeschichte Wiens 1740–2010. Soziale und ökonomische Ungleichheiten, Wanderungsbewegungen, Hof, Bürokratie, Schule, Theater, Innsbruck/Wien/Bozen: Studien Verlag 2015, S. 17–62, hier S. 34.

150 Singerton, Jonathan: The Spaces of Political Action in the Many Lives of Maria von Born, ca. 1780–1830, in: Barbara Haider-Wilson/Waltraud Schütz (Hg.), Frauen als politisch Handelnde. Beiträge zur Agency in der Habsburgermonarchie, 1780–1918, Bielefeld: transcript 2025, S. 23–46.

151 Ihr umfangreiches Schriftgut wurde von Claudia Ulbrich und Gudrun Emberger herausgegeben und erforscht. Ulbrich, Claudia/Emberger, Gudrun (Hg.): Karoline Kummerfeld. Die Selbstzeugnisse (1782 und 1793). Sämtliche Schriften. Band 1. Unter Mitarbeit von Marc Jarzebowski, Wien/Köln/

Historikerin Claudia Ulbrich zeigt am Beispiel von Kummerfeld, wie der Handarbeitsunterricht Frauen die Möglichkeit bot, ein Auskommen zu finden, wenn sie ihre aktuelle Berufstätigkeit aufgeben mussten. Da Kummerfeld zuvor als Schauspielerin arbeitete, wurde über ihre neue Beschäftigung als Schulleiterin in Weimar ausführlich berichtet. Eine Zeitungsmeldung verlautbarte, sie habe eine Pensionsanstalt für Mädchen eröffnet. Kummerfeld erwiderte auf diese Unwahrheit:

»Wer hat ihnen die Windbeuteley aufgehefft? Was zu einer Pensions-Anstalt gehört, weis ich; aber selbst eine zu errichten, habe ich weder Vermögen noch Talente genug; und zwey oder drey Kostgangerinnen machen noch lange keine Pensions-Anstalt aus. Ich nenne so gern das Kind bey seinen Namen! Weis wohl, das Pensionsanstalt viel prunkmasiger klingt als Nahschule. – Aber sehen Sie mein Herr! es ist nichts mehr und nichts weniger wie eine Nahschule.«¹⁵²

Kinder im eigenen Haushalt im Nähen oder anderen Handarbeiten zu unterrichten war eine häufige Beschäftigung für Frauen, die im Laufe des 19. Jahrhunderts in der Habsburgermonarchie, nicht zuletzt aufgrund der Beschwerden der Schneiderzunft, reglementiert wurde.¹⁵³ Karoline Kummerfeld thematisiert den Statusunterschied zwischen Nähschulen und Pensionaten. Letztere genossen aufgrund ihres wohlhabenden Klientels ein höheres Ansehen. Kummerfeld erkannte im Gerücht, sie habe ein Pensionat eröffnet, die Abwertung ihrer aktuellen Tätigkeit und konterte, indem sie die Unterschiede deutlich benannte. Auch bei Pensionaten gab es Abstufungen, die durch das Schulgeld erkennbar sind. Erst für die 1850er Jahre sind Listen mit Angaben des Schulgelds von Privatinstitutionen verfügbar, die eine große Schwankungsbreite zeigen.¹⁵⁴ Die Historikerinnen Martina Käthner und Elke Kleinau stellen fest, dass höhere Töchterschulen um 1800 sehr unterschiedlich gestaltet waren, die sozialen Hintergründe der Schülerinnen innerhalb der Schulen aufgrund des Schulgelds jedoch homogen waren.¹⁵⁵

Der Unterricht im Handarbeiten bot auch Textilunternehmerinnen die Möglichkeit eines Zusatzverdienstes, wie der Fall der Putzwarenhändlerin und Spitzenfabrikantin Elise Reichmann (1789–1877) zeigt, die im Jahr 1835 84 Mädchen beschäftigte.¹⁵⁶ Sie wurde in den 1830er-Jahren von adeligen Frauen im Umfeld des Wiener Hofes in ihrem Antrag unterstützt, die Toleranz für sich und ihre Familie zu erlangen.¹⁵⁷ Anna Gräfin Herberstein (1796–1842), erste Hofdame von Sophie Friederike von Bayern (1805–1872), bestätigte, dass letztere zu Reichmanns Kundinnen zählte. Auch die Hofdame Maria An-

Weimar: Böhlau 2021, Ulbrich, Claudia/Emberger, Gudrun (Hg.): Karoline Kummerfeld. Briefe und vermischte Schriften (1765–1815). Sämtliche Schriften. Band 2, Köln: Böhlau 2025.

- 152 C. Ulbrich/G. Emberger (Hg.): Kummerfeld, S. 973f. Das Zitat wird von Ulbrich im 2. Band kontextualisiert, siehe C. Ulbrich/G. Emberger (Hg.): Kummerfeld, S. 35f. Kostgänger:innen sind Kinder oder Erwachsene, die im eigenen Haushalt übernachteten und für Kost und Logis bezahlten.
- 153 Siehe Kapitel 6.1.
- 154 Siehe Kapitel 5.2.
- 155 M. Käthner/E. Kleinau: Töchterschulen, S. 393–408, hier S. 397.
- 156 Bericht über die erste allgemeine österreichische Gewerbsprodukten-Ausstellung im Jahre 1835, Wien: Gerold 1835, S. 335.
- 157 ÖNB, Autografen und Nachlässe, Sammlung Handschriften, Sign. 759/13-1, 14-1 und 15-1. Zur Toleranz siehe die Fallgeschichte von Flora Unger im 3. Kapitel.

na Baronin Weveld (1786–1872) bestätigte die Unterstützung Reichmanns. Der Brief von Baronin Weveld enthält darüber hinaus ein Detail, das die Verwobenheit von Arbeit und Unterricht zeigt. Elise Reichmann unterrichtete demnach eine junge Frau namens Friederike Jong in Putzarbeiten. Nach erfolgreicher Beendigung des Unterrichts sollte sie am Hof der Erzherzogin Marie-Louise von Österreich (1791–1847) in Parma arbeiten.¹⁵⁸ In manchen Fällen war der Übergang von Arbeitsschulen zu Textilunternehmen fließend. Einige Textilunternehmerinnen gaben vor, Mädchen lediglich im Handarbeiten zu unterrichten, betrieben jedoch regelrechte Werkstätten.¹⁵⁹

Der Privatschulsektor im stetigen Wandel

Bildungsunternehmerinnen waren darum bemüht, ihr Unterrichtsangebot an die Bedürfnisse ihres Klientels anzupassen und es bei Bedarf auszubauen. Das belegen Ansuchen von Arbeitsschulinhaberinnen um Genehmigung der Umwandlung einer Arbeitsschule in eine Mädchenschule (Tagesschule) oder davon ausgehend in ein Internat.¹⁶⁰ In einem Polizeibericht wurden die Neueröffnung, Schließung oder Umwandlung von »Privat-Lehranstalten im Verlaufe des Jahres 1829«¹⁶¹ dokumentiert. Die Aufzeichnungen zeigen, dass es bis zu den statistischen Erfassungen in den 1840er-Jahren schwierig ist, Aussagen über die jährliche Zahl von Schulen zu treffen. Privatschulen übersiedelten häufig. Der Grund dafür könnte ein günstigerer Mietpreis am neuen Standort gewesen sein. Die seit Herbst 1828 in der Wiener Vorstadt Wieden ansässige Arbeitsschule der Caroline Keiderspeck wurde 1829 »zur deutschen Mädchenschule erhoben«¹⁶² und übersiedelte an eine neue Adresse in derselben Vorstadt.¹⁶³ 1843 leitete sie die Schule nach wie vor und unterrichtete gemeinsam mit zwei Gehilfen und einem Katecheten für den Religionsunterricht 50 Schülerinnen.¹⁶⁴

In der Stadt Wien (heute erster Bezirk), im sogenannten Wimmerviertel, wurden 1829 folgende Veränderungen dokumentiert:

-
- 158 ÖNB, Autografen und Nachlässe, Sammlung Handschriften, Sign. 759/15-1. 1875 wurden die Leistungen der Unternehmerin von Kaiser Franz Joseph mit dem goldenen Verdienstkreuz ausgezeichnet, was mit der spöttischen Überschrift »Eine Frau dekoriert [sic]« kommentiert wurde. Illustriertes Wiener Extrablatt, 07.03.1875, S. 2.
- 159 Siehe Kapitel 6.2.
- 160 Petra Meyer lokalisiert für Frankfurt im frühen 19. Jahrhundert ebenfalls Fälle, in denen derartige Umwandlungen bzw. der Ausbau von Schulen stattfanden, siehe P. Meyer, Mädchenbildung, S. 74–77.
- 161 ÖStA, AVA, PHSt (Polizeihofstelle) Kt 1277 7211/1830, Polizey Direction, Zuwachs, Abgang, und Veränderung bei den hiesigen Privat-Lehranstalten im Verlaufe des Jahres 1829.
- 162 Ebd.
- 163 Keiderspeck hatte im Mai 1828 um eine Genehmigung zur Eröffnung einer Arbeitsschule ange-sucht. Nach einer Ablehnung, wohl weil ihr mit 22 Jahren noch zwei Jahre zur Volljährigkeit fehlten, versuchte sie es im Herbst des Jahres erneut. Das Ansuchen wurde trotz ihres Alters bewilligt und ein Jahr später erreichte sie die Umwandlung in eine Mädchenschule. ÖStA, AVA, Unterricht, StHK, Teil 2, 534, 13B2 in genere, Aktennummer 2846/648 und 5130/1148.
- 164 Kaiser, Joseph: Lehrer-Schema oder: Ausweis des sämtlichen [...] Lehr-Personales. Mit Einschluß der weiblichen Näh-, Musik-, Sprach- und Zeichungsschul-Inhaber, Wien 1843, S. S. 59f.

»Zuwachs. Franz Merquin hält seine französ. Sprachschule auf der Hohen Brücke No. 352.

Abgang. August Swoboda wanderte in das Stubenviertel.

Veränderung. Karoline Pudewitter setzt die Arbeits- und französische Sprachschule ihrer verstorbenen Mutter M. A. Weigl fort in der Stadt Nr. 623

Derer verlegten ihre Erziehungsanstalten:

Josepha Kürner von 616 in No. 1081

Maria Ostoich von 618 in No. 1138

Anna Pleban von 1096 in No. 1117.«

Laut einem Hauskalender befanden sich unter dem Buchstaben L 1829 achtzehn Lehr- und Erziehungsanstalten für Mädchen in der Stadt, darunter eine »öffentliche Industrial-Schulanstalt« und 14 in den Vorstädten.¹⁶⁵ Außerdem war unter E, eine »Erziehungsanstalt für Töchter aus höhern Ständen der Ida Gräfin Deschöffy«¹⁶⁶ verzeichnet. Demgegenüber wurden sieben Privatinternate für Knaben gezählt, darunter ein Institut in Biedermannsdorf.¹⁶⁷

Mithilfe des ab 1844 publizierten *Handels- und Gewerbs-Schematismus* des *Niederösterreichischen Gewerbevereins* sowie des *Lehrer-Schemas* des Konsistorialbeamten und Lehrers Joseph Kaiser lässt sich eine ungefähre Anzahl der Schulinhaberinnen für das Jahr 1844 ermitteln. Wie die bisherigen Ausführungen zeigen, unterlagen Zählungen einer gewissen Schwankungsbreite. Demnach gab es zu diesem Zeitpunkt 16 Lehr- und Erziehungsanstalten für Mädchen in Wien sowie zehn als »Mädchenschulen« bezeichnete Tagesschulen. 78 Frauen leiteten Arbeitsschulen, von denen zehn Inhaberinnen zusätzlich Französisch- und in einem Fall auch Italienischunterricht anboten.¹⁶⁸ Zudem leiteten acht Frauen Nähschulen und es waren zehn von Frauen geleitete Sprachschulen verzeichnet: sechs französischsprachige, eine italienischsprachige, zwei französisch-italienisch-sprachige sowie eine, in der Französisch, Italienisch und Englisch angeboten wurde.¹⁶⁹ Im gleichen Jahr waren neun Lehr- und Erziehungsanstalten für Knaben gelistet.

In den 1840er-Jahren war die Konkurrenz im Bereich der Lehr- und Erziehungsanstalten in Wien ausgeprägt, wie der Fall von Karoline (auch Carolina) Derffel, geborene Tomasin, zeigt. Derffel leitete von 1825 bis 1840 eine Lehr- und Erziehungsanstalt für Mädchen in Triest/Trst/Trieste. Nach ihrer Übersiedlung 1841 eröffnete sie denselben Schultyp in Wien, kämpfte jedoch mit der großen Konkurrenz. Das geht aus ihrem Ansuchen um die Position als Obervorsteherin des *Civil-Mädchen-Pensionats* hervor. In ihrer

165 Gemeinnützig und erheiternder Haus-Kalender für das österreichische Kaiserthum, Wien: Anton Strauß 1829, S. 149f.

166 Ebd., S. 135.

167 Ebd.

168 Niederösterreichischer Gewerbe-Verein (Hg.): *Handels- und Gewerbe-Schematismus von Wien und dessen nächster Umgebung*, Zweiter Jahrgang, Wien: Eigenverlag 1845, S. 286–288. Kaiser, Joseph: *Lehrer-Schema oder: Ausweis des sämtlichen [...] Lehr-Personales. Mit Einschluß der weiblichen Arbeits-, Näh-, Musik-, Sprach- und Zeichnungsschul-Inhaber*, Wien 1845, S. 19–80.

169 Zirngast, Waltraud: *Fremdsprachen als Frauensache. Zur Geschichte des Französischen als frauenspezifischem Bildungsgut*, in: *Wiener Geschichtsblätter* 55 (2000), S. 38–51.

Bewerbung gab Derffel an, dass sie aufgrund ihrer Herkunft aus einer Großhändlerfamilie eine entsprechende Bildung erhalten habe, dass sie viele Jahre Erfahrung mitbringe, geschickt im Klavierspiel, Gesang und Blumenzeichnen sei, was für die Stickerei wichtig sei, und dass sie als 6-fache Mutter besonders für diese Position geeignet wäre.¹⁷⁰

Listen von Lehrpersonen, die in den 1840er-Jahren in der Erzdiözese Wien tätig waren, belegen, dass viele der Lehrer:innen nach Wien zogen, um eine Anstellung zu finden. Der Lehrberuf wurde allmählich aufgewertet, die Ausbildung wurde ausgebaut und die Gehälter stiegen – obwohl im Vergleich zu anderen Berufen das Einkommen niedrig blieb. Zudem lässt sich vor allem unter männlichen Lehrern eine gewisse Verberuflichung in Form der Veröffentlichung von Lehrbüchern und speziellen Zeitschriften beobachten.

Frauen unterrichteten in allen Gebieten, die für sie zugänglich waren. Bereiche, die in dieser Studie nicht näher behandelt werden, sind Sprach-, Musik-, Schauspiel- und Tanzunterricht sowie die vielen ausdifferenzierten Schulangebote, die im Anschluss an die *Gewerbeordnung* von 1859 entstanden.¹⁷¹ Mit der Gewerbefreiheit wurde es Frauen unter anderem möglich, Werkstätten für die Herstellung von Damenbekleidung zu eröffnen und Lehrlinge zu beschäftigen. Der Anspruch auf Fachkompetenz wird in der Vielzahl der Lehrkurse und Schulen mit Fokus auf das Textilgewerbe deutlich. Eine Reihe von Einrichtungen boten über mehrere Monate hinweg Ausbildungen in bestimmten Berufen an. Beispiele hierfür waren die *Erste anerkannte Theaterschule*¹⁷² von Emilie Door für Knaben und Mädchen, die *Friseurschule*¹⁷³ von Elise Artbauer sowie die *Opernschule* von Katharina Plaschesky-Bauer, die diese als »Professorin des akademischen Gesangs-Institutes«¹⁷⁴ bewarb.

Die schrittweise Säkularisierung des Schulsystems in den 1860er-Jahren hatte kaum Auswirkungen auf die Bildung von Frauen in der Sekundarstufe. Der Hochschulbereich blieb ihnen weiterhin verwehrt. Durch die Etablierung von berufsvorbereitenden Fachschulen, zu denen sie keinen Zutritt hatten, waren ihnen auch viele berufliche Möglichkeiten versperrt.¹⁷⁵ Tatsächlich vernachlässigte die Regierung diese Probleme erneut und überließ sie, wie schon in den Jahrzehnten zuvor, privaten Initiativen. Während der Wirtschaftskrise der 1860er Jahre wurden die begrenzten beruflichen Möglichkeiten für Frauen der »Mittelschicht«, vor allem mit bildungsbürgerlichem Hintergrund, unter dem Oberbegriff »Frauenfrage« zu einem viel diskutierten Thema. Die finanziellen Schwierigkeiten, mit denen Familien konfrontiert waren, zeigen sich in der Vielzahl der Privatschulgründungen der 1850er- und 1860er-Jahre, in denen Wiens Bevölke-

170 ÖStA/HHStA (Haus-, Hof- und Staatsarchiv), Kammerarchiv KK NL Erzherzog Ludwig 2-1-21, Gesuch der Karoline Derffel vom 11.05.1844. Derffel bekam die Stelle nicht. In Zeitungsanzeigen bewarb sie ihr Institut bis 1847.

171 Kaiserliches Patent vom 20. Dezember 1859, RGBl. 227/1859. Herda, Helene: Der Zugang von Frauen zum Gewerbe. Eine Analyse der rechtlichen Rahmenbedingungen von 1859 bis heute, in: Irene Bandhauer-Schöffmann/Regine Bendl (Hg.), Unternehmerinnen. Geschichte und Gegenwart selbständiger Erwerbstätigkeit, Frankfurt a.M.: Peter Lang 2000, S. 135–159.

172 Der Zwischen-Akt, 24.10.1865, S. 4.

173 DAW, Schulamtsakten 250/2/3, Friseurschule der Elise Artbauer.

174 Der Zwischen-Akt, 24.11.1862, S. 3.

175 Zum Ausbau der berufsbildenden Schulen siehe P. Urbanitsch: Schulwesen, S. 407–454.

rung rasant anstieg. Um 1830 lebten rund 400.000 Personen in Wien, 1850 rund 550.000, bis 1869 war diese Zahl auf 900.000 gestiegen.¹⁷⁶ Der Betrieb einer Bildungseinrichtung oder Tagesschule bot die Möglichkeit, sich in der imperialen Hauptstadt zu etablieren. Manche hatten Erfahrung in anderen Privaterziehungsanstalten gesammelt, wie Julie von Muth, die 1853 erreichte, dass sie die Lehrerinnenprüfung ohne den Besuch des entsprechenden Kurses bei den Ursulinen ablegen durfte. Sie hatte sich »an der weiblichen Erziehungsanstalt der Demoiselle De Glimes in Antwerpen mit dem Erziehungswesen mit belobten Erfolge vertraut gemacht.«¹⁷⁷ Das große Angebot an weiblichen Lehrpersonen in Wien in den 1860er-Jahren veranlasste Frauen dazu, Jobvermittlungsagenturen zu eröffnen, wie etwa das *Universal-Emplacements-Institut* von Emily Reisner. Dieses vermittelte »Gouvernanten, Hofmeister, Gesellschafterinnen, Lehrer, Lehrerinnen und Bonnen sowie alle für das Lehr- und Erziehungsfach geeigneten Persönlichkeiten.«¹⁷⁸

Antonie Machold, deren Tagebucheintrag dieses Kapitels einleitet, eröffnete im Jahr 1869 ihr Mädcheninstitut, in dem sie auch »populäre Vorträge für Damen«¹⁷⁹ abhalten ließ. 1870 heiratete sie und schloss das Institut. Wenige Jahre nach der Hochzeit und der Geburt ihrer vier Söhne eröffnete sie eine Jobvermittlungsagentur für Lehrerinnen und Erzieherinnen und nahm damit ihre Berufstätigkeit wieder auf.¹⁸⁰ In den Nachrufen und biografischen Notizen fand diese Erwerbstätigkeit während ihrer Ehe jedoch keine Erwähnung. Antonie Machold war eine leidenschaftliche Schwimmerin, was aus ihrem Tagebuch aus den 1860er-Jahren deutlich wird.¹⁸¹ Sie gründete 1894 die Damenschwimmsektion des Wiener Schwimmklubs *Austria* und 1908 einen eigenen Damenschwimmklub namens *Wien*. Darüber hinaus war sie im frauenbewegten Umfeld in mehreren anderen Vereinen tätig. Auf eine Frau wie Antonie Graf musste das Verbot des Mädchenturnens im Jahr 1883 befremdlich gewirkt haben. Sie setzte sich jahrzehntelang für die sportliche Betätigung von Frauen und Männern ein.¹⁸²

Die Bildungsreformen des 18. Jahrhunderts zielten darauf ab, einheitliche Lehr- und Lernprozesse in der Habsburgermonarchie festzulegen und die Alphabetisierung der Bevölkerung voranzutreiben. Die Umsetzung dieser Schulpolitik erforderte Überzeugungsarbeit. Die Eltern wurden angewiesen, ihre Töchter und Söhne täglich in die Schule zu schicken, damit diese lernen konnten, statt, wie es in vielen Familien der Fall war, in

176 https://www.oeaw.ac.at/fileadmin/subsites/Institute/VID/PDF/Publications/diverse_Publication_s/Historisches_Ortslexikon/Ortslexikon_Wien.pdf vom 10.09.2025.

177 DAW, Schulamtsakten 162/3/5a, Betreff Privatprüfung der Julie Edlen von Muth. Julie von Muth war die Tochter des Polizeibeamten Peter von Muth (1784–1855), der infolge der Revolution von 1848 von seinem seit 1845 inne gehaltenen Posten als Polizeioberdirektor zurücktreten musste. ÖBL (Österreichisches Biografisches Lexikon) 1815–1950, Bd. 7 (1978), S. 5.

178 Die Presse, 25.01.1863, S. 8.

179 Morgen-Post, 10.12.1869, S. 3.

180 Neue Freie Presse, 04.09.1876, S. 4.

181 ÖNB, Autografen und Nachlässe, Sammlung Handschriften, Signatur: Cod. Ser. n 52753, Tagebuch Antonie Machold 1868, S. 74.

182 Urban, Gisela: Antonie Graf: ein Erinnerungsblatt – In: Die Österreicherin, Jg. 2/4 (1929), S. 6.

dieser Zeit mit ihrer Arbeitskraft zum Familieneinkommen beizutragen. Um die Eltern von der Bedeutung der Schulbildung zu überzeugen, kooperierte die Regierung mit dem katholischen Klerus, da dieser in der Regel über beträchtliche Autorität und Einfluss verfügte. Vor diesem Hintergrund war die *Politische Schulverfassung* von 1805, die die Überwachung der Schulen dem katholischen Klerus anvertraute, nicht nur eine Möglichkeit, durch die Auslagerung von Aufgaben Geld zu sparen, sondern auch ein strategischer Ansatz, um sicherzustellen, dass die Unterrichtspflicht ernst genommen wurde. Die praktische Umsetzung dieser Überlegungen variierte je nach Engagement der Geistlichen auf lokaler Ebene. Zudem lag die Priorität des katholischen Klerus auf dem Religionsunterricht und dem sonntäglichen Messbesuch. Die Administration der Schulbelange hinterließ zahlreiche archivalische Spuren, die die Hauptgrundlage für diese Studie bilden.

2. Sozialisation

»Je öfter eine Vorstellung oder Empfindung in einer Seele erneuert wird, desto geneigter wird dieselbe Seele, sich eben dieser Vorstellung oder Empfindung abermahls zu überlassen; bis ihr diese Wiederholung endlich so geläufig wird, daß sie, auch wenn sie mit ganz andern Gegenständen beschäftigt ist, gar nicht mehr umhin kann, in eben dieselbe Vorstellung oder Empfindung, auch wider ihren Willen, immer von neuem zurückzufallen.«¹

In diesem Zitat macht Joachim Heinrich Campe (1746–1818), ein zentraler Autor und Verleger pädagogischer Schriften der Aufklärung, die Funktion des repetitiven Lernens deutlich: Es sollte dazu dienen, den Willen des Kindes zu formen.² Im Zuge der Aufklärung rückte die kindliche Entwicklung in den Fokus und damit die Frage, wie gewünschtes Verhalten gefördert werden könne. Die einen hielten das Ausüben von sozialem Druck sowie die Androhung bzw. Ausübung von Strafen für geeignete Methoden, während andere despotische Unterrichtsmethoden und pures Auswendiglernen als schädlich erachteten. Die Schule wurde als ein Ort betrachtet, an dem gesellschaftliche Werte und somit Vorstellungen von Geschlechterverhältnissen durch Bildungsinhalte,

-
- 1 Campe, Joachim Heinrich: Ueber die früheste Bildung junger Kinderseelen im ersten und zweiten Jahre der Kindheit, in: Joachim Heinrich Campe (Hg.), *Allgemeine Revision des gesammten Schul- und Erziehungswesens von einer Gesellschaft praktischer Erzieher*, Hamburg: Bohn 1785, S. 3–296, hier S. 23.
 - 2 Campes Überlegungen zum tugendhaften Menschen, der durch diese Wiederholung geformt werden soll, basiert auf den Arbeiten zu seiner Dissertation, siehe Casale, Rita: J. H. Campe und die tugendhafte zweite Natur, in: Jörn Garber (Hg.), »Die Stammutter aller guten Schulen«. Das Dessauer Philanthropinum und der deutsche Philanthropismus 1774–1793, Tübingen: Max Niemeyer Verlag 2008, S. 335–356. Für einen Überblick über die historische Analyse des Erlernens von Emotionen, siehe Eitler, Pascal/Olsen, Stephanie/Jensen, Uffa: Introduction, in: Pascal Eitler/Ute Frevert/Stephanie Olsen/Uffa Jensen/Margrit Pernau/Daniel Brückenhaus/Magdalena Beljan/Benno Gammerl/Anja Laukötter/Bettina Hitzer/Jan Plamper/Julianne Brauer/Joachim C. Häberlen (Hg.), *Learning How to Feel. Children's Literature and Emotional Socialization, 1870–1970*, Oxford: Oxford University Press 2014, S. 1–20.

räumliche Gegebenheiten und Vorbildwirkung vermittelt werden sollten.³ Die Unterrichtenden mussten selbst erst in ihre Rolle sozialisiert werden, sich mit den zunehmend normierten Bildungsinhalten auseinandersetzen, Unterrichtsstrategien entwickeln und sich in Kontrollmechanismen einfügen. In den Debatten des »pädagogischen Jahrhunderts«, wie Campe das 18. Jahrhundert bezeichnete, wurden blinde Pflichterfüllung und religiöse Dogmen grundlegend infrage gestellt. Gleichzeitig verursachte die Öffnung von Bildungsangeboten und -inhalten Ängste, die das individuelle Streben nach Unabhängigkeit, dazu wurde die sexuelle Selbstbestimmung gezählt, einzudämmen suchten. Die Aufklärungspädagogik war von Widersprüchen geprägt. Es sollten Individuen geformt werden, die verantwortungsvoll an der Gesellschaft teilnahmen. Der Begriff »brauchbar« wurde dabei häufig erwähnt. Bildung wurde zum universellen Recht erhoben. Mit »vernunftgeleiteten Bürgern« waren jedoch nur Männer gemeint, was zu erheblichen Umdeutungen führte, um Frauen einen – geschlechtsspezifisch angemessenen – Platz in der Gesellschaft zuzuschreiben.

In diesem Kapitel wird ein Überblick über die Inhalte des ersten in der Habsburgermonarchie staatlich herausgegebenen ABC-Lesebuches für die Trivialschule sowie über das erste Methodenbuch für Lehrer gegeben; zudem werden Idealvorstellungen hinsichtlich des Verhaltens und Auftretens von Lehrpersonen thematisiert. Damit verbunden sind Veränderungen in der Wahrnehmung der Mutter- und der Vaterrolle bei der Kindererziehung. Die Frage, wie viel Wissen Mütter besitzen sollten, ging einher mit der Frage, ob Frauen für den Lehrberuf geeignet seien und Mädchenschulen leiten sollten – obwohl diese Tätigkeiten bereits jahrhundertlang von Nonnen ausgeübt wurden. Parallel zu den Überlegungen zur Vermittlung von Geschlechteridealen und zur Diskussion über das Ausmaß der Wissensvermittlung entstand um 1800 die Sorge vor Autonomie und der Wirkung von Wissen. Die damit verbundenen Ängste äußerten sich in Kampagnen gegen Onanie und das Lesen. Wie sich die Belehrung von Müttern und die verschiedenen Kampagnen gegen als schädlich wahrgenommenes Verhalten auswirkten, zeigt ein um 1800 entstandenes zwölbändiges Lehrwerk für Mädchen. Dessen Fertigstellung wurde vom ersten Frauenverein der Habsburgermonarchie, der im Jahr 1810 in Wien gegründeten *Gesellschaft adeliger Frauen zur Beförderung des Guten und Nützlichen* gefördert.

2.1 Vom Buchstabieren und Unterrichten

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts löste der Klassenunterricht den Einzelunterricht, bei dem nacheinander alle Schüler:innen in Anwesenheit der anderen unterrichtet wurden, allmählich ab. Die Idee des kollektiven Unterrichts gab es schon länger. Ein Vorreiter der modernen Pädagogik war der mährische Theologe Johann Amos Comenius (Komenský, 1592–1670). Er hob die Notwendigkeit der Bildung für alle Menschen zum Zweck der Vermittlung der göttlichen Ordnung hervor und schuf das lateinisch-deutsche Lehrwerk

3 Schmid, Pia: Weib oder Mensch, Wesen oder Wissen? Bürgerliche Theorien zur weiblichen Bildung um 1800, in: Claudia Opitz/Elke Kleinau (Hg.), *Geschichte der Mädchen und Frauenbildung*. Band 1: Vom Mittelalter zur Aufklärung, Frankfurt/New York: Campus Verlag 1996, S. 327–345, hier S. 338.

Orbis Sensualium Pictus,⁴ dessen Illustrationen sich großer Beliebtheit erfreuten.⁵ Seine Überlegungen beeinflussten die Strömung des Pietismus bzw. den Begründer der pietistischen Pädagogik August Hermann Francke (1663–1727). Er betrachtete Bildung als Voraussetzung für den Glauben und gelangte zur Überzeugung, dass die individuelle Förderung von Schüler:innen sowie das kollektive Lernen von Vorteil seien.⁶ Der Pietist Johann Julius Hecker (1707–1768) trug maßgeblich dazu bei, die kollektive Unterrichtsmethode zu propagieren. Für den Unterricht sollten ausschließlich standardisierte Lehrbücher und qualifizierte Lehrpersonen eingesetzt werden. Das bis in die Gegenwart praktizierte Heben der Hand bei einer Frage war eine Innovation dieser Strömung.⁷ Hecker war an der Erstellung des im Jahr 1763 von Friedrich II. verabschiedeten preußischen *Generallandschulreglement* beteiligt, das den Schulbesuch und den Unterricht an Landschulen regelte. Hecker hatte 1747 in Berlin eine Realschule eröffnet und bereits ein Jahr später ein dazugehöriges Lehrerseminar gegründet. Der Unterricht wurde mithilfe eines Buchstabier- und Lesebuchs durchgeführt, das für die Vereinheitlichung des Lesenlernens in der Habsburgermonarchie Vorbild war.⁸

Der Augustinerabt Johann Ignaz von Felbiger reformierte zunächst das Schulwesen in Schlesien und wurde anschließend nach Wien berufen, um in der Habsburgermonarchie die Bildungsreform mitzugestalten. Er hatte Heckers Schule in Berlin besucht und darauf basierend seine Reformideen gestaltet.⁹ Im Einklang mit der Aufklärungspädagogik und als Abkehr von der Tradition der Jesuiten wurde die Vermittlung nachvollziehbarer, lebensnaher Inhalte gefördert. Kinder sollten in die Lage versetzt werden, das Gelernte korrekt und umfassend auszudrücken.¹⁰ Die Intention, den Unterricht mit Inhalten zu strukturieren, die ein Verständnis für die eigene Rolle im Staatsgefüge und in der Geschlechterordnung vermittelten, wird in Felbigers Anfängerlesebuch für Stadtschulen deutlich. Dieses *ABC-Büchlein* oder auch *Namenbüchlein*, das Felbiger bereits in Schlesien verfasste und später weiterentwickelte, stand in der Tradition der Katechismus-Fibeln. Es wurde, gemeinsam mit einem von Felbiger verfassten Methodenbuch für Lehrer, in alle offiziellen Sprachen der Monarchie übersetzt. Mit der Reform des Primarschulwesens ging die Zentralisierung des Schulbuchdrucks einher. Um der steigenden Nachfrage nach kostengünstigen Schulbüchern zu begegnen, wurde ein eigener Verlag gegründet, der die Schulmaterialien veröffentlichte, um die Kosten niedrig zu halten. Bemerkenswert ist, dass ein Viertel der Bücher unentgeltlich an Kinder aus sozial benachteiligten Schichten vergeben wurde.¹¹

-
- 4 Comenius, Johann Amos: *Orbis Sensualium Pictus*, Noribergae: Typus et Sumptibus Michaelis Endteri 1658.
- 5 Michel, Gerhard: Die Bedeutung des *Orbis Sensualium Pictus* für Schulbücher im Kontext der Geschichte der Schule, in: *Paedagogica Historica* 28/2 (1992), S. 235–251.
- 6 J. V. H. Melton: *Absolutism*, S. 30f.
- 7 Ebd., xiv.
- 8 Hähn, Johann Friedrich: *Berlinisches neu eingerichtetes ABC-Buchstabier- und Lese-Büchlein*, Berlin: Verlag des Buchladens der Real-Schule 1758.
- 9 Zu Felbigers Berufung nach Wien siehe H. Engelbrecht: *Geschichte* Band 3, S. 102f.
- 10 B. Stollberg-Rilinger: *Maria Theresia*, S. 710.
- 11 H. Engelbrecht: *Geschichte* Band 3, S. 88.

Abb. 1: Unterricht in einer Knabenvolksschule, um 1750.



Quelle: Wien Museum Inv.-Nr. 75409 (<https://sammlung.wienmuseum.at/objekt/19/>).

Methodisch stand das Buchstabieren-Lernen im Vordergrund. Im ersten Teil des ABC-Büchleins werden Buchstaben, Zahlen und Wörter in Silben eingeführt. Zunächst wurden die Buchstaben mit Bezeichnung und Form unterrichtet. Im Anschluss erfolgte die Silbentrennung und Benennung von Silben bzw. einsilbigen Wörtern bis hin zu zweisilbigen Wörtern. Buchstabiermethode bedeutete, dass von jedem Wort nur der Anfangsbuchstabe in Tabellen vorgegeben wurde und die Kinder die Wörter auswendig kennen mussten, um sie wiederzugeben. Im Gegensatz dazu hatte Comenius bereits eine lautbezogene Herangehensweise vorgeschlagen, die sich allerdings erst im 19. Jahrhundert zu verbreiten begann.¹² In Felbigers ABC sind kanonische katholische Texte wie das Vaterunser, der Engelgruß (Englische Gruß) und das Glaubensbekenntnis sowie Gebete für jede Tageszeit abgedruckt. Vor Stundenbeginn, zwischen den Stunden und zum Abschluss des Unterrichts sollte mit den Kindern gebetet werden. Das ABC enthält auch ein Abendgebet. Deutlich wird, wie sehr das Beten den Schultag strukturierte – ein Aspekt, auf den die katholische Schulaufsicht gemeinsam mit dem regelmäßigen Messbesuch der Schulkinder großen Wert legte. Unter dem Abschnitt »Kurze Sittenlehren« sind Sätze mit moralischen Botschaften aufgelistet, die den Kindern Werte und Umgangsformen näherbringen sollten.

In den moralischen Erzählungen in Felbigers ABC werden Beziehungen im unmittelbaren Umfeld eines Kindes mit Mutter, Vater, Geschwistern und etwaigem Dienst-

12 Privatschullehrer förderten diese Entwicklung, wie Johann Hermann, dessen Werdegang in Kapitel 3 thematisiert wird. Hermann, Johann: Lautir- und Lesebuch, oder das Lesenlernen nach dem Laute der Buchstaben, nebst einer Sammlung kindlicher Lesestücke, Graz: Damian u. Sorge 1850.

personal thematisiert. In der ersten Geschichte vermittelt die Mutter ihrem hartnäckig nachfragenden »neugierigen Kind«¹³ geduldig Wissen. Sie ermutigt das Kind, selbst lesen zu lernen, um mehr über die Welt erfahren zu können. Bemerkenswert ist, dass Neugierde weder grundsätzlich negativ besetzt, noch geschlechtsspezifisch aufgeladen war. Dies entsprach Felbigers Überzeugung, dass das Lernen von Kindern durch Einsicht und nicht durch bloßen Gehorsam gefördert werden sollte.¹⁴ Zwar wird das Lesen »guter Bücher« empfohlen, Einschränkungen oder Leseanleitungen werden jedoch nicht vorgegeben. In einer Erzählung zur Frömmigkeit wird der »kleine Joseph« gezeigt, der die Gottesfurcht seiner Eltern nachahmt. Hier praktiziert ein Knabe religiöse Frömmigkeit, was sich in der Geschichte »Vater und Sohn« wiederholt. In »Die Mutter und das Kind«¹⁵ erklärt die Mutter ihrem Sohn Joseph, aus welchen Zutaten Brot besteht und fragt ihn, woher diese Zutaten kommen. Diese seien ebenso Erzeugnisse von Gottes Gnade. Auch hier ist es die Mutter, die Wissen vermittelt.

In »Das häusliche Kind« werden Geschwister miteinander verglichen. Ein Bruder, der klug mit Geld umgeht, wird gelobt. Auch in den Erläuterungen zum »Nutzen des Lesens und Schreibens«¹⁶ wird der Umgang mit Geld thematisiert. Der Protagonist Hans verliert Geld an einen Hochstapler, weil er nicht lesen kann. Daraufhin schickt er seine Kinder in die Schule, damit diese Lesen lernen und sich vor Hochstapelei schützen können. In der Geschichte »Der nachlässige und boshafte Schulknab Peter«¹⁷ wird nahegelegt, dass gutes Verhalten und Gehorsam zu einem anständigen Leben führen. Während ein »Schulknabe« vorkommt, gibt es keine Geschichten über ein »Schulmädchen«. Ein verschwiegenes Mädchen begleitet ihren Vater bei seinen Geschäften,¹⁸ während ein anderes dem Dienstpersonal gegenüber herablassend ist und letztendlich beschämt lernt, um etwas zu bitten. Scham spielt außerdem eine wichtige Rolle in der Erzählung über eine abergläubische Magd, die einem Knaben Angst einflößt. Kinder werden in mehreren Geschichten dazu angeleitet, Verantwortung für ihr Tun zu übernehmen.

In einer weiteren Geschichte über die Sehnsucht eines Kindes, sich in einen Vogel zu verwandeln, wird der Wunsch nach Veränderung aufgegriffen. Das Kind möchte selbst fliegen können, doch es muss miterleben, wie der Vogel, den es beobachtet, erschossen wird. Am Ende ist es froh, ein Mensch zu sein. Passend dazu folgt auf diese Erzählung ein Text, in dem soziale Mobilität unter dem Titel »Zufriedenheit mit dem eigenen Zustand«¹⁹ thematisiert bzw. abgewertet wird.

Die Geschichten vereinen Themen aus der katholischen Lehre mit den pädagogischen Werten der Aufklärung und verankern dabei binäre Geschlechterrollen. Knaben werden vermehrt als handelnde Protagonisten inszeniert, die aktiv Fragen stellen, wobei die Neugierde und Freude am Lesen Kindern generell zugestanden wird. Das Schweigen in der Öffentlichkeit wird als erstrebenswerte weibliche Tugend dargestellt, ebenso

13 Ebd., S. 16.

14 B. Stollberg-Rilinger: Maria Theresia, S. 710.

15 Ebd., S. 21.

16 Ebd., S. 24.

17 Ebd., S. 23.

18 Ebd., S. 25.

19 Ebd., S. 40.

wie das Unterlassen eines Befehls gegenüber dem Dienstpersonal. Der Figur der Mutter kommt als zentrale Wissensvermittlerin eine aktive Rolle zu. Das Lesen selbst wird neutral behandelt. Einige Jahre später sollte es, insbesondere bei Mädchen, als Krankheit oder Störung betrachtet und mit dem Begriff der »Lesesucht« diskreditiert werden, wie im Folgenden noch gezeigt wird.

Trennungspolitik

Die als ABC-Fibel für alle Kinder gedachte Sammlung von Buchstabier- und Leseübungen, Gebeten und Geschichten enthält keine Illustrationen, Kinder müssen die teilweise komplexen Inhalte völlig ohne Bilder verstehen. Gemeinsam mit dem ABC erschien ein von Johann Ignaz von Felbiger verfasstes *Methodenbuch*. Im Abschnitt »Von dem, was ein Lehrer in Absicht auf das verschiedene Geschlecht der Schüler thun und merken soll«, ²⁰ gibt Felbiger Handlungsrichtlinien für die räumliche Trennung der Schülerinnen und die geschlechtsspezifische Gestaltung der Unterrichtsinhalte vor.

»Es ist nicht allein löblich sondern sogar nöthig, nur Kinder jedes Geschlechtes zusammen zu setzen; die Mägdchen müssen ihren eigenen Platz haben, und sind von den Knaben abzusondern. Ein genauer Umgang zwischen Personen beyderley Geschlechtes kann auch schon in der zartesten Kindheit zu schlimmen Folgen den Weg bahnen; bey heranwachsenden ist die Gefahr noch grösser. Merket der Lehrer, daß zwischen Knaben und Mägdchen Tandeleyen vorgeben, so störe er den Unfug beyzeiten. Niemals gestatte er, daß Kinder beyderley Geschlechtes zusammen aus der Schule der Nothdurft halben gehen; diese ist oft der Vorwand und die Erfahrung hat an unzähligen Orten gelehret, daß dabey der erste Grund zu den Sünden geleyet werde, die der Apostel zu nennen verbeut [sic]. Was den Unterricht betrifft so muß der Lehrer Schüler von beyden Geschlechtern mit gleicher Treue unterweisen; denn sie gehen aus gleicher Absicht in die Schule. Das, was man in Dorf- und gemeinen Stadtschulen lernet ist ohnedem jedem Geschlechte gleich nothwendig. Sonst erfordert die Klugheit, jedes Geschlecht in dem zu unterrichten, was ihm nothwendig und nützlich ist.«²¹

Felbiger hebt hervor, dass Mädchen und Knaben die gleiche Zuwendung zuteilwerden sollte, allerdings mit unterschiedlichen, an ihr Geschlecht angepassten Inhalten. Die räumliche Trennung von Mädchen und Knaben wurde von religiös-moralischen Überlegungen geprägt. In den Schulen mussten Mädchen und Knaben voneinander getrennt werden und auf verschiedenen Bänken Platz nehmen. Auf die Toilette zu gehen, bedeutete, sich zu entblößen, was keinesfalls in Anwesenheit anderer geschehen sollte. Kindern sollte kein Wissen über ihre Körper vermittelt werden, dementsprechend wurden Situationen, die möglicherweise Erklärungsbedarf geschaffen hätten, vermieden. Auch in anderen Kontexten wurden die Geschlechter getrennt: Während des Gottesdienstes saßen Frauen und Männer in Kirchen getrennt voneinander.²² Ein Kommentar

20 Felbiger, Johann Ignaz von: *Methodenbuch für Lehrer der deutschen Schulen in den kaiserlich-königlichen Erblanden*, Wien: Verlagsgesellschaft der deutschen Schulanstalt 1775, S. 307.

21 Ebd.

22 Zu Überlegungen im Hinblick auf die räumliche Geschlechtertrennung in der Kirche siehe Kapitel 3 von Ulbrich, Claudia: *Shulamit und Margarete: Macht, Geschlecht und Religion in einer ländlichen*

des Hamburger Pädagogen Johann Christoph Kröger (1792–1874) zeigt, dass das penible Achten auf getrennte Sphären – idealerweise in Form getrennter Schulen – nicht nur auf Zustimmung stieß. Kröger besuchte in den 1830er-Jahren österreichische Schulen und äußerte seine Skepsis gegenüber dieser Trennungspolitik:

»Die Trennung der Geschlechter in verschiedenen Schulen scheint in Österreich fast ängstlich überwacht zu werden; in den Städten geschieht dies fast durchgehend, auf dem Lande, überhaupt in Trivialschulen, sitzen sie [die Mädchen, Anm. WS], wo keine eigenen Schulen für sie vorhanden sind, zwar in einem gemeinschaftlichen Zimmer, und genießen gleichen Unterricht, aber doch auf abgesonderten Bänken. [...] Die Quelle dieses pädagogischen Prinzips scheint in den unpsychologischen Ansichten des Klerus zu liegen. Aber ist das denn der richtige Weg zum Ziel?«²³

Das Ausmaß, in dem die getrennte Erziehung von Mädchen und Knaben betrieben wurde, erschien einem Außenstehenden übertrieben, war aber lange Zeit ein integraler Bestandteil des habsburgischen Bildungssystems. Bereits die *Allgemeine Schulordnung* von 1774 betonte die Notwendigkeit einer getrennten Ausbildung von Mädchen, idealerweise in getrennten Schulen.²⁴ Mit dem zunehmenden Einfluss der Anti-Masturbationskampagnen gewann diese Trennungspolitik eine neue Facette hinzu, die die Notwendigkeit der räumlichen Trennung der Geschlechter abermals untermauerte. In der Konzeption der Kampagnen musste der gemeinsame Unterricht von Kindern des gleichen Geschlechts – speziell von Knaben – ebenso streng überwacht werden, da gleichgeschlechtliche Freundschaften Verdacht erregten.

Wissensvermittlung durch Männer oder Frauen?

Auf einer idealtypischen Abbildung des Lehrberufs um 1840 ist ein Lehrer im Klassenzimmer sowie bei einem Ausflug mit zwei Schülern zu sehen. In der Vignette rechts ist eine Lehrerin mit einigen Schülerinnen abgebildet. Die Größenverhältnisse der Abbildung spiegeln die unterschiedliche Wertigkeit von Lehrern und Lehrerinnen im frühen 19. Jahrhundert wider. Die Illustration kann als Metapher für die Position von Frauen im Lehrberuf stehen: Die Lehrerin durfte sich nicht als Expertin inszenieren und saß dementsprechend nicht auf einem Podest, sondern auf gleicher Ebene wie ihre Schülerinnen. Sie unterrichtete ausschließlich Mädchen und als einziger Lehrbehelf ist ein Plakat zu sehen. Der Lehrer saß auf einem Podest, die Tafel zur Rechten und einen Tisch mit Materialien zur Linken. Einem Schüler wird eine Auszeichnung verliehen. Eine weitere männliche Lehrperson zeigt in der Vignette rechts zwei Schülern eine Gebirgslandschaft mit Regenbogen, metaphorisch den Blick in die Weite.

Gesellschaft des 18. Jahrhunderts, Wien/Köln/Weimar: Böhlau 1999. Diese Praxis wird teilweise, wenn auch weniger dogmatisch, bis heute fortgeführt.

23 Kröger, Johann Christoph: Reise durch Sachsen nach Böhmen und Oesterreich, mit besonderer Beziehung auf das niedere und höhere Unterrichtswesen, Altona: Johann Friedrich-Hammerich 1840, S. 233f.

24 § 12 der Allgemeinen Schulordnung.

Abb. 2: Joseph Schmutzer (Zeichner), B. Gross (Lithograf), Matthias Rudolph Toma (Drucker, Verleger), *Der Mensch und sein Beruf: Der Lehrer*, 1835–1841.



Quelle: Wien Museum Inv.-Nr. 47746/16 (<https://sammlung.wienmuseum.at/objekt/420219/>)

Frauen erhielten bis zum *Reichsvolksschulgesetz* 1869 keine staatliche Ausbildung für das Lehramt. Lehrerinnen unterrichteten Sprachen und Handarbeiten, an privaten Mädchenschulen wurden Ausnahmen für den Unterricht anderer Fächer gemacht. In seinem 1775 veröffentlichten *Methodenbuch* beschreibt Johann Ignaz von Felbiger die Eigenschaften eines Schulmeisters mit folgenden Begriffen: Frömmigkeit, Liebe, Munterkeit des Geistes, Geduld, Genügsamkeit, Fleiß und Sittsamkeit.

Der Schullehrer habe die Aufgabe, die Rolle der Eltern zu übernehmen und »das zeitliche sowie ewige Wohl seiner Schüler«²⁵ zu fördern, indem er sie zu brauchbaren Mitgliedern der Gesellschaft erziehe. Das erklärte Ziel Felbigers war es, aus den Kindern »nützliche Glieder des Staates, vernünftige Menschen, rechtschaffene Christen« zu formen, »dadurch sie ein glückliches Leben auf dieser Welt führen, und sich auch der ewigen Glückseligkeit versichern können.«²⁶ Die Zuneigung eines Lehrers zu den Kindern sollte väterlich sein und sich ausschließlich nach deren Verhalten richten, unabhängig von etwaigen finanziellen Zuwendungen der Eltern.

»Diesem Verfahren eines Vaters ahme ein Schulmeister nach, er gehe gern mit seinen Schulkindern um, habe sie gern um sich [...] und solchergestalt lasse er sie empfinden, daß er Neigung für sie habe. Seine Gewogenheit aber messe er ja nicht nach den Vermögensumständen der Eltern der Kinder, oder nach dem Genusse ab, den er etwa von ihnen haben könnte.«²⁷

25 J. I. v. Felbiger: *Methodenbuch*, S. 264.

26 Ebd., S. 267.

27 Ebd., S. 274.

In Felbigers Entwurf wird eine sanfte Männlichkeit propagiert, die mit den Vorstellungen von Väterlichkeit um 1800 einherging.²⁸ Die Notwendigkeit von fundierten Kenntnissen in Kombination mit liebevoller Zuwendung wird auch im Eintrag über »Lehrer« in der Krünitz'schen *Ökonomischen Enzyklopädie* betont. Ein Lehrer müsse theoretisch fundiert und praktisch klug handeln, indem er nicht nur die Grundlagen seines Faches gründlich verstehe, sondern darüber hinaus in der Lage sei, Inhalte klar und verständlich zu vermitteln, um den Lernenden eine effektive und sinnvolle Bildung zu ermöglichen. Zudem solle ein Lehrer freundlich und vertrauensvoll sein, um eine liebevolle und aufrichtige Beziehung zu den Lernenden ohne Zwang aufzubauen. Aufrichtigkeit sei notwendig, um Wissen wahrheitsgetreu weiterzugeben und den Lernenden den effektivsten Weg zum Wissen zu zeigen, während Fleiß nicht nur darin bestehe, Aufgaben zu erledigen, sondern diese sorgfältig vorzubereiten und sich auf den Nutzen für die Schüler zu konzentrieren.²⁹

Im Zuge der Aufklärung wurde Müttern eine zentrale Rolle in der Kindererziehung zugeschrieben. Daraus wurde ein Bildungsanspruch für Mädchen und Frauen abgeleitet, dessen Inhalte jedoch umstritten waren. Der Vater sollte im aufklärerischen Familienbild seine Frau bei der Kinderpflege anleiten und sie gegebenenfalls korrigieren. Auf dem Weg ins Erwachsenwerden war es in der Vorstellung von Pädagogen wie Campe, der Vater, der die Verhaltensregeln für seine Tochter vorgab.³⁰ Die Frage, wer in der Wissensvermittlung für Mädchen die zentrale Rolle spiele, taucht auch in den Diskussionen darüber auf, ob Frauen für den Lehrberuf geeignet seien und welche Fächer sie unterrichten sollten. Die Tatsache, dass Frauen im klösterlichen Bereich sich seit Jahrhunderten auf den Unterricht von Mädchen spezialisiert hatten, wurde ausgeblendet. In der Diskussion um die Leitung von Mädchenschulen ist die Frage der Befähigung zur Unterrichtsarbeit ebenfalls zu finden. Der Lehrer wurde ähnlich dem Vater mit wissenschaftlichem Wissen und didaktischem Können in Verbindung gebracht, während bei der Lehrerin, wie bei der Mutter, Liebe, Bescheidenheit und Demut im Mittelpunkt standen.³¹

Fortunatus Macerata (1789–1812), seit 1807 Inhaber einer Mädchenschule in Wien, veröffentlichte 1810 eine Schrift mit dem Titel *Nothwendige Eigenschaften einer Mädchenschule in Hinsicht auf die mittleren Stände*.³² Er kritisierte, dass eine Mädchenschule nicht

-
- 28 Trepp, Anne-Charlott: *Sanfte Männlichkeit und selbständige Weiblichkeit. Frauen und Männer im Hamburger Bürgertum zwischen 1770 und 1840*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1996.
- 29 Die weibliche Form »Lehrerin« wird zwar im Text erwähnt, es erfolgt aber keine nähere Auseinandersetzung mit der Rolle von Frauen als Lehrerinnen. Siehe Artikel »Lehrer«, in: Krünitz, Johann Georg: *Ökonomisch-technologische Enzyklopädie*, Band 70 (1796), S. 139
- 30 Campe, Joachim Heinrich: *Väterlicher Rath für meine Tochter*, Braunschweig: Schulbuchhandlung 1789. Schmid, Pia: *Ein Klassiker der Mädchenerziehungstheorie: Joachim Heinrich Campes Väterlicher Rath für meine Tochter (1789)*, in: Hanno Schmitt (Hg.), *Visionäre Lebensklugheit. Joachim Heinrich Campe in seiner Zeit (1746–1818)*, Wiesbaden: Harrassowitz 1996, S. 205–214.
- 31 Eine ähnliche Konzeption findet sich auch im viktorianischen England, siehe Larsen, Marianne A.: *The Making and Shaping of the Victorian Teacher. A Comparative New Cultural History*, Basingstoke: Palgrave Macmillian 2011, S. 74–104.
- 32 Macerata, Fortunatus: *Nothwendige Eigenschaften einer Mädchenschule in Hinsicht auf die mittleren Stände*, Wien: Anton Doll 1810.

effektiv funktionieren könne, wenn sie nicht von einem qualifizierten Mann geleitet würde, der über die notwendigen Kenntnisse verfüge. Macerata argumentierte mit der Rolle des Lehrers: Frauen, die nur eine kurze Vorbereitungszeit gehabt hätten, seien für diese Funktion ungeeignet, da ihnen Erfahrung und Fachwissen fehle. Macerata fügte allerdings im Hinblick auf »Erzieherinnen« hinzu:

»Mit Achtung und Ehrfurcht aber spreche ich von jenen Erzieherinnen, deren erste Bestimmung keine andere war, als die Jugend zu erziehen und zu unterrichten.«³³

Die Diskussion war einerseits geprägt von der Nichtanerkennung der fachlichen Kompetenz von Frauen, denen tatsächlich eine adäquate Qualifikation vielfach fehlte, und andererseits von der Befürwortung von Frauen im Lehrberuf auf Basis ihrer »Bestimmung«. Vor allem wegen dieser »Bestimmung« stellten Frauen als Privatschulinhaberinnen eine Konkurrenz zu Lehrern dar, deren Aufstiegsmöglichkeiten im Beruf sich lange auf die Inhaberschaft einer Direktorenstelle beschränkten. Dieser Konkurrenzkampf bezüglich der Privaterziehung von Mädchen wurde 1815 von Kaiser Franz beendet. Im Zuge der Übernahme des Instituts von Anna Maria Klement übertrug er die Leitung von Mädchenschulen ausschließlich Frauen. Dieser Beschluss blieb bis in die 1860er Jahre aufrechterhalten.³⁴

Der Lehrer als Repräsentant des Staates

In der *Politischen Schulverfassung* von 1805 wurden die geschlechtsspezifischen Erwartungen an männliche Lehrer detailliert beschrieben. Der ideale Lehrer war verheiratet. Das war zwar keine gesetzliche Vorgabe, zeigt sich aber in der Planung von Schulgebäuden mit Wohnräumen für die Familie des Lehrers und einem Zusatz über die Ehefrauen von Lehrern, der 1817 zur *Politischen Schulverfassung* hinzugefügt wurde. Aufgrund der prekären wirtschaftlichen Lage wurden die Ehefrauen aufgefordert unternehmerisch tätig zu werden, um das Familieneinkommen aufzubessern.³⁵ Die *Politische Schulverfassung* befasste sich ausführlich mit den Erwartungen an das Äußere und das Verhalten eines männlichen Lehrers. Dabei wurde die Frage der Kleidung thematisiert. Der Lehrer solle »ordentlich gekleidet«³⁶ erscheinen, an anderer Stelle wird auch das Wort »anständig«³⁷ verwendet. Das Ansuchen eines Lehrers um Unterstützung zeigt, dass die Aufforderung zwar ernst genommen wurde, doch schwierig zu finanzieren war:

»Bey dem Umstande, daß der Gefertigte sich bloß dem Lehramte widmen muß, und auf gar keinen anderen Ort das geringste zu erwerben im Stande ist, so ist es unmöglich

33 Ebd., S. 11.

34 Siehe Kapitel 7.1. ÖStA, AVA, Unterricht, StHK, Teil 2, 534, 13B2 Niederösterreich/Wien, Mathias Swoboda, Bericht an Kaiser Franz vom Präsidenten der Studienhofkommission Alois Graf Ugarte (1749–1817) am 09.12.1814, Aktenvermerk von Kaiser Franz vom 09.01.1815.

35 Politische Verfassung der deutschen Schulen in den kaiserl. königl. deutschen Erbstaaten, Wien 1833, S. 110.

36 PSchV 1807, Abschnitt XI, § 43.

37 PSchV 1807, Abschnitt XI, § 38.

bey der ungeheuren Theuerung sich und die Seinigen zu ernähren; besonders da der Lehrer nach der politischen Verfassung sowohl in als außer der Schule stets anständig gekleidet erscheinen soll.«³⁸

Ein »gesundes« Aussehen des Lehrers wurde als Ebenbild des gesunden Staates entworfen:

»Der Lehrer einer öffentlichen Schule soll gesunde Sinne, eine gute Aussprache und einen gesunden Körper haben. Auffallende körperliche Gebrechen könnten ihn den Kindern leicht lächerlich machen, und um das nöthige Ansehen bringen.«³⁹

In diesem Sinne musste jeder Lehrer auf seinen Ruf achten, um für Disziplin und Ordnung im Klassenzimmer sorgen zu können. Dies gelang ihm »durch seine Kenntnisse und moralisch guten Eigenschaften, durch ein männliches, anständiges und sich immer gleiches Betragen.«⁴⁰ In der *Politischen Schulverfassung* wird zudem die Notwendigkeit von »Sanftmuth«⁴¹ hervorgehoben.

Das Verhalten der Repräsentanten des Staates sollte ruhig und kontrolliert sein. Als die Kirche die staatliche Funktion der Schulaufsicht mit Inkrafttreten der *Politischen Schulverfassung* im Jahr 1806 übernahm, wurde diese Repräsentationsfunktion in einem Fall zum Thema. Im selben Jahr beschwerte sich der Bindermeister Franz Bobelka bei der niederösterreichischen Regierung über die »ungerechte Bestrafung und Mißhandlung«⁴² seines Sohnes. Der Ortspfarrer und der Lehrer hatten den Schüler körperlich bestraft, weil er nicht zur obligatorischen Osterbeichte erschienen war. Der Bericht enthielt auch eine detaillierte Beschreibung der Anschuldigungen der Kindesmutter gegen den Pfarrer und den Lehrer, die sich ihrerseits als Opfer der rücksichtslosen Eltern darstellten. Der Schulinspektor Vincenz Eduard Milde stellte sich jedoch auf die Seite der Eltern und rügte den Pfarrer, da dieser »zu einem Zeitpunkt, als die Schulangelegenheiten gerade der Geistlichkeit anvertraut worden waren, Anlass zur Beschwerde gegeben«⁴³ habe. Dieser Fall zeigt, dass die Schulbildung kein staatlich aufgezwungener Prozess war. Vielmehr griffen die Eltern in manchen Fällen aktiv ein, wenn sie das Gefühl hatten, dass ihr Kind ungerecht behandelt worden war.

2.2 Die Kampagnen gegen die »heimliche Sünde«

Ab dem 17. Jahrhundert veröffentlichten Experten aus Medizin und Pädagogik sowie Vertreter des Klerus, ausgehend von England, umfangreiche Literatur zum sogenannten »Laster« der »Selbstbefleckung«. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wurde

38 DAW, Schulamtsakten, M36/F6, Franz Krumböck an das Fürsterzbischöfliche Konsistorium, Kalksburg am 07.06.1850.

39 PSchV 1807, Abschnitt XI, Einleitung.

40 PSchV 1807, Abschnitt XI, § 32.

41 PSchV 1807, Abschnitt XI, § 33.

42 DAW, Schulamtsakten M196, Faszikel 34 Klage des Bindermeisters Franz Bobelka.

43 Ebd.

besonders intensiv zu diesem Thema publiziert und eine Fülle von Interpretationen und Erklärungen produziert. Das wird in der Bezeichnung des »Lasters« (religiöse Vorstellung von Sünde) deutlich, dem durch genaue Beobachtung (pädagogisch) und Ausforschung gewisser Symptome (medizinisch) entgegengewirkt werden sollte.⁴⁴ Die Vorstellung der im Geheimen ausgeführten Tat, die entdeckt werden müsse, wird in der gängigen Bezeichnung »heimliche Sünde« erkennbar. Detaillierte Schilderungen von Krankheitssymptomen und deren körperliche/geistige Folgen stützten sich auf sogenannte »Onanie-Beichten«, die als Anhang in der Ratgeberliteratur publiziert wurden. In diesen Beichtbriefen wurden die mitunter tödlichen Konsequenzen drastisch beschrieben, eine gelbliche Verfärbung der Haut galt als eines der sichtbaren Zeichen.⁴⁵

Die Historikerin Isabel Hull zeigt auf, dass Pädagogen wie Joachim Heinrich Campe, die maßgeblich an der Produktion und Verbreitung von Schriften über Onanie beteiligt waren, häufig Privatschulen betrieben.⁴⁶ Ein zusätzliches Einkommen – Schriften mit sexuellem Inhalt verkauften sich vermutlich gut – war in diesem beruflichen Kontext meist durchaus willkommen. Die Erziehungsschriften für Mütter und die Anti-Masturbationsschriften wurden zeitgleich veröffentlicht und dienten wohl auch dazu, Pädagogen als Verfechter gesellschaftlicher Werte zu inszenieren.

Bereits im 17. Jahrhundert wurde die Onanie mit Fokus auf den männlichen Körper als gesundheitsschädigend angesehen. Eine moralisierende Wendung erhielt die Debatte durch die anonyme Schrift *Onania, or the Heinous Sin of Self-Pollution*,⁴⁷ die zu Beginn des 18. Jahrhunderts erschien. Der Schweizer Arzt Samuel Auguste Tissot (1728–1797) vertiefte das Thema 1758 in seiner Publikation *L'Onanisme*, in der er alle durch Onanie verursachten körperlichen und psychischen Beschwerden ausführlich beschrieb.⁴⁸ Jean Jacques Rousseau (1712–1778) machte Tissots Ansichten in seinem Werk *Émile oder über die Erziehung*⁴⁹ einem breiten Publikum zugänglich. Besonders bemerkenswert ist, dass die Anti-Masturbationskampagnen ein Bewusstsein dafür schufen, dass bereits Kinder se-

44 Ritzmann, Iris: Erregte Gemüter. Der Umgang mit Sexualität in einem Waisenhaus des ausgehenden 18. Jahrhunderts, in: *Virus. Beiträge zur Sozialgeschichte der Medizin* 15 (2016), S. 73–86, hier S. 86.

45 Stolberg, Michael: The Crime of Onan and the Laws of Nature. Religious and medical discourses on masturbation in the late seventeenth and early eighteenth centuries, in: *Paedagogica Historica* 39/6 (2003), S. 701–717. Veröffentlichungen, die vor den Gefahren der Masturbation warnten, waren in der Regel von Bekennerbriefen an den Autor begleitet, in denen angebliche Masturbierer über ihre Symptome und ihr Leiden berichteten. Die Briefe, ob authentisch oder nicht, wurden als pädagogische Warnung gedruckt.

46 Hull, Isabel: *Sexuality, State and Civil Society in Germany, 1700–1815*, Ithaca, NY: Cornell University Press 1996, S. 270.

47 M. Stolberg: The Crime of Onan and the Laws of Nature. Religious and medical discourses on masturbation in the late seventeenth and early eighteenth centuries S. 701–717.

48 Eder, Franz X.: Diskurs und Sexualpädagogik: Der deutschsprachige Onanie-Diskurs des späten 18. Jahrhunderts, in: ebd. S. 719–735.

49 Rousseau, Jean Jacques: *Émile oder Über die Erziehung* [1762], Ditzingen: Reclam 2019. Isabell Hull argumentiert, dass aus diesem Grund die Diskussion um Masturbation im deutschen Kontext immer mit der Erziehung verbunden war. I. Hull: *Sexuality*, S. 259f.

xuelle Wesen sind.⁵⁰ Laut Hull führten die Kampagnen dazu, dass Menschen sich ihrer sexuellen Aktivität bewusst wurden und diese mit negativen Konsequenzen in Verbindung brachten.⁵¹ Die damit verbundenen Ängste wurden in der Ratgeberliteratur kanalisiert und wirkten sich auf die Erziehung der Kinder aus. In den Schriften werden der kindliche Wunsch nach Zärtlichkeit und die Sexualität von Erwachsenen als verschiedene Dinge beschrieben, jedoch könnten Kinder sich quasi mit Erwachsenensexualität »infizieren«. Die religiöse Bewertung des Körpers als sündhaft, in Kombination mit der Einschätzung der Masturbation als gesundheitsgefährdend, schärfte nachhaltig die pädagogische Sichtweise auf Kinder und Jugendliche, auf deren Körper vielfältige Ängste und möglicherweise auch Schuldgefühle projiziert wurden.⁵²

In der Habsburgermonarchie hatte der spätere Wiener Erzbischof Vincenz Eduard Milde zu Beginn des 19. Jahrhunderts den ersten Lehrstuhl für Erziehungskunde an der Universität Wien inne.⁵³ In den Jahren 1811 und 1813 veröffentlichte er ein zweibändiges Unterrichtswerk für angehende Lehrer unter dem Titel *Allgemeines Lehrbuch der Erziehungskunde*, das bis 1848 den Lehramtsunterricht in der Habsburgermonarchie vorgab.⁵⁴ Der Zeitpunkt der Veröffentlichung des Werkes fällt in eine Zeit, in der Ängste in Bezug auf den französischen Einfluss vorherrschten, weshalb das Lehrbuch, das Leitlinien für den Unterricht von Lehramtskandidaten vorgab, bei den Behörden auf großen Anklang stieß.⁵⁵ Dem französischen Einfluss sollte, wie Augustin Reichmann Freiherr von Hochkirchen (1755–1828), der Statthalter der Niederösterreichischen Landesregierung, in sei-

-
- 50 Michel Foucault bezeichnete diesen Prozess als »Pädagogisierung der Sexualität von Kindern«. Foucault, Michel: *History of Sexuality*, New York: Pantheon Books 1978, S. 104.
- 51 Hull, Isabel: »Sexualität« und bürgerliche Gesellschaft, in: Ute Frevert (Hg.), *Bürgerinnen und Bürger*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1988, S. 278.
- 52 Es fehlte ein Konzept kindlicher Sexualität, das erst mit der Etablierung der Psychoanalyse als Wissenschaft entstand. Zu den vielfältigen Aspekten und Ängsten bis in die Gegenwart siehe Ilka Quindeau/Micha Brumlik (Hg.): *Kindliche Sexualität*, Weinheim Basel: Beltz Juventa Verlag 2012. In einem Vortrag aus dem Jahr 1932 setzt sich der Psychoanalytiker Sándor Ferenczi (1873–1933) mit der Differenzierung der Bereiche Zärtlichkeit und Leidenschaft sowie dem missbräuchlichen Eindringen von Erwachsenen in den Bereich von Kindern auseinander. Ferenczi, Sándor: Sprachverwirrung zwischen den Erwachsenen und dem Kind. Die Sprache der Zärtlichkeit und der Leidenschaft, in: *PSYCHE* (1967), S. 256–265.
- 53 Brezinka, Wolfgang: *Pädagogik in Österreich. Die Geschichte des Faches an den Universitäten vom 18. bis zum Ende des 20. Jahrhunderts. Band 1: Einleitung: Schulwesen, Universitäten und Pädagogik im Habsburger-Reich und in der Republik. Pädagogik an der Universität Wien*, Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 2000, S. 244f.
- 54 Vincenz Eduard Milde – *Lehrbuch der allgemeinen Erziehungskunde zum Gebrauche der öffentlichen Vorlesungen*, in: Winfried Böhm/Birgitta Fuchs/Sabine Seichter (Hg.), *Hauptwerke der Pädagogik*, Schöningh: Brill 2020, S. 321–323.
- 55 Davon war ebenso der Französischunterricht betroffen. Die Lehrerin Josepha Hoffmann suchte 1811 und 1813 um Genehmigung zur Eröffnung einer Sprachschule an, wurde aber von der n.ö. Regierung mit der Begründung abgewiesen, »als sie überhaupt bey der so ungemein großen Anzahl französischer Mädchenschulen, die nach und nach in Wien entstanden sey, nun weitere Vermehrung derselben aus vielseitigen Rücksichten nicht allein für nicht rätzlich, sondern auch in jedem Anbetrachte für höchst schädlich halte.« ÖStA, AVA, Unterricht, StHK, Teil 2, 534, 13B2 in genere, Josepha Hoffmann.

ner Beurteilung von Milde Lehrwerk betonte, deutsche Pädagogik entgegengesetzt werden:

»Wenn französische Sprache, französische Sitten, französische Modesucht, französischer Weltton, französische Revolutions- und Eroberungssucht, französischer Leichtsinn und Religionsspötterey unabsehbares Unheil über unser deutsches Vaterland verbreitet haben, und wenn in Stadt und Land über Verfall der Religiosität und Sittlichkeit mit Grund geklaget wird, so dürfen wohl die in einem andern von der Regierung an die hohe Hofkanzley erstatten Berichte in Polizey-Hinsichten vorgeschlagenen Einrichtungen dazu führen, die Verbrechen desto leichter zu entdecken und zu bestrafen, allein zur Verhinderung derselben dem letzten Zwecke jeder humanen Staatsverwaltung dürfte wohl hauptsächlich die bessere Überzeugung führen, und zu dieser letzteren die nicht genug begünstigende Verbreitung richtiger Ideen über Menschenerziehung, der Lehren, wie wir unsere körperlichen Kräfte der Natur und dem Willen des Schöpfers gemäß gebrauchen und ausbilden, wie wir unseren Geist mit den allgemeinen jedem Menschen unentbehrlichen, und mit den besonderen, für unseren Standesberuf erforderlichen Kenntnissen aufklären und unser Herz mit edlen, tugendhaften und religiösen Gefühlen beleben sollen, um unser Begehrungsvermögen und unsere Handlungen nur auf das wahrhaft Schöne und Gute zu lenken.«⁵⁶

Vor diesem Hintergrund wird verständlich, wie detailliert Milde auf die unterschiedlichen Aspekte der Erziehung einging und dabei erzieherische Grundsätze deutscher Pädagogen goutierte, jene von Rousseau kritisierte.⁵⁷

Auf die Besonderheiten des Geschlechtstriebes und die damit verbundenen Gefahren ging Milde in der ersten Ausgabe seiner Bände nicht ein, sondern erst in den Folgeauflagen. Mit dem Abschnitt über den Geschlechtstrieb hielt der Anti-Masturbations-Diskurs Einzug in den Unterricht von Lehramtskandidaten. Der Geistliche vertiefte das Thema der frühen Sexualität und der Verhinderung des »Lasters«:

»Der Geschlechtstrieb ist ein mächtiger, gefährlicher, und, wenn er ausartet, schädlicher Trieb. [...] Dieser Trieb bedarf daher der Aufmerksamkeit und Leitung des Erziehers.«⁵⁸

Milde erklärte, dass dieser »gefährliche Trieb« zahlreiche Auslöser habe: das Zuhören bei Gesprächen Erwachsener, die über Sexualität sprechen, doch dabei Formulierungen verwenden, die das Thema verschleiern, das Erzählen von Witzen mit sexuellem Unterton, das Lesen von expliziter Literatur, das Betrachten von anstößigen Bildern oder Darstellungen, oder der Besuch von Theaterstücken, die für Kinder nicht geeignet seien. All diese Aktivitäten würden die Fantasie und die Emotionen junger Menschen anspornen, und so würde »der Geschlechtstrieb geweckt, und bis zur oft unüberwindlichen Stär-

56 Augustin Reichmann für die k.k. n.ö. Landesregierung an die k.k. Studien-Hofcommission mit einer Einschätzung von Milde Lehrwerk, Wien am 02.09.1814, zitiert in K. Wotke: Milde, S. 99f.

57 In der ersten Ausgabe der Lehrbuchbände expliziter als in den Folgeauflagen.

58 Milde, Vincenz Eduard: Lehrbuch der allgemeinen Erziehungskunde im Auszuge, Teil 2, Wien: Christian Gottfried Kaulfuß 1821, S. 174.

ke genähret.«⁵⁹ Der Kleriker thematisiert die schädlichen Auswirkungen von sexuellem Missbrauch, der einen gefährlichen Sexualtrieb entfachen könne: »Viele sind ein trauriges Opfer verdorbener Dienstpersonen, Mitschüler, Gespielen, sogar einzelner Erzieher geworden.«⁶⁰ Anstatt Missbrauch als massive Grenzüberschreitung und Machtdemonstration anzuprangern, wurde der Fokus auf die vermeintliche Gefahr gelenkt, dass Kinder infolge dessen Selbstbefriedigung praktizieren könnten, was ihrer Gesundheit schade.

Freundschaft und Zuneigung wurden zwar als frei von »unsittlichen« Gedanken konzipiert, dabei könne es jedoch zu einer intensiven Anziehung kommen:

»In Erziehungshäusern und Schulen verdienen die heftigen Freundschaften, unter denen die Geschlechtsliebe sich verbirgt, eine besondere Aufmerksamkeit, weil nicht alle Zöglinge eines reinen Herzens sind.«⁶¹

Die Ausübung von »Selbstschwächung«, eine weitere Bezeichnung für Onanie, sei für eine mentale Veränderung verantwortlich, die eine Verlagerung der Objektwahl zur Folge habe, die sich in der »[...] plötzlichen Gleichgültigkeit gegen das andere Geschlecht, und dagegen leidenschaftlichen Hang zu Personen desselben Geschlechtes, [...]«⁶² äußere. Eine Möglichkeit, zu viel Intimität zu verhindern, bestehe darin, die Kinder räumlich voneinander zu trennen und sie ständig zu beobachten und zu beschäftigen. Milde widmete dem Sexualtrieb und seiner besonderen »Degeneration« durch das »Laster« der Selbstbefriedigung detaillierte Beschreibungen. »Selbstschwächung« wurde als animalischer Instinkt konzipiert. Milde und andere Autoren beschrieben diesen Instinkt als eine überwältigende Kraft, die, einmal entfesselt, kaum zu stoppen sei. Laut Milde sei es daher wichtig, zu erkennen, dass sich die Spuren des »Lasters« in Geist und Körper des Schülers deutlich manifestierten.⁶³ Daher müssten Lehrpersonen geschult werden, um diese Anzeichen zu erkennen. Er erläuterte, wie die Symptome sich äußern würden. Nach der Aufzählung einer Reihe körperlicher Symptome, die von Blässe und gelblicher Haut bis hin zu allgemeiner Schwäche und Entwicklungsrückstand reichen würden, ging der Autor zu den geistigen Veränderungen über, die durch Gefühle der Zerstretheit, Reizbarkeit, Angst und Verlegenheit gekennzeichnet seien.

Milde betonte die Gefahr der gleichgeschlechtlichen Anziehung. Äußere Umstände, die zur »Selbstschwächung« verleiten würden, seien

»die Unreinlichkeit, enge zusammenpressende, leicht reibende, zu warme Kleider, das Übereinanderschlagen der Schenkel, das Einklemmen der Hände zwischen die Füße, die unanständige Mode des Verbergens der Hände in die Beinkleider, das Sitzen auf einer Ecke des Stuhles, das Liegen in Federbetten, die sich leicht zusammenballen, das Reiten auf Steckenpferden, das Schaukeln auf dem Knie, das Herabgleiten an Ge-

59 Ebd., S. 176.

60 Ebd.

61 Ebd., S. 177f.

62 Ebd., S. 185.

63 Bei Milde ist stets von Schülern und nicht von Schülerinnen die Rede.

ländern, das Reiten, endlich eine spielende Anwendung der Ruthe, und die Erlaubniß Hunde zur Nachtzeit bey sich im Bette zu haben.«⁶⁴

Das Sitzen auf Stuhlecken oder das Übereinanderschlagen der Beine sollte streng sanktioniert werden. Besonderer Wert wurde auch auf die ständige Sichtbarkeit der Hände gelegt, was bereits in der *Politischen Verfassung der deutschen Schulen* von 1805 deutlich hervorgehoben wurde: »[Der Lehrer] dulde nicht [...] das öftere Hinausgehen, das unanständige Sitzen und Verbergen der Hände.«⁶⁵

Es wurde angenommen, dass Mädchen die Praxis der Masturbation alleine bei häuslichen Tätigkeiten entwickelten, während Knaben voneinander und aneinander lernten.⁶⁶ Anschauliche Beispiele für die geschlechtsspezifische Unterscheidung sind in einem Beitrag des Privaterziehers Johann Friedrich Oest (1755–1815) zu finden, dessen Abhandlung über Onanie in der von Joachim Heinrich Campe herausgegebenen sechzehnbandigen *Allgemeinen Revision des gesamten Schul- und Erziehungswesens* abgedruckt wurde. Darin plädierte Oest für eine Trennung und Neuordnung der Schulbänke.

»Man gewöhne die Kinder, anständig zu sitzen; lasse sie ohne Mäntel kommen und habe eine ununterbrochene Aufsicht auf alles, was vorgeht. [...] So wird es nie geschehen können, daß im Beiseyn des Lehrers ein Knabe den andern das Laster lehre, oder an ihm treibe, wie der Volkslehrer erzählt.«⁶⁷

Oest nahm außerdem den Handarbeitsunterricht von Mädchen ins Visier:

»Eben dies gilt von Näh- und Strickschulen, wo noch dazu jedes Mädchen so leicht sein eigener Verführer wird. Kennt man nicht die Person, die hier Aufseherin ist, und ist man nicht von ihrer Aufmerksamkeit gerade auf dies unselige Laster überzeugt, so behalte man seine Kinder zurück und jede Mutter schäme sich nicht, ihre Töchter selbst anzuführen und unter eigener Aufsicht zu weiblichen Geschäften zu bilden.«⁶⁸

Alles, was Druck auf die »geheimen Teile« des Körpers ausübe, wurde als riskant angesehen.⁶⁹ Gleichzeitig wurde die ständige Sichtbarkeit und die Beschäftigung der Hände

64 Milde: *Erziehungskunde* Teil 2, S. 180.

65 PSchV 1807, Abschnitt XI, §21 and 22.

66 Die Vorstellung, dass Masturbation und gleichgeschlechtliche sexuelle Aktivitäten zusammenhängen, gab es bereits im Mittelalter, wie Helmut Puff am Beispiel der Untersuchung von Sodomieverfahren im Spätmittelalter zeigt. Puff, Helmut: *Sodomy in Reformation Germany and Switzerland, 1400–1600*, Chicago: University of Chicago Press 2003, S. 23f.

67 Oest, Johann Friedrich: Versuch einer Beantwortung der pädagogischen Frage: Wie man Kinder und junge Leute vor dem Leib und Seele verwüstenden Laster der Unzucht überhaupt, und der Selbstschwächung insonderheit verwaren, oder, wofern sie schon davon angesteckt waren, wie man sie davon heilen könne?, in: Joachim Heinrich Campe (Hg.), *Allgemeine Revision des gesamten Schul- und Erziehungswesens. Von einer Gesellschaft practischer Erzieher*, Band 6, Wien 1787, S. 142.

68 Ebd., S. 142f.

69 Isabel Hull diskutiert diesen Fokus auf die Knaben in den Kampagnen ausführlich. Zudem betont sie, dass es bemerkenswert ist, dass Mädchen bis zu einem gewissen Grad als sexuelle Wesen anerkannt wurden. I. Hull: *Sexuality*, S. 262.

mit nützlichen Aufgaben als präventive Maßnahme propagiert, die Kinder vor dem »Laster« bewahren könne.

Während grundsätzlich zu einer gänzlichen Unwissenheit über Sexualität und den Körper geraten wurde, schlug Vincenz Eduard Milde ein klärendes Gespräch mit älteren Knaben zum Thema Liebe und Ehe vor:

»Allezeit liegen überspannte Vorstellungen zu Grunde; diesen kann und soll der Erzieher dadurch vorbeugen, daß er mit dem reifen mannbaren Zöglinge offen, deutlich und bestimmt über Liebe und Ehe, über die wahren Grundlagen eines dauerhaften Glückes, über die Folgen der Verblendung und Übereilung, über die Vergänglichkeit gewisser Eigenschaften, die bey dem ersten Anblicke die reizendsten sind, seine ruhige Meinung äußert.«⁷⁰

Gleichzeitig sollte den Knaben »Ekel und Abscheu gegen ihre Erniedrigung«⁷¹ beigebracht werden. Milde betonte ausdrücklich die Notwendigkeit, den Kindern Ekel und Abscheu »beim Beschauen und Betasten dieser Theile«⁷² einzuflößen.

Einen eigenen Abschnitt widmete Milde der »Heilung des Lasters der Selbstschwächung«.⁷³ Der Erzieher solle sofort alle Quellen und Reize beseitigen, die den Körper erregen oder die Fantasie anregen könnten. Zur Wiederherstellung der Gesundheit sei es wichtig, Maß zu halten, den Körper abzuhärten und ihn in Bewegung zu bringen. An dieser Stelle wird ersichtlich, dass die Betonung der Notwendigkeit der Leibeseziehung, speziell für Knaben, nicht nur mit der Militarisierung der Gesellschaft in Verbindung zu bringen ist, sondern auch mit den Anti-Masturbationskampagnen und dem pädagogischen Streben nach der Vermittlung von Selbstbeherrschung.⁷⁴ Milde führt weiter aus, dass die Fantasie geschwächt und auf andere, unbedenkliche Gegenstände oder höhere Denkkräfte gelenkt werden solle. Fortwährende Beschäftigung und Zerstreung sowie Veränderungen im Umfeld seien notwendig, um »unreine« Begierden zu mildern.⁷⁵ Eine freundliche und liebevolle, jedoch feste Aufsicht sei unerlässlich, um den Zöglingen die negativen Folgen deutlich zu machen. Zudem wirke eine »echte« religiöse Haltung intensiv auf die Kinder ein, während die Lenkung anderer Triebe, wie dem »Ehrtrieb«, nützlich sein könne, um ihr Verhalten zu korrigieren.

Wie weit verbreitet Überlegungen dieser Art waren, zeigt eine Beobachtung des Schriftstellers Ferdinand Leopold Graf Schirnding (1808–1845). Als verarmter Adelige verdiente er sein Geld als Autor. Seine Formulierungen sind entsprechend reißerisch,

70 Ebd., S. 179.

71 Ebd.

72 V. E. Milde: *Erziehungskunde* Teil 2, S. 181f. Auch im Abschnitt »Von anderen Ausartungen in der Befriedigung des Geschlechtstriebes« wird die Notwendigkeit des Einflößens von Abscheu und Ekel betont, siehe S. 188.

73 Ebd., S. 186–188.

74 Der Pädagoge August Hermann Niemeyer stellt diesen direkten Bezug her, siehe Niemeyer, August Hermann: *Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts für Eltern, Hauslehrer und Schulmänner*, Halle: Buchhandlung des Waisenhauses 1832, S. 17.

75 Milde wandte diese Grundsätze in seiner Beurteilung des Industrieunterrichts an (siehe Kapitel 6).

geben aber dennoch Auskunft darüber, wie präsent das Thema im gesellschaftlichen Diskurs war. In seiner Publikation »Österreich im Jahre 1840« berichtet er über öffentliche und private Anstalten. Es sei nicht zu leugnen,

»daß in den meisten dieser geschlossenen Institute, das Laster der O... immer weiter um sich greift, und hiedurch manche schöne, vielversprechende Jugendblüthe entweder gänzlich zerstört oder wenigstens den Keim zu jenen Krankheiten gelegt wird, die in spätern Jahren die schönsten Tage des Mannes vergiften. Viel trägt hiezu die geistliche Organisation dieser Erziehungsanstalten bei, da diese jedes bleichere Gesicht eines Knaben sorgsam überwacht, und demselben mit aller Strenge das Geständnis eines Vergehens zu entreißen sucht, von welchem dieser oft gar keine Ahnung hat, sondern durch das Dringen und Drängen seiner Lehrer erst aufmerksam gemacht, ja selbst hingeleitet wird. Ein andere Uebelstand ist ferner die ausschließlich vorherrschende Pflege der Religion, das stete Beten, Beichten und Communiciren. Beim Aufstehen wird gebetet, später in Procession in die Kirche gegangen, vor der Schule gebetet, nach der Schule gebetet, vor dem Essen gebetet, nach dem Essen gebetet, und bei dem Schlafengehen wieder gebetet.«⁷⁶

Dieses Zitat zeigt auch, wie Onanie als Diagnose Einzug in das Repertoire jener Berufsgruppen hielt, die mit Kindern arbeiteten – allen voran Kleriker, Lehrkräfte und Mediziner. Zwei Beispiele veranschaulichen, welche Auswirkungen die Kampagnen im medizinischen Bereich hatten. Die Historikerin Maria Heidegger zeigt anhand der Fallgeschichte des Tiroler Patienten Andreas R. aus dem Jahr 1840, wie Onanie als gefährlich und schuldbehaftet wahrgenommen wurde. Während einer Gewissenserforschung im Zuge einer österlichen Beichte erhielt Andreas R. eindringliche Ermahnungen bezüglich seiner Sünden, insbesondere der Onanie. Diese spirituelle Auseinandersetzung führte bei Andreas R. zu der destruktiven Überzeugung, dass er nicht mehr selig werden könne. Diesen belastenden Gedanken äußerte er während seiner späteren psychiatrischen Behandlung häufig. Sein behandelnder Arzt identifizierte zwar den negativen Einfluss der religiösen Autoritäten, sah die Hauptverantwortung für das seelische Drama jedoch bei Andreas R. selbst.⁷⁷ Dass nicht nur Männer, sondern auch Frauen von diesen Zuschreibungen betroffen waren, zeigt der Fall einer Patientin, die im Juni 1853 in die 1831 von der Medizinerwitwe Theresia Pabst (1790–1878) eröffnete Wiener »Verpflegsanstalt für stille Geistesranke«⁷⁸ aufgenommen worden war. Die 25-Jährige wurde schließlich als geheilt entlassen. Der Grund für ihr Leiden wurde laut Anamnese erst im Laufe der Behandlung festgestellt:

»Es stellt sich aber später heraus, daß Patientin seit ihren ersten Mädchenjahren der Selbstbefleckung fröhnte u. selbst in den letzten Jahren diesem Laster derart ergeben

76 Schirnding, Ferdinand: Österreich im Jahre 1840. Staat und Staatsverwaltung. Verfassung und Cultur, Zweiter Band, Leipzig: Otto Wigand 1840, S. 93.

77 Heidegger, Maria: Schmerz, Männlichkeit und Religion: Selbstbestrafungen im Fokus der Tiroler Psychiatrie im Vormärz, in: L'Homme. Europäische Zeitschrift für Feministische Geschichtswissenschaft 33/2 (2022), S. 39–55, hier S. 46.

78 Populäre österreichische Gesundheits-Zeitung, 06.07.1837, S. 16–18.

war, daß die darauffolgenden Symptome rascher u. mächtiger in den Vordergrund treten mußten.«⁷⁹

Dieses Beispiel zeigt, wie die Tatsache der Ausübung der Onanie alle anderen möglichen Gründe einer Belastung in den Hintergrund rückte und als alleinige Ursache für die seelische Verfasstheit der Patientin anerkannt wurde.

Die Publikation von Mildes Lehrwerk hatte direkte Auswirkungen auf die Schulaufsichtspraxis des katholischen Klerus. Im Hinblick auf die Inspektion von Fabriken, in denen gemäß der Erfüllung der Unterrichtspflicht Fabriksschulen zu errichten waren, stand in den Berichten nicht der Unterricht oder die Gesundheit der Kinder im Vordergrund, sondern die Sorge, dass sich zwei Kinder, speziell zwei Knaben, ein Bett teilen könnten.⁸⁰

2.3 Widersprüche der Mädchenbildung in Antonie Wutkas *Encyklopädie*

Im pädagogischen Jahrhundert wurde die Mutter zur ersten Lehrperson auserkoren. Zunächst musste sie jedoch selbst zu dieser Aufgabe erzogen werden. Die Mutterschaft wurde als *der* Beitrag von Frauen im entstehenden bürgerlich geprägten Staat stilisiert.⁸¹ Besonders einflussreich bei der Festschreibung der Mutterschaft als Objekt staatlicher Politik war unter anderem der Mediziner Johann Peter Frank (1745–1821), der kurz auch am Wiener Allgemeinen Krankenhaus tätig war. Er forderte die bessere Erziehung zukünftiger Mütter und damit verbunden die körperliche Ertüchtigung von Mädchen.⁸² Zudem wurde von Frauen aller Gesellschaftsschichten das Stillen des Kindes eingefordert und als »Innbegriff der Innigkeit zwischen Mutter und Kind«⁸³ dargestellt.⁸⁴

79 WStLA, Signatur 2.9.4.2.B3, Protokolle aus der Pabstischen Anstalt 1853–1859, S. 21f.

80 Schütz, Waltraud: Lernen in der Fabrik? Kinderarbeit und Volksschulunterricht im Niederösterreich des frühen 19. Jahrhunderts, in: Daniel Gerster/Carola Groppe (Hg.), Schülerinnen- und Schülerleben im 19. und 20. Jahrhundert, Bad Heilbrunn: Verlag Julius Klinkhardt 2023, S. 244–265, hier S. 248f.

81 Toppe, Sabine: Mutterschaft und Erziehung zur Mütterlichkeit in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, in: Claudia Opitz/Elke Kleinau (Hg.), Geschichte der Mädchen und Frauenbildung. Band 1. Vom Mittelalter zur Aufklärung, Frankfurt/New York: Campus Verlag 1996, S. 246–359.

82 Ebd., S. 355.

83 P. Schmid: Muttergefühl, S. 107–125, hier S. 113.

84 In Briefen adeliger Frauen der Familien Hoyos und Lamberg aus dem frühen 19. Jahrhundert wird erkennbar, dass sie selbst stillten und sich darüber austauschten, zum Beispiel: NÖLA, FA Lamberg, Karton 582, Maria Wallis, geb. Hoyos an ihre Schwester Caroline, Budnitz am 20.05.1829.

In der Diskussion von Philippe Ariès' These zur Veränderung der Eltern-Kind-Beziehung⁸⁵ und Élisabeth Badinters *Mythos der Mutterschaft*⁸⁶ kommt die Historikerin Claudia Opitz-Belakhal zum Schluss, dass sich aus der Agrargesellschaft, die noch stark ortsgebunden war, eine Gesellschaft entwickelte, die aufgrund anderer Einkommensformen auch andere Beziehungen hervorbrachte. Beziehungen waren beispielsweise nicht mehr an den bäuerlichen Hof beschränkt. Stattdessen formten sie sich von Generation zu Generation erneut. Dadurch gewannen Bildung und die Erziehungsaufgabe der Eltern, speziell der Mütter, an Bedeutung. Diese Veränderungen führten zu einer grundlegenden Neuinterpretation der Elternschaft und bewirkten, dass die Vermittlung von Wissen und Einstellungen zunehmend als essentielle Aufgabe der Eltern betrachtet wurde.⁸⁷ Debatten über die Pflichten von Müttern und die Kritik an schlechten Müttern sowie Ammen gab es bereits seit Jahrhunderten; sie waren also keine Erfindung der Aufklärung, wie Opitz hervorhebt. Der Diskurs über Mutterschaft in der Aufklärung war ebenso vielschichtig und ambivalent wie die Diskussion über die gesellschaftliche Rolle von Frauen und andere Themen.⁸⁸ Diese Ambivalenzen werden in der Rezeption von Rousseaus *Émile* deutlich. Während der Schüler Émile bei Rousseau das Ideal männlicher Autonomie repräsentiert, bleibt die Schülerin Sophie letztlich in den Zwängen gesellschaftlicher Normen und Erwartungen gefangen. Allerdings bestehen für Rousseaus Überlegungen durchaus vielschichtige Deutungsmöglichkeiten.⁸⁹

Ein Pädagoge, dessen Schriften einen großen Einfluss auf Bildungsunternehmerinnen im 19. Jahrhundert hatten, war der Schweizer Schulinhaber Johann Heinrich Pestalozzi (1746–1827). Während Rousseau die Gesellschaft als eine Ansammlung von Individuen, die unabhängig voneinander agieren würden und durch einen sozialen Vertrag

-
- 85 Ariès, Philippe: *Geschichte der Kindheit*, München: dtv 1998. Die bahnbrechende Studie des Historikers Philippe Ariès aus dem Jahr 1960 lenkte die Aufmerksamkeit auf die Erforschung historischer Kindheitserfahrungen und des Familienlebens. Kindheitserfahrungen haben sich durch die Unterrichtspflicht entscheidend verändert, entsprechend ist sein 2. Kapitel dem Schulleben gewidmet. Mit Ariès' Forschungsimpuls ging die Institutionalisierung der Bildungsgeschichte einher. Ariès' Thesen stießen auf regen Zuspruch und ebenso auf heftige Kritik, siehe Dekker, Jeroen J. H./Groenendijk, Leendert F.: Philippe Ariès's discovery of childhood after fifty years: the impact of a classic study on educational research, in: *Oxford Review of Education* 38/2 (2012), S. 133–147.
- 86 Badinter, Élisabeth: *The Myth of Motherhood*, London: Souvenir Press 1981. Die Philosophin Élisabeth Badinter setzt sich in ihrer Analyse von Quellen zum Ammenwesen im Frankreich des 17. und 18. Jahrhunderts mit der diskursiven Verdichtung der Rolle der Mutter und des Stillens bis in die Gegenwart auseinander. Damit dekonstruiert sie den Mythos einer »naturgegebenen«, aufopfernden Mutterschaft und Mutterliebe.
- 87 Opitz-Belakhal, Claudia: A Space of Emotions, in: Joachim Eibach/Margareth Lanzinger (Hg.), *The Routledge History of the Domestic Sphere in Europe, 16th to 19th Century*, London/New York: Routledge 2024, S. 271–285, hier S. 272.
- 88 Opitz, Claudia: Mutterschaft und weibliche (Un-)Gleichheit in der Aufklärung. Ein kritischer Blick auf die Forschung, in: Ulrike Weckel/Claudia Opitz/Elke Kleinau (Hg.), *Tugend, Vernunft, und Gefühl: Geschlechterdiskurse der Aufklärung und weibliche Lebenswelten*, Münster: Waxmann 2000, S. 85–106, hier S. 86.
- 89 Jacobi, Juliane: »Wer ist Sophie?«, in: *Pädagogische Rundschau* 44 (1990), S. 303–319, hier S. 309. Schmid, Pia: Rousseau Revisited. Geschlecht als Kategorie in der Geschichte der Erziehung, in: *Zeitschrift für Pädagogik* 38 (1992), S. 839–854.

miteinander verbunden seien, konzipierte, war die Gesellschaft für Pestalozzi eine Gemeinschaft, die auf Liebe und Vertrauen basierte, insbesondere durch die Bindung zur Mutter. Pestalozzis Konzeption von Mutterschaft umfasst die Idee, dass die emotionale Bindung zwischen Mutter und Kind die Grundlage für soziale und moralische Werte bildet. Er lehnte abstraktes Lernen ab und setzte sich für die Integration von praktischer und intellektueller Ausbildung ein. In dieser verschränkten Form erkannte er Frauen erzieherische Kompetenz zu. Pestalozzi betrachtete pädagogisches Talent als im Wesentlichen weiblich, wodurch die Rolle der Mutter noch entscheidender wird.⁹⁰ Gerade weil Pestalozzi die Mutterschaft in seiner Romanserie *Lienhard und Gertrud*⁹¹ und den Folgeschriften vor allem als moralische und soziale, nicht als biologische Angelegenheit konzipierte, war er für Pädagoginnen des 19. Jahrhunderts eine Alternative zu den Theoretikern, die Frauen auf ihre reproduktiven Pflichten reduzierten. Solche Argumente, aus denen sich die Notwendigkeit von besseren Ausbildungsmöglichkeiten ableiten ließ, riefen jedoch auch Theoretiker auf den Plan, die die Erziehung von Frauen zu limitieren suchten.

Obwohl die Notwendigkeit der Erziehung von Mädchen im Hinblick auf ihre Rolle als Mütter und Erzieherinnen bildungspolitisch betont wurde, wurden in der Habsburgermonarchie kaum Mittel aufgewendet, um diese zu realisieren. Dieses Feld wurde Privaten überlassen, die auf der Basis der Pädagogisierung der Mutterschaft mit der Vorbereitung auf die »Bestimmung« warben. Das Argument, Frauen seien von »Natur« aus für bestimmte Rollen vorgesehen, genügte nicht. Mädchen mussten in ihre angemessene, gesellschaftliche Rolle mit pädagogischer Expertise gelenkt werden, weshalb die außerhäusliche Erziehung propagiert wurde.⁹²

Ein Lehrbuch für Mädchen aus wohlhabenden Verhältnissen, das im frühen 19. Jahrhundert publiziert wurde, zeigt die Widersprüche, die sich aus den widerstreitenden Überlegungen ergaben. Die Pädagogin Antonie Wutka (1763–1824) veröffentlichte 1802 den ersten Band ihrer zwölbändigen *Encyklopädie für die weibliche Jugend*.⁹³ Entsprechend dem Geist der Zeit wird darin die Notwendigkeit einer Ausbildung für das zukünftige Dasein als Mutter abgeleitet.

»[...] nur die eine Hälfte des Menschengeschlechts, mein Geschlecht, ist gelegentlich als Nebensache mit eingeschlossen, aber nie als Hauptsache behandelt worden; und – da liegt der Fehler – ach, des Weibes, der Mutter Pflichten gehen in das Unendliche! ihre Erfüllung ist allbeglückend, ihre Vernachlässigung – des Staates gewisses Verderben.«⁹⁴

Im Gegensatz zu zeitgenössischen Autor:innen wie Theodor Gottlieb Hippel (1741–1796) und Amalia Holst (1758–1829), die die als »natürlich« konzipierten Geschlechterunter-

90 Allen, Ann Taylor: *Feminism and Motherhood in Germany, 1800–1914*: Rutgers University Press 1991, S. 22–26.

91 Pestalozzi, Johann Heinrich: *Lienhard und Gertrud*. Band 1, Berlin/Leipzig: Decker 1781.

92 J. C. Albisetti: *Schooling*, S. 10.

93 Eintrag »Antonie Wutka« in Blumesberger, Susanne: *Handbuch der österreichischen Kinder- und Jugendbuchautorinnen*. Band 2: M–Z, Wien/Köln/Weimar: Böhlau 2014, S. 1299f. Wutka, Antonie: *Encyklopädie für die weibliche Jugend*, Bände 1–12, Wien: A. Strauss 1815.

94 A. Wutka: *Encyklopädie*, Band 1, S. III.

schiede infrage stellten, reproduzierte Wutka diese Annahmen, ließ jedoch in gewissen Aspekten Raum für Interpretation. Wie Hippel und Holst war sie der Überzeugung, dass Frauen nicht weniger geistig begabt seien als Männer, und sie brachte diese Überzeugung an vielen Stellen der *Encyklopädie* zum Ausdruck. Ähnlich wie bei Holst wird Mutterschaft als eine bedeutende soziale Aufgabe konzipiert, für die eine profunde theoretische Ausbildung erforderlich sei.⁹⁵ In der *Encyklopädie* finden sich keine inhaltlichen Spuren von Hippels *Über die bürgerliche Verbesserung der Weiber*⁹⁶ aus dem Jahr 1792 oder von Mary Wollstonecrafts zeitgleicher und rasch ins Deutsche übersetzter Publikation *Vindication of the Rights of Women*.⁹⁷ Eine weitere Zeitgenossin Wutkas war die Bremer Schulgründerin und Pädagogin Betty Gleim (1781–1827), die 1810 das Werk *Erziehung und Unterricht des weiblichen Geschlechts*⁹⁸ veröffentlichte, in dem sie die Notwendigkeit ähnlicher Bildungsinhalte für Mädchen und Knaben darlegte. Letztendlich sollten Mädchen jedoch auf ihre zukünftige Rolle als Ehefrauen, Mütter und Hausfrauen vorbereitet werden.⁹⁹ Im Gegensatz zum Werk Gleims ist in Wutkas *Encyklopädie* viel Widersprüchliches zu finden. Wutkas Ideen zu geschlechterspezifischen Normen und der Unterrichtsmethode durch Dialog ähneln eher den Vorstellungen der Heidelberger Pädagogin und Privatschulinhaberin Caroline Rudolphi (1753–1811), die 1807 das zweibändige *Gemälde über weibliche Erziehung*¹⁰⁰ veröffentlichte. Darin nimmt die Diskussion um Mutterpflichten und Ehe von Beginn an viel Raum ein. Wie bei Wutka und anderen Autorinnen leitet sich daraus der Anspruch auf Bildung ab.

Ein biografischer Eintrag aus dem Jahr 1825 skizziert das Leben von Antonie Wutka als eine Reihe unglücklicher Ereignisse, beginnend mit dem frühen Tod ihrer Eltern. Bezüglich ihres Bildungsweges wird lediglich die Lektüre der deutschen Übersetzung von Jeanne Marie Leprince de Beaumonts (1711–1780) Kinderzeitschrift erwähnt, die für Wutkas späteren Schreibstil, die Struktur ihrer Publikationen und die Auswahl der In-

95 Holst kritisiert Campe, der den Bildungshorizont von Frauen als begrenzt ansah, und argumentiert mit der Mutterschaft für eine gründliche Ausbildung. Holst, Amalia: Ueber die Bestimmung des Weibes zur höheren Geistesbildung. Berlin: Heinrich Frölich 1802, S. 192f.

96 Hippel, Theodor Gottlieb von: Ueber die bürgerliche Verbesserung der Weiber, Berlin: Vossische Buchhandlung 1792.

97 Wollstonecraft, Mary: *Vindication of the Rights of Women with Structures on Political and Moral Subjects*, London: J. Johnson 1792. Zur Übersetzung siehe Niedermeier, Michael: Die Wollstonecraft-Salzmann-Legende. Mary Wollstonecraft und ihr bisher unbekannter deutscher Herausgeber und Übersetzer Georg Friedrich Christian Weißenborn, in: *Zeitschrift für Germanistik* 3/3 (1993), S. 606–618.

98 Gleim, Betty: *Erziehung und Unterricht des weiblichen Geschlechts*, Leipzig: C. J. Göschen 1810.

99 Für einen Überblick über die wichtigsten Ideen dieser Pädagoginnen und Auszüge aus ihren Schriften siehe Kleinau, Elke/Mayer, Christine: Caroline Rudolphi (1754–1811), Amalia Holst (1758–1829), und Betty Gleim (1781–1827), in: Elke Kleinau/Christine Mayer (Hg.), *Erziehung und Bildung des weiblichen Geschlechts: Eine kommentierte Quellensammlung zur Bildungs- und Berufsgeschichte von Mädchen und Frauen*, Weinheim: Studien-Verlag 1996, S. 70–83.

100 Rudolphi, Caroline: *Gemälde weiblicher Erziehung*, Heidelberg: Mohr und Zimmer 1807.

halte von entscheidender Bedeutung war.¹⁰¹ Beaumonts *Magazin* enthielt lehrreiche Gespräche zwischen einer Erzieherin und ihren Schülerinnen sowie eine Reihe von Märchen, von denen aus heutiger Sicht *Die Schöne und das Biest* das bekannteste ist. Einige Themen aus Beaumonts *Magazin* finden sich in abgewandelter Form in der *Encyklopädie* wieder. Wutka schrieb ebenfalls über sieben Schülerinnen, die sich im Austausch mit einer Erzieherin namens Auguste eklektisch zusammengestelltes Wissen in Form von biblischen Geschichten, griechischer Mythologie, geschichtlichen Ereignissen, Geographie und Physik erarbeiten. Die Autorin stützt sich inhaltlich auf Johann Matthias Schröckhs (1733–1808) *Weltgeschichte*¹⁰² und auf die *Geographie für alle Stände*¹⁰³ von Johann Ernst Fabri (1755–1825). Die Geschichten aus der griechischen Mythologie basierten auf zwei Ausgaben: Karl Wilhelm Ramlers (1725–1798) *Kurzgefasste Mythologie*¹⁰⁴ und Karl Philipp Moritzs (1756–1793) *Mythologie für Damen*¹⁰⁵ sowie auf eine Naturgeschichte-Zeitschrift von Carl Philipp Funke (1752–1807). Biblische Geschichten und Fabeln dienten in Wutkas Bänden dazu, ein bestimmtes Thema einzuführen, das anschließend anhand ausgewählter moralischer Geschichten und Gedanken von Christian Gotthilf Salzmann (1744–1811), Joachim Heinrich Campe und Sophie La Roche (1730–1807) vertieft wurde.

In Übereinstimmung mit der weiblichen Publizistik des 19. Jahrhunderts beschrieb Wutka ihre Entscheidung zur Veröffentlichung als passiven Akt; sie betonte, nie die Absicht gehabt zu haben, ihre Schriften zu publizieren.¹⁰⁶ Menschen in ihrem Umfeld hätten sie schließlich dazu gedrängt, das Compendium zu veröffentlichen. Der Veröffentlichungsprozess gestaltete sich jedoch schwierig. Antonie Wutka veröffentlichte den ersten Band mitten in der Zeit der Napoleonischen Kriege im Jahr 1802, möglicherweise in der Hoffnung, damit ein Einkommen zu erzielen, da sie ihr Mädcheninternat während der ersten Besatzung Klagenfurts 1797 schließen musste. Im Jahr 1804 wurde die Autorin von Kaiser Franz auf Empfehlung der Studienhofkommission für ihr Publikationsprojekt mit 100 Dukaten gewürdigt. Erst mehr als ein Jahrzehnt später, in den Jahren 1815 und 1816, wurde die Veröffentlichung der anderen Bände durch die finanzielle Unterstützung der 1810 gegründeten *Gesellschaft adeliger Frauen zur Förderung des Guten und Nützlichen* ermöglicht.¹⁰⁷ Antonie Wutka widmete ihre Buchreihe diesem ersten Frauenverein der Habsburgermonarchie.¹⁰⁸

101 Johann Joachim Schwabe (1714–1784) übersetzte und adaptierte Beaumonts Veröffentlichung für ein deutschsprachiges Publikum. Schwabe, Johann Joachim: Der Frau Marie le Prince de Beaumont lehrreiches Magazin für Kinder zu richtiger Bildung ihres Verstandes und Herzens für die deutsche Jugend eingerichtet, Leipzig: M.G. Weidmanns Erben und Reich 1767.

102 Schröckh, Johann Matthias: Lehrbuch der allgemeinen Weltgeschichte zum Gebrauche bei dem ersten Unterrichte der Jugend, Berlin/Stettin: Friedrich Nicolai 1774.

103 Fabri, Johann Ernst: Geographie für alle Stände. Fünf Bände, Leipzig: Schwickert 1786–1808.

104 Ramler, Karl Wilhelm: Kurzgefasste Mythologie, Berlin: Maurer 1790.

105 Moritz, Karl Philipp: Mythologischer Almanach für Damen, Berlin: Unger 1792.

106 Diese Bescheidenheit war eine Kommunikationsstrategie weiblicher Schriftstellerinnen jener Zeit, mit der sie ihre Aktivitäten in einer von Männern dominierten Sphäre rechtfertigten. Für Autorinnen des 19. Jahrhunderts siehe Gilbert, Sandra M./Gubar, Susan: *The Madwoman in the Attic*, New Haven/London: Yale University Press 2000, S. 45–92.

107 W. Schütz: *Association*, S. 119–140.

108 *Friedensblätter. Eine Zeitschrift für Leben, Literatur und Kunst*, 02.05.1815, S. 208.

Bei Wutkas Erzählung handelt es sich nicht um einen Frontalunterricht, bei dem eine Lehrerin ihren Schülerinnen Wissen vermittelt, sondern die Überlegungen der fiktiven Schülerinnen und der Austausch mit der Lehrerin stehen im Mittelpunkt. Die Zöglinge lesen die Texte und analysieren sie im Gespräch mit der Lehrerin. Antonie Wutka selbst hatte langjährige Erfahrung als Privatlehrerin, als Lehrerin im Ursulinenkloster in Laibach/Ljubljana und später als Leiterin ihres eigenen Bildungsinstituts für Mädchen in Klagenfurt gesammelt:

»Sie hatte schon als Lehrerin im Kloster und überhaupt in dem ganzen Zeitraum von 14 Jahren, in welchem sie sich dem Erziehungsgeschäft widmete, den Mangel eines Lehrsystems für weibliche Erziehungsanstalten der höheren Stände gefühlt [...].«¹⁰⁹

Wutka betont, dass sie selbst mit einem klaren moralischen Kompass und einem ausgeprägten Pflichtbewusstsein hinsichtlich ihrer Aufgabe als Frau erzogen worden sei: eine tugendhafte Ehefrau und Gefährtin zu werden. Die Pädagogin, die zeitlebens nicht heiratete, argumentiert, dass Mädchen nicht mehr angemessen auf ihre Aufgaben vorbereitet würden. Zu viel Unterhaltung und Ablenkung, wie der Besuch von Tanzlokalen und Theateraufführungen, würden ihre Vorstellungskraft beeinflussen, und es gäbe zahllose Regeln über angemessenes Verhalten, die jedoch nicht eingehalten würden. In Wutkas Konzeption durften und konnten Mädchen sich umfangreiches Wissen aneignen, doch sie sollten sich nichts darauf einbilden:

»Ich konnte also überall ohne Furcht mitsprechen, und glaubte doch ganz ehrlich, auch damit nicht mehr zu wissen, als was meine Schuldigkeit wäre. Es konnte mir also nicht einfallen, mir etwas darauf einzubilden.«¹¹⁰

Mit ihrem dezidiert an Mädchen und Frauen gerichteten Lehrwerk schuf Antonie Wutka einen Raum für unterschiedliche Meinungen, indem sie einen Kommunikationsprozess zwischen der Lehrerin und ihren Schülerinnen beschrieb. Die Schülerinnen stammten aus dem Adel und dem Bürgertum und bildeten somit die Zielgruppe von Privatschulen für Mädchen ab, wie sie in der *Encyklopädie* beschrieben sind. In allen Bänden äußern die Kinder ihre Meinungen und Ängste, kommentieren die Aussagen der anderen und widersprechen fallweise ihrer Lehrerin Auguste, um von ihr, meist im Sinne der Konformität mit den Rollenvorstellungen, korrigiert zu werden. Die von Antonie Wutka vermittelten Botschaften widersprechen sich im Text. Sie spiegeln sowohl wandelnde soziale Erwartungen sowie gleichzeitig bestehende Überzeugungen im Hinblick auf die Weiblich-

109 Schindel, Carl Wilhelm Otto August v.: Die deutschen Schriftstellerinnen des neunzehnten Jahrhunderts. Zweiter Teil M–Z, Leipzig: F. A. Brockhaus 1825, S. 466.

110 A. Wutka: *Encyklopädie*, Band 1, S. X.

keitsentwürfe und Handlungsspielräume von Frauen wider.¹¹¹ Das wiederum rief Ängste hervor, die sich unter anderem im Versuch der Regulierung des Lesens manifestierten.

Die Lesesucht

In ihrem Text versucht Antonie Wutka, Ideale der Aufklärung, wie den Willen zum Wissen, mit geschlechterspezifischen Erwartungen zu vereinbaren. Dazu hebt sie die Bedeutung des Lesens für Mädchen hervor. Als Vorbild für diese Haltung dürfte Sophie von La Roche dienen, für die das Lesen entscheidend zur Entfaltung heranwachsender Mädchen beitrug.¹¹² Die Historikerin Helga Meise zeigt im Hinblick auf den Selbstentwurf von Autobiografinnen um 1800, dass einige das Dilemma dadurch lösten, dass sie das Lesen betonten, um sich vom Gelehrten abzugrenzen:

»So kennzeichnet das Lesen, eine der zentralen Bildungserfahrungen der Autobiografinnen, die Abkehr der Frauen von der ›Gelehrten‹ und avanciert gleichzeitig zu einem der wichtigsten Elemente der Selbstinszenierung als ›gebildeter Frau‹.«¹¹³

Die Lehrerin Auguste in Wutkas Werk lehnt, wie auch Sophie von La Roche, die Lektüre von Büchern ab, die für Frauen nicht geeignet schienen:

»Auch gibt es viele Bücher, meine lieben Kinder, die theils für uns Frauenzimmer gar nicht geschrieben, und also auch nicht verständlich sind, theils viele andere, deren Inhalt Ihr Herz verderben.«¹¹⁴

An einer anderen Stelle schimpft die Lehrerin Auguste ihre Schülerin Emilie für die Lektüre von Liebesromanen:

-
- 111 Emily C. Bruce thematisiert ebenfalls diese Widersprüchlichkeit im Werk Wutkas. Bruce, Emily C.: *Reading German Girlhood: Louise Tilly and the Agency of Girls in European History*, in: *Social Science History* 38/1–2 (2015), S. 97–103. Siegrid Westphal diskutiert die Widersprüche der Erziehungs- und Bildungsmöglichkeiten von Mädchen in der Spätaufklärung, siehe Westphal, Siegrid: *Von der Gelehrten zur Hausmutter. Aufklärung als geschlechtsspezifischer Bildungsprozess?*, in: Inken Schmidt-Voges (Hg.), *Ehe – Haus – Familie. Soziale Institutionen im Wandel 1750–1850*, Köln/Weimar/Wien: Böhlau 2010, S. 49–69.
- 112 Barth, Susanne: *Mädchenlektüren. Lesediskurse im 18. und 19. Jahrhundert*, Frankfurt/New York: Campus Verlag 2002, S. 137. Sophie von La Roche gab ab 1783 auch eine Monatsschrift mit dem Titel *Pomona für Deutschlands Töchter* heraus. Zu dieser und anderen von Frauen herausgegebenen Frauenzeitschriften siehe Weckel, Ulrike: *Lehrerinnen des weiblichen Geschlechts. Die ersten Herausgeberinnen von Frauenzeitschriften und ihr Publikum*, in: Claudia Opitz/Elke Kleinau (Hg.), *Geschichte der Mädchen und Frauenbildung. Band 1. Vom Mittelalter zur Aufklärung*, Frankfurt/New York: Campus Verlag 1996, S. 428–439, hier S. 431.
- 113 Meise, Helga: *Bildungslust und Bildungslast in Autobiographien von Frauen um 1800*, in: Claudia Opitz/Elke Kleinau (Hg.), *Geschichte der Mädchen und Frauenbildung. Band 1: Vom Mittelalter zur Aufklärung*, Frankfurt/New York: Campus Verlag 1996, S. 453–466, hier S. 464f.
- 114 A. Wutka: *Encyklopädie*, Band 2, S. 17.

»Sie überladen sich den Kopf mit gefährlichen Liebesgeschichten, ich habe derley Bücher selbst zu Dutzenden bei Ihnen gesehen.«¹¹⁵

Als paradigmatisch gefährliche Liebesgeschichte mit tragischem Ausgang galt das Werk *Die Leiden des jungen Werther*¹¹⁶ von Johann Wolfgang von Goethe (1749–1832). Der Briefroman erschien 1774 in zwei Bänden. Der Lektüre dieser Art von Literatur wurde das Potenzial zugeschrieben, gesellschaftliche Normen und Ordnungen zu destabilisieren. Der Pädagoge August Hermann Niemeyer, der schriftstellerisch mit Ratgeberliteratur sehr erfolgreich war, betonte:

»Die Familien, welche den sogenannten vornehmeren Bürgerstand oder auch den Adel ausmachen, haben besonders in großen Städten um so mehr für ihre Töchter gut organisierte Schulen zu wünschen Ursach, als diese fast das alleinige Mittel werden können, einer falschen, einseitigen, selbst verderblichen Bildung zuvorzukommen, die ihnen entweder durch bloße Hauslehrer oder sogenannte Gouvernanten gegeben wird, oder auch aus ungewählter, durch die immer häufiger werdenden Leihbibliotheken so sehr erleichterter Lesery entsteht.«¹¹⁷

Isabel Hull bezeichnet Schriften und Gesetze, die sich gegen die »Lesesucht« und gegen Masturbation richteten, als die zwei mächtigsten Ausdrucksformen der Angst vor dem Chaos der Vorstellungskraft.¹¹⁸ In den Gesetzen und der Behördenkorrespondenz aus der Regierungszeit von Kaiser Franz schlugen sich »Ängste« dieser Art häufig nieder. Im Bestreben, das Lesen zu reglementieren, hatte der Kaiser 1799 ein Verbot aller Rittergeschichten sowie Geister- und Betrürgeschichten erlassen. Im Jahr 1806, kurz nach der ersten französischen Besatzung Wiens, wurde dieses Verbot wiederholt und erweitert. Zusätzlich zu den bereits verbotenen Geschichten wurden alle Drucke verboten, die unter die Kategorie »Romane« fielen.¹¹⁹ Das Lesen wurde bei Mädchen als Krankheit oder Störung angesehen und mit dem Begriff der »Lesesucht« abgewertet.¹²⁰ Mit dem Zensuredikt vom 14. September 1810 sollte die Lektüre solcher nachteiliger Romane unterbunden werden. Dabei wurde explizit darauf hingewiesen, dass qualitativ hochwertige Werke, die zur Aufklärung des Verstandes und zur Veredelung des Herzens beitragen könnten, von dieser Zensur nicht betroffen sein sollten. Der Fokus richtete sich vielmehr auf den »endlose[n] Wust von Romanen, welche einzig um Liebesleben als ihre ewige Achse sich drehen, oder die Einbildungskraft mit Hirngespinsten füllen.«¹²¹ Der Göttin-

115 A. Wutka: Encyklopädie, Band 10, S. 179.

116 Goethe, Johann Wolfgang von: *Die Leiden des jungen Werther*, Leipzig: Weygand 1774.

117 Ebd., S. 313.

118 Original: »Chaos of imagination«, siehe I. Hull: *Sexuality*, S. 275.

119 Habitzel, Kurt: *Die Wahrnehmung des »österreichischen« Historischen Romans im Literatursystem des Vormärz*, in: Herbert Arlt/Donald G. Daviau (Hg.), *Geschichte der österreichischen Literatur*, St. Ingberg: Röhrig 1996, S. 640–651.

120 Saurer, Edith: »Bewahrerinnen der Zucht und der Sittlichkeit«. Gebetbücher für Frauen – Frauen in Gebetbüchern, in: *L'Homme. Europäische Zeitschrift für Feministische Geschichtswissenschaft* 1/1 (1990), S. 37–58, hier S. 38f.

121 Zensuredikt vom 14.09.1810, zitiert nach Marx, Julius: *Die österreichische Zensur im Vormärz*, Wien 1959, S. 74.

ger Arzt Friedrich Benjamin Osiander erklärte 1817 die »Romansucht« gar zu einer Pathologie.¹²²

Nicht nur das Lesen, sondern auch das Tanzen war um 1800 mit Ängsten besetzt. In Wutkas *Encyklopädie* wird die Furcht vor der Tanzsucht und deren möglichen Folgen, bis hin zum Tod, geschürt.¹²³ Diese Befürchtungen wurden zwar schon über Jahrhunderte diskutiert, erreichten jedoch um 1800 einen vorläufigen Höhepunkt. Diese Phänomene verdeutlichen die Auseinandersetzungen um die Kontrolle über Narrative sowie das Bestreben, imaginäre Freiräume zu regulieren, in denen revolutionäre Ideen, wie etwa die Gleichstellung der Geschlechter, Verbreitung finden könnten.¹²⁴ Die Wiener Schriftstellerin Caroline Pichler (1769–1843)¹²⁵ sehnt sich in ihren autobiografischen *Denkwürdigkeiten* in den 1840er-Jahren nach der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zurück, in der, laut Pichler, Mädchen lesen durften was sie wollten:

»Der Geist durfte sich frei bewegen, es durfte geschrieben, gedruckt werden, was nur nicht im strengsten Sinne des Wortes, wider Religion und Staat war. Auf gute Sitte ward nicht so sehr gesehen. Ziemlich freie Theaterstücke und Romane waren erlaubt und kursierten in der großen Welt. [...] Ohne Arg und Anstoß sah, bewunderte, las sie die Welt und jedes junge Mädchen.«¹²⁶

Diese Dynamik wird durch Caroline Pichlers Beobachtungen verstärkt, in denen sie das Auseinanderklaffen zwischen Norm und Praxis um 1800 beschreibt. Sie thematisiert die Auswirkungen sozialer Ängste auf die Erziehung von Kindern, die sich in einer Flut von Texten und Reglementierungen niederschlugen:

»Keine Mutter trug ein Bedenken, ihre Tochter mit solchen Werken bekannt zu machen, und vor unsern Augen wandelten der lebenden Beispiele genug herum, deren regellose Aufführung zu bekannt war, als daß irgend eine Mutter ihre Töchter in Unwissenheit darüber hätte erhalten können.«¹²⁷

Versuche, das Denken einzuengen, gingen Hand in Hand mit modischen Trends. Die weiter geschnittene Empire-Mode um 1800 wandelte sich zu schmal geschnittenen, hochgeschlossenen Kleidern, deren Ärmel und Röcke schnelle Bewegungen unmöglich machten sowie zu Hüten, die die Sicht einschränkten.¹²⁸

122 S. Barth: Mädchenlektüren, S. 114.

123 A. Wutka: *Encyklopädie*, Band 2, S. 148.

124 Frevert, Ute: Bürgerliche Meisterdenker und das Geschlechterverhältnis. Konzepte, Erfahrungen, Visionen an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert, in: Ute Frevert (Hg.), *Bürgerinnen und Bürger*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1988, S. 17–48, hier S. 37f.

125 Zum Leben von Caroline Pichler siehe Heindl, Waltraud: *Caroline Pichler oder der bürgerliche Fortschritt. Lebensideale und Lebensrealität von österreichischen Beamtenfrauen*, in: Peter Urbanitsch/Margret Friedrich (Hg.), *Von Bürgern und ihren Frauen*, Wien/Köln/Weimar: Böhlau 1996, S. 197–208.

126 Pichler, Caroline: *Denkwürdigkeiten aus meinem Leben*, München: Georg Müller 1914, S. 91f.

127 Ebd., S. 92.

128 Thiel, Erika: *Geschichte des Kostüms. Die europäische Mode von den Anfängen bis zur Gegenwart*, Berlin: Henschel Verlag 1997, S. 319f.

Verbunden mit Suchtverhalten wurde auch anmaßendes Verhalten sanktioniert. Konkret thematisiert Wutka den fatalen Drang, anderen zu gefallen. Unüberlegtes Handeln könne zu persönlichen Tragödien führen. Darüber hinaus sollte Reichtum nicht öffentlich zur Schau gestellt werden. Im fünften Band der *Encyklopädie* wird dieser Appell gegen »Gefallsucht« und »Rangsucht« mit dem Wert eines Mädchens als gute Partie für die Ehe in Verbindung gebracht – was die Schülerin Fridericke [sic] als ungerecht empfindet. Die Lehrerin Auguste erwidert daraufhin:

»Gar nicht. Wenn man Ihnen eine Waare zum Kaufe vorlegte, etwa ein Stück Zeug, und Sie wüßten, daß sie leicht damit betrogen werden könnten, daß es möglich wäre, einem schon abgenützten Stücke ein neues Ansehen durch Kunst zu verschaffen: würden Sie da nicht alle Sorgfalt anwenden, recht genau nachzusehen, was sie kaufen.«¹²⁹

Im Sinne des bürgerlichen Ideals der Sparsamkeit propagierte Wutka Einfachheit und Bescheidenheit. Sie ließ die Lehrerin Auguste das Verhalten der Schülerin Elise kritisieren, die versuchte, soziale Grenzen zu überschreiten:

»Erstens sind Sie mit dem Auskramen Ihres Reichthumes sehr unbesonnen, Ihre Kleidung, Ihr ganzer Putz, selbst Ihr Betragen paßt nicht zu dem schlichten bürgerlichen Kaufmannsstande, zu dem Sie doch gehören; dadurch werden Sie den Vornehmen lächerlich, und Ihres Gleichen verhaßt.«¹³⁰

In Band 12 der *Encyklopädie* wird die Absurdität der geschlechterspezifischen Zuschreibung der »Liebe zur Prahlerey, dieser Hang zur Schwelgerey und Verfeinerungssucht« von der Schülerin Marie thematisiert:

»Und was mich am meisten verdrießt, ist, daß man eben so allgemein unserm Geschlechte die Schuld von diesem Unfuge beymißt, und das ist doch nicht wahr; die Männer verschwenden so gut als wir, sie haben ihre Narrheiten in Kleidern und Moden wie wir [...], und am Ende wird die Rechnung so ziemlich gleich ausfallen.«¹³¹

Eheleben oder ledig bleiben?

Antonie Wutka macht genaue Vorgaben, wann und ob Wissensinhalte ihrer *Encyklopädie* kommuniziert werden sollten. Sie erinnert die Nutzer:innen daran, die Bände acht bis zwölf auszusparen, bis die Schülerinnen das Alter von fünfzehn Jahren erreicht hätten. Überhaupt sollten nur Frauen ihre Texte nutzen. Die angesprochenen Bände acht bis zwölf der *Encyklopädie* enthalten Informationen über das angemessene Verhalten als potenzielle Braut, zukünftige Ehefrau und Mutter. Was den Körper betraf, sollte den Kindern so wenig Information wie möglich vermittelt werden. Insbesondere das Wissen über die männliche Anatomie sollte sowohl Schülerinnen als auch Schülern vorenthalten werden. In diesem Alter seien körperliche Begierden die falsche Motivation für eine

129 A. Wutka: *Encyklopädie*, Band 5, S. 29.

130 A. Wutka: *Encyklopädie*, Band 10, S. 179.

131 A. Wutka: *Encyklopädie*, Band 12, S. 293.

Ehe, die durch Liebe motiviert sein sollte. Dahingehend stimmt Wutka in den allgemeinen Tenor eines »Sittenverfalls« um 1800 ein:

»Beyde Geschlechter begehren sich jetzt nur; aber sie lieben sich nicht mehr. Und da haben wir den beträchtlichsten Theil jener Grundursache so vieler mißrathener Ehen, und der in unsern Tagen bis zum Staatsverderben um sich greifenden Ehescheue.«¹³²

Mädchen und Knaben seien überhaupt voneinander fern zu halten, denn »daher entsteht die früh entweihte Einbildungskraft, der in unsern Tagen so unnatürlich früh entwickelte Geschlechtstrieb, der Hang zur Wollust bey Kindern, der Schaudern erregt.«¹³³

Die intensive Diskussion über Liebe und Ehe in den letzten Bänden der *Encyklopädie* könnte mit der Popularität des Romans *Corinne ou l'Italie* von Madame de Staël (1766–1817) zusammenhängen, der sich bereits im Französischen großer Beliebtheit erfreute und 1808 ins Deutsche übersetzt wurde.¹³⁴ In ihm sehnen sich die Hauptfiguren, die italienische Dichterin Corinna und der englische Adelige Lord Oswald Nelvil, nach einer Liebesheirat, scheitern aber aufgrund der Unvereinbarkeiten in Bezug auf soziale Herkunft, Religion und traditionelle Vorstellungen, die mit ihrem jeweiligen Herkunftsland verbunden sind. Ähnlich wie Antonie Wutka in ihren Bänden fiktiven Figuren Zweifel an etablierten Geschlechterrollen, Ehepraktiken und Familienbeziehungen äußern ließ, thematisiert der Roman solche Zweifel.¹³⁵ Das Ideal der Liebesheirat findet sich auch bei Wutka:

»Es ist ein großer Unterschied zwischen dem, in eine Person verliebt seyn, und dem, eine Abscheu vor ihr haben. Ich wollte jedem Mädchen eher rathen, von Almosen zu leben, als seine Hand einem Manne zu geben, gegen den es Haß und Widerwillen empfände.«¹³⁶

Gleichzeitig wurde eine ideale Ehe als arrangierte Ehe konzipiert. Im zweiten Band der Reihe stellt die Schülerin Clarisse die Frage »Was ist, wenn ich nicht heiraten möchte?«, worauf die Lehrerin Auguste antwortet, dass die Entscheidung über ihr Leben und ihre zukünftige Ehe nicht bei ihr liege, sondern bei Gott. Mit dieser Erklärung wurde auch der Ledigenstatus der Lehrerin Auguste und damit der Autorin Antonie Wutka selbst als Gottes Entscheidung gerechtfertigt. In Band neun wird das Thema Ehe weiter vertieft. Hier weisen die Erklärungen auf eine große Ambivalenz hinsichtlich der Botschaft hin, die den Schülerinnen vermittelt werden soll. Während die Bedeutung des Gehorsams gegenüber der Entscheidung der Eltern betont wird, bleibt Raum für Eigeninitiative wäh-

132 A. Wutka: *Encyklopädie*, Band 1, S. XXVIII.

133 Ebd., S. XXIII.

134 Zu Germaine de Staël siehe Sluga, Glenda: *Madame de Staël and the Transformation of European Politics, 1812–17*, in: *International History Review* 37 (2015), S. 142–165.

135 Saurer, Edith: *Liebe und Arbeit. Geschlechterbeziehungen im 19. und 20. Jahrhundert*, Wien/Köln/Weimar: Böhlau 2014, S. 21–33.

136 A. Wutka: *Encyklopädie*, Band 9, S. 118.

rend des Kennenlernens des zukünftigen Ehemanns: »[Auguste.] [...] zumindest muss eine solche Bekanntschaft niemals gegen deinen Willen fortgesetzt werden.«¹³⁷

Ein paar Sätze später wiederholt die Lehrerin Auguste, dass die Wahl des Partners den Eltern obliege und als »heilig« angesehen werden müsse – selbst wenn das Mädchen den potenziellen Ehemann verabscheue. Dann jedoch bietet Antonie Wutka ihren jungen Leserinnen eine überraschende Alternative: Sie sollen ledig bleiben, wenn die Wahl der Eltern für sie inakzeptabel sei. Im Laufe des Gesprächs wird jedoch erneut wiederholt, wie wichtig es sei, sich der Wahl der Eltern zu fügen. Eine der Schülerinnen argumentiert wiederum, dass zumindest in Bezug auf die Ehe eine Ausnahme gemacht werden solle:

»Aber, liebe Auguste, man sollte wenigstens, was die Heirath betrifft, eine Ausnahme von diesem Gehorsam machen, denn wir heirathen für uns und nicht für unsere Ältern, wir sind es, die mit den Männern leben müssen. Wollten Sie wohl, daß man auch die wahre Liebe von einem achtungswerthen Manne aufgeben sollte, um sich an einen Menschen binden zu lassen, den man kaum kennt und mit dem glücklich zu leben nicht abzusehen ist.«¹³⁸

In der *Encyklopädie* werden auch mögliche Konflikte mit dem Ehemann besprochen, die bis zur Trennung führen können, wenn die Frau sich nichts zuschulden kommen ließ. Die Thematisierung der Möglichkeit einer Scheidung von Tisch und Bett zeigt, dass das Ideal der Aufopferung der Frau keineswegs völlig unumstritten war.¹³⁹ In diesem Zusammenhang riet Antonie Wutka in der Gestalt der Erzieherin Auguste zur Gütertrennung.¹⁴⁰ Das in die Heirat eingebrachte eigene Vermögen solle »niemahls in seine Gewalt«¹⁴¹ gegeben werden. Auch in der Aussage einer Schülerin wird dieses Credo nachdrücklich betont: »Die freye Verwaltung meines Vermögens werde ich mir unter keinem Vorwande aus den Händen winden lassen.«¹⁴²

Wutkas Figur der Lehrerin Auguste, befürwortet diese Entscheidung. Sie betont, dass kein ehrlicher Mann das von seiner Frau verlangen würde. Was das Eheleben selbst betraf, so wurde die Verantwortung für den Bestand der Ehe der Frau übertragen, indem das Verhalten des Mannes von der Ehrlichkeit und dem Verhalten seiner Frau abhängig gemacht wurde. Dieses Motiv findet sich in der christlichen Tradition in der Bibelgeschichte von Adam und Eva wieder, in der Eva dafür verantwortlich gemacht wird, ihren Mann zum Bösen verführt zu haben. Eine Frau müsse tugendhaft und sparsam sein und alles im Leben geduldig ertragen, selbst wenn der Mann sie betrüge. Im letzten Band

137 A. Wutka: *Encyklopädie*, Band 9, S. 116.

138 Ebd., S. 119.

139 A. Wutka: *Encyklopädie*, Band 12, S. 356.

140 Zum Prinzip der Gütertrennung siehe Langer-Ostrawsky, Gertrude: *Vom Verheiraten der Güter. Bäuerliche und kleinbäuerliche Heiratsverträge im Erzherzogtum Österreich unter der Enns*, in: Gunda Barth-Scalami/Margareth Lanzinger/Ellinor Forster/Gertrude Langer-Ostrawsky (Hg.), *Aushandeln von Ehe: Heiratsverträge der Neuzeit im europäischen Vergleich*, Köln/Weimar/Wien: Böhlau 2010, S. 27–120. Lanzinger, Margareth: *Von der Macht der Linie zur Gegenseitigkeit. Heiratskontrakte in den Südtiroler Gerichten Welsberg und Innichen 1750–1850*, in: ebd., S. 205–367.

141 Ebd., S. 355.

142 A. Wutka: *Encyklopädie*, Band 12, S. 309.

der *Encyklopädie* wurde die Frage der weiblichen Ausdauer anhand einer Aussage der Schülerin Luise ausführlich analysiert:

»Luise. Aber liebe Auguste, muß es eine Frau denn wirklich so geduldig hinnehmen, wenn ihr Gatte Nebensprünge macht? Mit welchem Rechte könnte man so etwas auftragen?

Auguste. Mit dem Recht der Bescheidenheit! Ein Mann, welcher sich einmahl so weit vergißt, daß er die seiner Gattin schuldige Treue verletzt, hat entweder eine bestimmte Ursache zur Abneigung gegen sie, die sie aufzufinden und unvermerkt wegzuräumen schuldig ist, oder er besitzt ein flatterhaftes niedriges Herz.«¹⁴³

In letzterem Fall wurden die Schülerinnen angewiesen, ihre zukünftigen Ehemänner zur Verschwiegenheit über ihre Aktivitäten zu verpflichten. Unter keinen Umständen durfte die Ehefrau einen offenen Streit beginnen. Dieses Thema wurde anhand der literarischen Figur Ulrike von Dankenberg von Sophie von La Roche diskutiert:

»Den Flatterhaften bringt Geduld meistens bald wieder zurück, bey einem Niederträchtigen hat die Frau alles gewonnen, wenn sie ihn, wie Ulrike, zu zwingen versteht, daß er seine Nebenwege insgeheim gehen muß.«¹⁴⁴

Ideale Weiblichkeit wurde mit Eigenschaften wie Ruhe, Zärtlichkeit und Gehorsam in Verbindung gebracht. In der Erzählung dominierten hingegen Darstellungen von anständiger, ehrbarer, im Gegensatz zu aggressiver Männlichkeit. Rachsucht und Wut wurden als schreckliche Eigenschaften einer Frau dargestellt, während diese Eigenschaften bei einem Mann entschuldigt wurden. Zur selben Zeit richtete sich Joachim Heinrich Campe mit mehreren Publikationen speziell an Frauen.¹⁴⁵ In seiner Konzeption ist die Frau vor allem Hausfrau, Mutter und Gefährtin des Mannes, geistige Ausbildung, selbst das Erlernen von Sprachen, betrachtete Campe als schädlich.¹⁴⁶ Campes Schriften waren paradigmatisch für die Darstellung geschlechtsspezifischer Normen bei Wutka, wie in dieser Passage deutlich wird:

»Das Weib bildete der Schöpfer klein, schwach, zart, empfindlich, furchtsam, den Mann hingegen stark, groß, fest, kühn, ausdauernd und kraftvoll; es ist also der übereinstimmende Wille der Natur und der Gesellschaft, daß der Mann des Weibes Oberhaupt und Beschützer, sie hingegen die sich an ihn schmiegende treue dankbare, folgsame Gefährtin und Gehülfinn seines Lebens seyn sollte.«¹⁴⁷

Dabei ging man so weit, »ungezügelt« und negative Emotionen der Mutter während der Schwangerschaft für eventuelle Schädigungen des Kindes verantwortlich zu machen:

143 A. Wutka: *Encyklopädie*, Band 12, S. 309f.

144 Ebd., S. 310.

145 J. H. Campe: *Väterlicher Rath für meine Tochter*.

146 P. Schmid: *Kampe*, S. 208.

147 A. Wutka: *Encyklopädie*, Band 10, S. 244.

»Sie entstehen meist durch unordentliche Leidenschaften und zu heftige Einbildungskraft der Mutter. [...] Oft sind solche Kinder auch eine gerechte Strafe für hochmüthige, eitle, spöttische Mütter, die keinen unglücklichen, ungestalteten, höckerigen, krummen oder sonst mißrathenen Menschen ohne Nasenrumpfen, wohl oft nicht ohne lautes spottendes Gelächter vorbegehen lassen können.«¹⁴⁸

Die »Natur« der männlichen Vorherrschaft wird zwar ausführlich beschrieben, jedoch an mehreren Stellen durch die humorvollen Einwände von Schülerinnen ironisiert. Die Schülerin Luise kommentiert: »Oh liebe Auguste, das ist zum Davonlaufen!«¹⁴⁹. Zwei Seiten später hinterfragt Luise die Rationalität der Unterwerfung von Frauen: »Aber, liebe Auguste, ich sehe nicht ein, wie ein Mädchen, das seine fünf gesunden Sinne hat, sich entschließen kann, auch dem besten Manne die Hand zu geben, wenn sie sich das alles so recht überlegt?« Die Lehrerin Auguste erklärt daraufhin, dass es für eine Frau keine Option sei, aus einer Abhängigkeitsbeziehung in die nächste zu fliehen:

»Setzt sie sich nicht dadurch der weit größeren, härteren, drückenderen Abhängigkeit, theils von anderen Menschen, theils von den Vorurtheilen, Sitten und bürgerlichen Verfassungen aus, denen sie unterworfen bleiben muß? Im Kloster müssen Sie Ihren Oberrn gehorchen, als lediges Frauenzimmer haben Sie nie volle Freyheit.«¹⁵⁰

Luise antwortet mit einer Frage zum Lebensstil ihrer Lehrerin als alleinstehende Frau:

»Luise. Sie sprechen gegen sich selbst, liebe Auguste! Sind Sie nicht ledig und doch vernügt dabey?

Auguste. Ja, mein Schatz, ich bin es, und alle, die den ledigen Stand nur auf eine Art wählen und anwenden, werden es seyn wie ich, was auch die Männer dagegeben einwenden mögen.«¹⁵¹

Wutka spricht an mehreren Stellen der *Encyklopädie* ihren Lebensentwurf als ledige Erzieherin an, der durch die Aneignung des Ideals der mütterlichen Erzieherin legitimiert wird.¹⁵² Die Vorstellung, dass Mutterschaft eine Quelle von Autorität sei, wurde von vielen Frauen übernommen, die nicht selbst Mütter waren – teilweise, um der biologischen Mutterschaft zu entkommen.¹⁵³ Die mütterliche Erzieherin war eine Figur, die sich Frauen im postrevolutionären Frankreich zu eigen gemacht hatten, als sie sukzessive vom Anspruch auf Teilhabe ausgeschlossen wurden. Die Taten einer mütterlichen Erzieherin, zuallererst das Vermitteln von Vaterlandsliebe, war laut der Historikerin Karen Offen eine politische und eben nicht private Angelegenheit, obwohl alles unternommen wur-

148 A. Wutka: *Encyklopädie*, Band 12, S. 95.

149 A. Wutka: *Encyklopädie*, Band 10, S. 245.

150 Ebd., S. 250.

151 Ebd.

152 Beispielsweise auch im Band 1, S. XXVIII oder auf S. 7, wenn eine Schülerin die Erzieherin als »zweite Mutter« bezeichnet.

153 A. T. Allen: *Feminism*, S. 12.

de, um Frauen aus der Sphäre des Politischen zu verdrängen.¹⁵⁴ Die Historikerin Irene Hardach-Pinke beschreibt, wie im frühen 19. Jahrhundert die Gouvernante Fanny Casper in Gotha vor die Entscheidung gestellt worden sei, »einen ungeliebten Apotheker zu heiraten oder sich [...] im Stiellerschen Institut zur Gouvernante ausbilden zu lassen und sich freudig für das Erziehungsgeschäft«¹⁵⁵ entschieden habe.

Bemerkenswert ist, dass trotz der überwältigenden Rhetorik von der zentralen Bedeutung von Ehe und Mutterschaft, das Ledigsein als eine weitere Option dargestellt wird.¹⁵⁶ In diesem Zusammenhang ist ein Aufsatz von Caroline Pichler erwähnenswert, der zur selben Zeit wie die *Encyklopädie* entstand. Pichler äußerte ihre Meinung zur Bildung von Mädchen mit Blick auf deren zukünftigen Familienstand. Sie plädierte für eine fundiertere Ausbildung der weiblichen Jugend, die nicht einen Zentimeter von dem von der »Natur« vorgesehenen Weg abweichen solle.¹⁵⁷ Im Zentrum von Pichlers Argumentation standen potenzielle Beschäftigungsmöglichkeiten für Mädchen und Frauen, die aus ähnlichen Verhältnissen wie sie selbst, also Beamtenhaushalten, stammten. Besonders geeignet hielt sie Berufe wie Schneiderei, Schuhmacherei und Tätigkeiten im Bereich Buchhaltung und Korrespondenz, idealerweise innerhalb eines familiären Netzwerks, um den Frauen angesichts finanzieller Einschränkungen Perspektiven zu bieten. Pichler betonte die Notwendigkeit einer fundierten Ausbildung, um es den Mädchen zu ermöglichen, ihren Lebensunterhalt selbstständig durch erlernte Fähigkeiten zu sichern. Sie verband die Handlungsmöglichkeiten in Bezug auf die Ehe unmittelbar mit der Möglichkeit, ein Einkommen zu erwirtschaften:

»Biethet ein redlicher Jüngling dem so gebildeten Mädchen die Hand, so braucht sie nicht ängstlich zu rechnen; denn auch sie ist im Stande, zu erwerben, seine Vertraute, seine Freundinn, die thätige Theilnehmerinn seines Schicksals, die Mitgehülffinn seines Glückes zu seyn.«¹⁵⁸

Caroline Pichler führte außerdem das Argument des »Patriotismus« an, um sich für eine bessere Bildung von Frauen auszusprechen. Hier wird der zeitliche Kontext der Napoleonischen Kriege besonders deutlich, der viele Männer in den Krieg geführt hatte. Wenn der Ehemann dem Vaterland diene, sollte die gebildete Ehefrau für die Familie sorgen.¹⁵⁹ Eine gebildete Frau würde diese Verantwortung nicht als Belastung empfin-

154 Offen, Karen: *Feminists Campaigns in »Public Space«*. *Civil Society, Gender Justice, and the History of European Feminism*, in: Karen Hagemann/Sonya Michel/Gunilla Budde (Hg.), *Civil Society and Gender Justice: Historical and Comparative Perspectives*, New York/Oxford: Berghahn Books 2008, S. 97–116, hier S. 107.

155 Hardach-Pinke, Irene: *Erziehung und Unterricht durch Gouvernanten*, in: Claudia Oplitz/Elke Kleinau (Hg.), *Geschichte der Mädchen und Frauenbildung*, Band 1: *Vom Mittelalter zur Aufklärung*, Frankfurt/New York: Campus Verlag 1996, S. 409–427, hier S. 422f.

156 Zur Ehelosigkeit im 19. Jahrhundert siehe Kuhn, Bärbel: *Familienstand: ledig. Ehelose Frauen und Männer im Bürgertum (1850–1914)*, Köln/Wien/Weimar: Böhlau 2000.

157 Pichler, Caroline: *Über die Bildung des weiblichen Geschlechtes*, 1810, in: *Prosaische Aufsätze von Caroline Pichler*, geborene von Greiner, Wien: Anton Pichler 1822, S. 158–170.

158 Ebd., S. 167f.

159 Eine Analyse der Ausformungen des weiblichen Patriotismus während der Kriege gegen Napoleon, mit Fokus auf Preußen, bietet Hagemann, Karen: *»Männlicher Muth und teutsche Ehre«*:

den, sondern als patriotischen Beitrag zum Allgemeinwohl. In ihren Schriften betonte sie zudem die Bedeutung der Ehe, stellte das Ledigen-Dasein jedoch als wertvolle Option dar. Es sei besser, allein zu bleiben oder als Gesellschafterin in einer Familie zu leben, als eine Beziehung mit einem unangenehmen Mann einzugehen. Letztlich stellte sie die vielseitig gebildete Frau als eigenständig dar: »[...] kurz, das vielseitig gebildete Mädchen wird, sie mag heirathen oder nicht, ein vollendetes Wesen, ein ganzer Mensch seyn.«¹⁶⁰

Patriotismus als Motivation für Bildung wird auch von Antonie Wutka beschworen, die Vaterlandsliebe allerdings ausschließlich mit dem Mutter-Dasein verknüpft.¹⁶¹

Das Nachleben der Encyklopädie

Den Verbreitungsgrad und Erfolg von Antonie Wutkas Lesebüchern zu bestimmen, ist aufgrund fehlender Quellen schwierig. Ein Rezensent der Zeitung *Vaterländische Blätter* formulierte beispielsweise eine abwertende Kritik, bei der unklar ist, ob sie einem Mann ebenso zuteil geworden wäre:

»Ein Cyclus des Wissenswerthen, wenig originell, aber nicht unglücklich gesammelt, zum Unterrichte und zur Bildung der weiblichen Jugend. Die Wahl der Gegenstände könnte delicates, die Anordnung ökonomischer, und manche zu weit ausgeführte Details sparsamer mit Worten ausgedrückt seyn.«¹⁶²

Die Langlebigkeit der Publikation spricht dafür, dass sie durchaus Publikum fand. Im Jahr 1839 wurde eine Übersetzung ins Ungarische initiiert. In einem ungarischen Zeitungsbericht hieß es dazu: »Damit unsere weibliche Jugend ein angemessenes Lehrbuch in ihrer zunehmend gefragten Landessprache erhält.«¹⁶³ Als die Bände ins Ungarische übersetzt wurden, war die deutsche Ausgabe bereits vergriffen und nur mehr in Antiquariaten erhältlich. Im Jahr 1851 wurden die zwölf Bände als »neue und preiswerte Ausgabe« abermals aufgelegt.¹⁶⁴

In einem deutsch-französischen Lesebuch, veröffentlicht von einer Wiener Mädchenschulinhaberin sechs Jahre nach dem Erscheinen des letzten Bandes der *Encyklopädie*, wird die Lektüre im Unterrichtskontext erwähnt.¹⁶⁵

Entwürfe von Nation, Krieg und Geschlecht in der Zeit der Antinapoleonischen Kriege Preußens, Paderborn: Schöningh 2002. Zur Verortung eines »Habsburg patriotism« und seinen Implikationen siehe Godsey, William D.: A Noblewoman's Changing Perspective on the World: The Habsburg Patriotism of Rosa Neipperg-Lobkowitz (1832–1905), in: *Austrian History Yearbook* 47 (2016), S. 37–60.

160 C. Pichler, *Bildung*, S. 169.

161 A. Wutka: *Encyklopädie*, Band 1, S. XVIII.

162 *Vaterländische Blätter*, 11.12.1816, S. 3f.

163 *Der Adler*, 27.12.1839, S. 1208.

164 *Wiener Zeitung*, 30.12.1851, S. 3790.

165 Netuschil, Barbara: *Philippine und ihre Hofmeisterin*. Ein Gespräch zur Belehrung und Unterhaltung für die weibliche Jugend, und zur Uebung in der französischen Sprache, besonders im Conversations-Tone, nebst beygefügt moralischen Erzählungen, Wien: Leopold Grund 1819, S. 16. Siehe Kapitel 3.1.

Die Historikerin Pia Schmid fasst die Hauptströmungen zum Thema weibliche Bildung in vier Punkten folgendermaßen zusammen: Die weibliche Existenz wurde als Dasein für andere definiert, wobei der Lernort für Mädchen im Haus konzipiert wurde. Trotzdem wurden Mädchen außer Haus zur Schule geschickt, da Hofmeister und Gouvernanten in Verruf gerieten. Die pädagogischen Theoretiker begründeten die restriktive Festschreibung auf der Überzeugung, dass Emotionalität bei Frauen rationalem Wissen vorzuziehen sei.¹⁶⁶ Überwiegend männliche Experten widmeten sich in Erziehungsschriften und Ratgeberliteratur der Erziehung von Müttern. Die Inhalte dieser Schriften fanden Eingang in die Unterhaltungsliteratur für Mädchen und Frauen. Populäre Gebrauchsliteratur wie Almanache unterstützten Frauen in ihrer Rolle und gaben Tipps für die Haushaltung, die Ehe und das Mutter-Dasein. Die von Pia Schmid besprochenen Almanache waren nicht nur beliebte Geschenke in bürgerlichen Kreisen, sondern auch bei adeligen Frauen.¹⁶⁷ Bei der Vermittlung des Mutter-Ideals waren bildliche Darstellungen des Familienlebens, die die Mutter stets ins Zentrum des Geschehens rückten, von besonderer Bedeutung.¹⁶⁸ In der katholischen Habsburgermonarchie war diese Betonung der Zentralität der Mutter zudem eng mit der Praxis der Marienverehrung verbunden. Dies wird durch ein Gemälde des Künstlers Peter Fendi (1796–1842) aus dem Jahr 1842 veranschaulicht. Fendi stellt Mutter und Kind wie in einem Spiegel Maria und dem Jesuskind gegenüber.¹⁶⁹

166 P. Schmid: Weib oder Mensch, S. 327–345.

167 Die am Wiener Hof als Obersthofmeisterin tätige Maria Ulrike Gräfin Lažanský von Bukowa, geb. Falkenhayn (1765–1852) bedankt sich wiederholt für Almanache, die sie als Geschenk erhält. ÖStA/HHStA Hausarchiv, Archiv Montenuovo Briefe der Gräfin Lažanský.

168 P. Schmid: Muttergefühl, S. 107–125, hier S. 120.

169 Peter Fendi wählt die Mutter auch in seinen Gemälden »Schlechte Zeiten (Vor dem Leihhause)« von 1831 sowie in »Traurige Botschaft« von 1838 als Motiv. Auf dem Bild »Kindliche Andacht« streckt sich das nächstältere Kind (ein kleines Blasinstrument lugt aus dem Hosensäckel heraus), um das Weihwasser zu erreichen, während das dritte im Spiel versunken zu sein scheint. Im Bild wird zudem die Beliebtheit des Tragens eines Fes im frühen 19. Jahrhundert deutlich. Zur Genremalerei des frühen 19. Jahrhunderts siehe Bisanz, Hans: Authentisches Biedermeier. Malerei und Graphik, in: Robert Waissenberger (Hg.), Wien 1815–1848. Bürgersinn und Aufbegehren. Die Zeit des Biedermeier und Vormärz, Fribourg/Wien: Office du Livre/UEberreuter 1986, S. 161–189.

Abb. 3: Peter Fendi, *Kindliche Andacht*, 1842.



Quelle: Wien Museum Inv.-Nr. 10145 (<https://sammlung.wienmuseum.at/objekt/43594/>)

Das Mutterideal wird auch in der *Encyklopädie* von Antonie Wutka deutlich, allerdings durchaus kontrovers diskutiert. Die Ambivalenzen und Widersprüche in diesem Lesebuch für Mädchen aus wohlhabenden Familien machen gesellschaftliche Veränderungen in der Wahrnehmung der Geschlechterrollen und der Ehe als Institution sichtbar.¹⁷⁰ Sexualität geriet so sehr in den Fokus, dass lustvolle Aktivitäten, die im Privaten ausgeübt wurden, nicht nur als potenziell schädlich für den Einzelnen, sondern auch als Bedrohung für die Gesellschaft selbst betrachtet wurden.¹⁷¹ Überlegungen zum sexuel-

170 Ähnliche Widersprüche und damit Sichtbarmachung finden sich in Sophie von Scherers 1848 veröffentlichten »Erfahrungen aus dem Frauenleben«, siehe Hauch, Gabriella: Frau Biedermeier auf den Barrikaden. Frauenleben in der Wiener Revolution 1848, Wien: Verlag für Gesellschaftskritik 1990, S. 26–33.

171 I. Hull: Sexuality, S. 275.

len Verhalten wurden geschlechtsspezifisch organisiert und schränkten Frauen enorm ein.¹⁷² In dieser Zeit des Wandels sollte die weibliche Tugendhaftigkeit als Rettungsanker dienen. Gleichzeitig verschaffte der Mutterschaftsdiskurs einer bis dahin geächteten Gruppe – den ledigen Müttern und ihren Kindern – eine rechtliche Besserstellung. Das Beziehungsmodell der heterosexuellen Ehe stand im Zentrum des erstrebenswerten Lebensmodells, obwohl es innerhalb dieses Modells viele Ausprägungen gab.¹⁷³ Obwohl die Frau als erste Erzieherin des Staates inszeniert wurde, war der Lehrberuf lange Zeit männlich dominiert. Auch im Hinblick auf die Lehrer fand eine Verknüpfung von Väterlichkeit und Lehrerberuf statt. Die Überlegungen zur Männlichkeit eines Lehrers in der *Politischen Schulverfassung* demonstrieren, wie wichtig es dem Staat war, die Vorbildfunktion von Lehrpersonen zu nutzen.

172 I. Hull: Gesellschaft, S. 49–66.

173 Hohkamp, Michaela: Wer ist mit wem, warum und wie verheiratet? Überlegungen zu Ehe, Haus und Familie als gesellschaftliche Schlüsselbeziehungen am Beginn des 19. Jahrhunderts – samt einem Beispiel aus der Feder eines Mörders, in: Inken Schmidt-Voges (Hg.), *Ehe – Haus – Familie: Soziale Institutionen im Wandel 1750–1850*, Köln/Wien/Weimar: Böhlau 2018, S. 31–47, hier S. 36.

3. Werdegänge

Bereits vor der Zentralisierung der Bildungsagenden war das Unterrichten eine Einkommensquelle für Frauen und Männer, die über Wissen verfügten und es gegen Geld weitergeben wollten. Deutlich mehr als die Hälfte der Kinder, die Unterricht erhielten, besuchte um 1770 Privatunterricht. Der Besuch einer öffentlichen Schule galt als stigmatisierend.¹ Die Möglichkeit der Wahl des Privatunterrichtes wurde von vornherein in der Bildungsstruktur mitkalkuliert.² Heide Wunder verweist auf die Problematik, für die Frühe Neuzeit »Wissensvermittlung an Kinder und Jugendliche allein mit dem modernen Verständnis von Schule als öffentliche Schule zu fassen.«³ Eine Aussage, die sich auch auf das 19. Jahrhundert übertragen lässt. Wunder zitiert den Historiker Heinrich Bosse, der mit der Bezeichnung »Lehr- und Lernmarkt«⁴ die Schnittstellen sowie die Ergänzungen zwischen öffentlichen und privaten Angeboten im Frankreich des Ancien Régime um 1800 thematisiert. Laut Bosse bestand die Bildungsrevolution in der Verstaatlichung großer Teile des Bildungsangebots. Im Bereich der Mädchenbildung sind private und staatliche Angebote bis ins 20. Jahrhundert in hohem Ausmaß verschränkt anzutreffen.

Der im Zuge der Bildungsrevolution formulierte Bildungsbegriff mit seiner machtvollen Semantik war geschlechts- und schichtspezifisch geprägt. Auch der Begriff des »Marktes« muss im Hinblick auf geschlechtsspezifische Ungleichheiten betrachtet werden. Dabei ist zu berücksichtigen, dass die Formulierung Lehr- und Lernmarkt suggeriert, dass es sich um einen »freien Markt« handelte. Tatsächlich wurden jedoch »öffentliche Schulen« privilegiert und bestimmte Lehrinhalte geschlechtsbezogen zugewiesen.⁵ Berücksichtigt man diese Ungleichheiten, ist die Bezeichnung »Lehr- und Lernmarkt« nicht nur für Frankreich, sondern auch für die Habsburgermonarchie weit über das Jahr 1774 hinaus zutreffend.

-
- 1 H. Engelbrecht: Geschichte Band 3, S. 289. Siehe Abschnitt 18.2, Fußnote 11.
 - 2 Allgemeine Schulordnung für die deutschen Normal-, Haupt- und Trivialschulen in sämtlichen Kaiserl. Königl. Erbländern, S. 7.
 - 3 Wunder, Heide: Schule halten in der Frühen Neuzeit. Eine Einführung, in: Gabriele Ball/Juliane Jacobi (Hg.), Schule und Bildung in Frauenhand. Anna Vorwerk und ihre Vorläuferinnen, Wiesbaden: Harrassowitz 2015, S. 45–75.
 - 4 Bosse, Heinrich: Bildungsrevolution 1770–1830, Heidelberg: Winter 2012, S. 15f.
 - 5 H. Wunder: Schule halten, S. 45–75, hier S. 46.

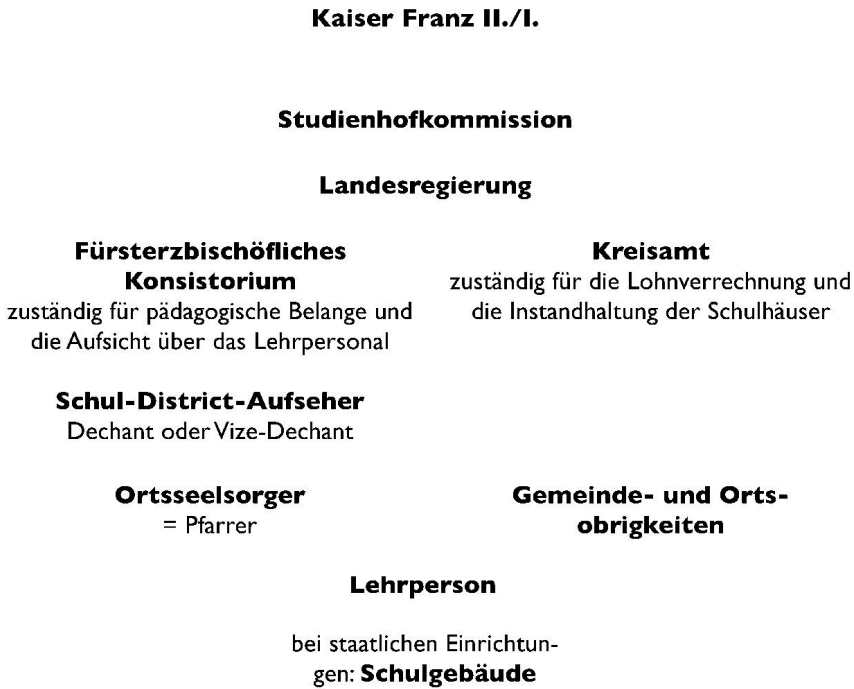
Die Vorstellung, Schule und Unterricht seien vorwiegend von der öffentlichen Hand finanzierte Angelegenheiten, verfehlt die komplexen und vielschichtigen Bildungsstrukturen, die nebeneinander existierten. Mit der Einführung der Unterrichtspflicht wurde es zur Vorschrift, Kinder, sofern sie keinen Privatunterricht erhielten, in eine Schule außerhalb des Elternhauses zu schicken. Durch das Zurückdrängen des Einflusses katholischer Orden auf die Bildungsagenden unter Joseph II. und durch das Interesse an alternativen Bildungsangeboten wurden Lehr- und Erziehungsanstalten, das heißt Schulen mit Internaten, die von Laien geführt wurden, für wohlhabende Kreise attraktiv. Im »Zeitalter der Geselligkeit« wurde auch der Unterricht in Gesellschaft mit anderen Schüler:innen zu einer beliebten Alternative. Zudem bot Wien die Möglichkeit, die Kinder in die Nähe des Wiener Hofes zu bringen. Für ältere Jugendliche, speziell für Mädchen, bedeutete diese Nähe durch die Möglichkeit des Besuchs von gesellschaftlichen Veranstaltungen eventuell einen Bonus für die Heiratsanbahnung.

Durch die Einbindung des katholischen Klerus in die Schulaufsicht mit der *Politischen Verfassung der deutschen Schulen* 1805 wurde der durch die Kriegszeiten strapazierte bürokratische Apparat entlastet und die Aufgaben der Überwachung und Verwaltung somit zwischen der katholischen Kirche und den staatlichen Behörden aufgeteilt. Der Pfarrer hatte die Funktion eines Beobachters inne und war für den Religionsunterricht zuständig, dem große Bedeutung zugemessen wurde. Darüber hinaus hatte er die Aufgabe, die anderen Unterrichtsfächer, die Methodik, das Verhalten der Lehrkräfte, den Fleiß und die Moral der Schüler:innen sowie deren Anwesenheit in der Schule zu überwachen. Problemen sollten thematisiert und der Schuldistriktaufseher darüber informiert werden.

In der neu geschaffenen Verwaltungsstruktur stand die Landesregierung über der katholischen Kirchenbehörde. Die Kreisverwaltung koordinierte die Entlohnung der Lehrpersonen und überwachte den Zustand der Schulgebäude. Der katholische Klerus war für die Aufsicht zuständig. In diesem System der gegenseitigen Kontrolle unterstützten und beaufsichtigten die Dechante die Ortsseelsorger.⁶ Die Forderungen und Ratschläge des Fürsterzbischöflichen Konsistoriums waren von zentraler Bedeutung für die Beurteilung individueller Fälle. Der Klerus sollte als verlängerter Arm des Staates dessen Interessen sowie Kontrolle gewährleisten. Diese Rolle war jedoch zwiespältig, da der Klerus in seiner Aufsichtsfunktion bemüht war, pädagogische und personelle Vorstellungen durchzusetzen, die sich nicht immer mit den Vorstellungen staatlicher Behörden deckten. Diese Spannungen zwischen staatlichen und kirchlichen Bildungszielen begleiteten die Entstehung des modernen Bildungswesens.

6 William David Bowman beschreibt die Dechante als administrative Vertreter des Erzbischofs, die Visitationen in den Pfarren durchführten und dem Fürsterzbischöflichen Ordinariat in Wien berichteten. Sie fungierten als mittlere Instanz in der kirchlichen Bürokratie zwischen den Pfarren und der Erzdiözese, siehe Bowman, William David: *Priest and parish in Vienna. 1780 to 1880*, Boston: Humanities Press 1999, S. 147, Fußnote 100.

Abb. 4: Verwaltungsstruktur des Bildungswesens ab 1805.



Quelle: Zusammengestellt auf Basis von H. Engelbrecht, *Bildungswesen* Band 3, S. 432.

Ein weiterer Grund für Spannungen, die sich aus der katholischen Schulaufsicht ergaben, war der Umgang mit anderen Konfessionen. Durch die von Joseph II. erlassenen Toleranzpatente zur Religionsfreiheit wurde es Gläubigen anderer Konfessionen, wie dem Protestantismus, der orthodoxen Kirche und dem Judentum möglich, eigene Volksschulen zu eröffnen. Zudem durften Protestanten ab 1778 und Juden ab 1782 ein Hochschulstudium aufnehmen. Der Großteil der Gymnasiallehrer war allerdings auch im frühen 19. Jahrhundert weiterhin katholisch.⁷ Im Laufe des 19. Jahrhunderts wuchsen die protestantischen Gemeinden in Wien und Umgebung beträchtlich. 1850 zählte die Augsburgische Konfession rund zehntausend und die Helvetische Konfession circa dreitausend Mitglieder.⁸ Die steigende Zahl protestantischer Schulen verstärkte die Ängste des katholischen Klerus vor dem als gefährlich wahrgenommenen protestantischen Einfluss. Umgekehrt war der protestantische Klerus hinsichtlich der katholischen Schulaufsicht besorgt, die auch für diese Schulen galt. Würdenträger des Augsburgischen und des Helvetischen Bekenntnisses appellierten 1807/1808 erfolgreich an die Niederösterreichische Regierung, geeigneten weltlichen Personen die Überwachung der protestantischen

7 Cohen, Gary B.: *Education and middle-class society in imperial Austria 1848–1918*, West Lafayette: Purdue University Press 1996, S. 129f.

8 Buchmann, Bertrand Michael: *Kultus und Kultur*, in: Ferdinand Opll/Peter Csendes (Hg.), *Wien: Geschichte einer Stadt*. 3. Von 1790 bis zur Gegenwart, Wien/Köln/Weimar: Böhlau 2006, S. 149–157.

Schulen in den Städten zu übertragen. Auf dem Land sollten die Kreisdistriktaufseher mit der Überwachung der evangelischen Schulen betraut werden.

Das Ergebnis war, dass im Idealfall getrennte, von der protestantischen Gemeinde finanzierte Schulen eingerichtet wurden. Wenn keine getrennte Schule zur Verfügung stand, besuchten protestantische Schüler:innen, ähnlich wie jüdische oder griechisch-orthodoxe Kinder, katholische Schulen und waren vom Religionsunterricht befreit, allerdings durchwegs katholischen Glaubensritualen ausgesetzt, die den Schultag strukturierten. Während die jüdische Gemeinde in Wien im frühen 19. Jahrhundert den Standpunkt vertrat, dass getrennte Schulen zu noch mehr Isolation führen könnten, sahen die protestantischen Gemeinden in der Etablierung von Schulen eine hohe Priorität.⁹ Umgekehrt kam es insbesondere im Privatsektor wiederholt vor, dass katholische Kinder protestantische Privatschulen besuchten. Der katholische Klerus schlug Alarm und trieb die Ausarbeitung eines Gesetzes voran, das im April 1830 erlassen wurde und katholischen Kindern den Besuch nichtkatholischer Schulen formell untersagte.

»Daß zur Folge wiederholter höchster Entschließungen katholische Kinder bey Akatholiken in Kost, Wohnung und Unterricht nicht untergebracht, und überhaupt die Erziehung eines Katholiken keinem Akatholiken überlassen und anvertraut werden darf.«¹⁰

Ein Brief von Candidus Lösch, dem Pfarrer der Wiener Vorstadt Rossau, an das Fürsterzbischöfliche Konsistorium illustriert die erleichterte Reaktion des Klerus über diesen Beschluss:

»Übrigens nimmt der Unterzeichnete die obige Verordnung mit recht frohem Herzen hin, da er schon lange gewünscht hatte, diese, oft für das ganze religiöse Leben der Kinder nachtheilige Beeinflussung zu steuern.«¹¹

Wie sehr die Frage der Konfession im Alltag eine Rolle spielte, zeigt der Fall eines Onkels, der versuchte, seine Neffen katholisch erziehen zu lassen, obwohl seine Schwester einen Protestanten geheiratet hatte. Kurz nach dem Inkrafttreten der Verordnung im August 1830 kontaktierte der Spengler Franz Swoboda das Fürsterzbischöfliche Konsistorium in einer heiklen Familienangelegenheit, die mit der neuen Regelung zusammenhing. Seine Schwester Viktoria, »[...] welche hier in dieser Kaiserstadt geboren, und katholisch getauft und erzogen wurde«,¹² hatte einen Protestanten namens Friedrich Klem, von Beruf Kupferschmied, geheiratet. Das Paar lebte in der Wiener Vorstadt Landstraße. Franz Swoboda zeigte sich über die Heirat entsetzt und betonte die katholische Erziehung seiner Schwester. Besondere Besorgnis äußerte er hinsichtlich der Erziehung der Kinder

9 Hausensteiner, Ernst: Evangelische Schulen Wiens, in: Karl Weinberger (Hg.), *Evangelisch in Wien. 200 Jahre Evangelische Gemeinden*, Wien: Eigenverlag der Museen der Stadt Wien 1982, S. 26–28.

10 Politische Gesetze und Verordnungen 1792–1848, Verordnung vom 24.04.1830: Nichtüberlassung der Erziehung eines Katholiken an Akatholiken.

11 DAW, Schulamtsakten 95/8, Candidus Lösch an das Fürsterzbischöfliche Konsistorium, Pfarre Rossau am 13.07.1830.

12 DAW, Schulamtsakten 95/8, Anzeige wider Friedrich Klem, befugter Kupferschmied.

des Paares. Zwar seien alle Kinder katholisch getauft, doch besuche der älteste Sohn Joseph seit einigen Monaten eine evangelische Schule und nicht mehr die katholische Pfarrschule. Joseph, der später das Geschäft seines Vaters übernahm, wurde im März 1823 geboren und hatte kurz zuvor mit der Volksschule begonnen. Sein Onkel erklärte dem Konsistorium, er habe versucht, seinen Schwager umzustimmen, jedoch ohne Erfolg:

»Alle Vorstellungen, ja selbst die Anzeige bey der Bezirks-Pfarrre fruchteten nicht, so sieht nun der gehorsamst Unterzeichnete, als nächster Anverwandter sich genöthigt, die Gnade dieser hohen geistlichen Stelle anzuflehen, um gesetzwidrigen Handlung Einhalt zu thun.«¹³

Der Schuldistriktaufseher bat den Pfarrer, zu intervenieren und die Eltern darüber zu informieren, dass sie eine rechtswidrige Handlung begingen, indem sie ihre Kinder auf eine evangelische Schule schickten. Der weitere Verlauf des Falls ist nicht dokumentiert.

Im Folgenden werden die Lebenswege ausgewählter Bildungsunternehmer:innen untersucht. Die Fallgeschichten zeigen, wie Kinder anhand der Kategorien Geschlecht, soziale Herkunft und Religion separiert wurden. Der katholische Klerus hoffte möglicherweise, Kinder anderer Konfessionen in katholischen Schulen zu missionieren; der Besuch einer Schule einer anderen Konfession durch katholische Kinder war tabu. Die Trennung nach sozialer Herkunft erfolgte durch die Institution des Gymnasiums (allgemeinbildende höhere Schule als Vorbereitung zum Studium), durch Privatunterricht oder durch die Wahl einer Privatschule. Dabei wurde den Knaben die Möglichkeit des sozialen Aufstieges im Schulsystem geboten. Es wird gezeigt, wie Behörden strategische Entscheidungen trafen, die die Bildungswege von Kindern aus finanziell gut situierten Verhältnissen förderten.¹⁴ Darüber hinaus wird analysiert, wie Geschlecht, Religion und soziale Herkunft zusammenwirkten und welche Handlungsmöglichkeiten sich daraus für Bildungsunternehmer:innen ergaben.

3.1 Schulinhaberinnen: Strategien und unternehmerisches Handeln

Unternehmerisches Handeln wird in der Regel mit Unternehmen in der Industrie in Verbindung gebracht. Frauen, die häufig Kleinunternehmen alleine oder unter Mithilfe Angehöriger betrieben, wurden daher von der Forschung lange nicht als Unternehmerinnen wahrgenommen.¹⁵ Zudem liegen zu den Planungs- und Finanzierungsüberlegun-

13 Ebd. Franz Swoboda bat das Konsistorium, seine Anonymität zu wahren, um einen Familienstreit zu vermeiden.

14 Kapitel 6 behandelt den Privatunterricht in Form von Industrieschulen für Kinder aus prekären Verhältnissen.

15 Die Historikerin Irene Bandhauer-Schöffmann hat die Forschung über das unternehmerische Handeln von Frauen in Österreich maßgeblich geprägt, siehe Bandhauer-Schöffmann, Irene: Finanz- und Wirtschaftsautonomie österreichischer Frauen im 19. und 20. Jahrhundert, in: Gabriele Michalitsch/Erna Nairz-Wirth (Hg.), *Frauen außer Konkurrenz?*, Frankfurt a.M./Wien: Peter Lang 2002, S. 13–54.

gen von Unternehmen im frühen 19. Jahrhundert generell kaum Quellen vor. Die ohnehin schwierige Quellenlage bei Frauenbiografien verschärft das Problem zusätzlich. Im Hinblick auf Schulen können zwar pädagogische Zielsetzungen ermittelt werden, Aussagen zur »Bestimmung über Marktposition und Standort, die Profitkalkulation sowie Investitions- und Personalplanung«¹⁶ sind jedoch kaum möglich. Insofern sie überliefert sind und nicht bereits auf dem Weg ins Archiv oder im Archiv als unwichtig – weil Frauen betreffend – skartiert wurden, enthalten behördliche Quellen bewusste Auslassungen oder Gewichtungen. Frauen mussten im Hinblick auf geschlechtsspezifische Normen strategisch kommunizieren. Die Ausrichtung auf messbare Aspekte wie Umsatz und Gewinn in Kombination mit geschlechtsspezifischen Rollenzuschreibungen hat zur Folge, dass Frauen selbst dann, wenn sie Unternehmen als Witwen weiterführten, oft nicht in Unternehmensgeschichten erwähnt werden. Zudem hat die Konzentration auf den Familienstand von Frauen und auf heterosexuelle Beziehungen in der Geschichte über Unternehmer:innen dazu geführt, dass alternative Beziehungsformen und horizontale Netzwerke – wie Geschwister- oder Nachbarschaftsbeziehungen – in der historischen Forschung lange kaum beachtet wurden.¹⁷

Der »Unternehmer«-Begriff

Johann Georg Krünitz verweist unter dem Schlagwort »Unternehmer« auf den Eintrag »Entrepreneur«. Das Wort würde »für einen Mann überhaupt gebraucht, der ein gewisses Geschäft [...] wirklich übernehmen, aufrichten, ausführen, vollstrecken und einrichten will«.¹⁸ Von dieser »männlich« konnotierten Begriffsbestimmung um 1800 lässt sich ein Bogen zum Ökonomen Joseph Schumpeter (1883–1950) spannen, der Unternehmer als innovative Einzelkämpfer darstellte und, wie die Historikerin Irene Bandhauer-Schöffmann betont, »archetypische Männerbilder und männliche Allmachtsphantasien mit damals modernen Phänomenen der wirtschaftlichen Entwicklung«¹⁹ verknüpfte. Überdies ist eine sich bereits in der Frühen Neuzeit abzeichnende Rollenzuschreibung von »Männern/Produzenten« versus »Frauen/Verbraucherinnen« hervorzuheben, die zur Ausblendung von Unternehmerinnen führte. Wenn der Begriff »Unternehmerin« auf alle Betriebs-, Anstalts- oder Gewerbeinhaberinnen angewendet wird, zählt jede selbstständig erwerbstätige Frau als Unternehmerin. Werden jedoch bestimmte Be-

-
- 16 Wedel, Gudrun: Lehren zwischen Arbeit und Beruf. Einblicke in das Leben von Autobiographinnen aus dem 19. Jahrhundert, Wien/Köln/Weimar: Böhlau 2000, S. 208.
- 17 Zur Erweiterung der Forschungsperspektive von der familiären Einheit auf weitere Gefüge siehe Schmidt-Voges, Inken: Strategien und Inszenierungen häuslichen Lebens zwischen 1750 und 1820, in: Inken Schmidt-Voges (Hg.), Ehe – Haus – Familie. Soziale Institutionen im Wandel 1750–1850, Köln/Weimar/Wien: Böhlau 2010, S. 10–27, hier S. 15.
- 18 Artikel »Entrepreneur«, in: Krünitz, Johann Georg: Ökonomisch-technologische Enzyklopädie, Band 11 (1777), S. 116. Die Abschnitte eins und zwei (Unternehmerin-Begriff und Rechtslage) sind zum Teil Überarbeitungen von Textstellen des Beitrags: Schütz, Waltraud: Zwischen öffentlicher Kontrolle und individuellem (Ver-)Handeln: Zur Geschichte unternehmerisch tätiger Frauen im Wiener Vormärz, in: L'Homme. Europäische Zeitschrift für Feministische Geschichtswissenschaft 31/2 (2020), S. 95–112.
- 19 Irene Bandhauer-Schöffmann: Der Schumpetersche Unternehmer. Eine feministische Kritik an einer Erzählung über moderne Männlichkeit, in: Kurswechsel 1 (2002), S. 22–31, hier S. 27.

triebsgrößen als Voraussetzung für die Bezeichnung herangezogen, sinkt der Prozentsatz der »Unternehmerinnen« erheblich, da Frauen im 19. Jahrhundert, zumindest offiziell, meist allein oder mit wenigen Angestellten arbeiteten.²⁰ Auch durch die Vielzahl von Berufsbildern, die in der Produktion und dem Verkauf noch sehr differenziert waren, dominierten Ein-Personen-Unternehmen. Die Historikerin Dietlind Hüchtker betont zudem mit Blick auf Berlin, dass sich Betteln und Kleingewerbe »in ihrer Struktur kaum trennen«²¹ ließen.

Die Tätigkeit von Frauen und Männern in einigen Sparten des Handwerks wurde bereits eingehender erforscht.²² Auch für Männer, die selbstständig erwerbstätig waren, besteht noch Forschungsbedarf. Unter bestimmten Voraussetzungen, die Ausnahmebestimmungen erforderten, war es Frauen möglich, Prüfungen abzulegen, die Männern vorbehalten waren, und sich in männerdominierten Sparten selbstständig zu machen.²³ Die Verwendung des Begriffs »Unternehmen« macht Frauen in ihrer wirtschaftlichen Tätigkeit sichtbar, unabhängig von der Größe ihrer Vorhaben. Es erscheint sinnvoll, den Begriff »Unternehmerin« auf steuerzahlende Selbstständige zu beschränken, da diese von den Behörden in ihrer unternehmerischen Tätigkeit wahrgenommen wurden. Möglichkeiten des Erwerbs, die oft informell ausgeübt wurden, wie das Kochen für Fremde oder die Vermietung von Schlafplätzen, sind in Archiven kaum dokumentiert. Dennoch müssen diese Möglichkeiten im Hinblick auf Strategien der Existenzsicherung berücksichtigt werden.

Die Rechtslage

Im europäischen Vergleich bot die Rechtslage im cisleithanischen Teil der Habsburgermonarchie Frauen günstige Voraussetzungen für eine berufliche Selbstständigkeit. Hinsichtlich der rechtlichen Grundlagen muss das fehlende sozialstaatliche Sicherheitsnetz berücksichtigt werden, das Frauen besonders verwundbar machte, wenn ihr unternehmerisches Handeln – das oft auch von ihrer Fähigkeit abhing, geschlechtsspezifischen Normen zumindest vordergründig zu entsprechen – scheiterte. Die Einführung des *Allgemeinen Bürgerlichen Gesetzbuches* (ABGB) in den Jahren 1811/1812 stellte in dieser Hinsicht eine Zäsur dar, da es verheirateten Frauen erschwerte, eigenständig zu handeln. Ehefrauen waren demnach verpflichtet, »in der Haushaltung und Erwerbung nach Kräften beizustehen«²⁴ und die vom Ehemann getroffenen Entscheidungen zu befol-

20 W. Schütz: Vormärz S. 95–112, hier S. 99f.

21 Hüchtker, Dietlind: »Elende Mütter« und »liederliche Weibspersonen«. Geschlechterverhältnisse und Armenpolitik in Berlin (1770–1850), Münster: Westfälisches Dampfboot 1999, S. 34.

22 Steidl, Annemarie: Auf nach Wien! Die Mobilität des mitteleuropäischen Handwerks im 18. und 19. Jahrhundert am Beispiele der Haupt- und Residenzstadt, München: Oldenbourg Verlag 2003, S. 17. Kretschmer, Sigrid: Wiener Handwerksfrauen. Wirtschafts- und Lebensformen von Frauen im 18. Jahrhundert, Wien: Milena Verlag 2000.

23 Siehe den Fall der Graveurin Josepha Greifeneder, in W. Schütz: Vormärz, S. 95–112, hier S. 101.

24 Allgemeines bürgerliches Gesetzbuch für die gesammten Deutschen Erbländer der Oesterreichischen Monarchie vom 1. Juni 1811, § 92, https://repositorium.at/qu/1811_ÖStAbgb.html vom 28.11.2025.

gen. Zwar bestimmte das ABGB den Mann als »Haupt der Familie«,²⁵ doch gab es keine prinzipielle Geschlechtsvormundschaft.²⁶

Trotz der rechtlichen Vermutung, dass Frauen ihren Männern die Verwaltung ihres Vermögens anvertrauten,²⁷ zeigen konkrete Fälle im städtischen Handwerk und Handel, dass Witwen, »die bei der Wiederverehelichung einen Betrieb als Vermögen in die Ehe eingebracht hatten, diesen nach wie vor leiteten bzw. ihr Vermögen offensichtlich selbst verwalteten«.²⁸ Die Regelung des gesetzlichen Güterstandes war ambivalent: Einerseits wurde vermutet, dass das Einkommen vom Ehemann eingebracht wurde, andererseits war eine Gütertrennung festgeschrieben, die Spielraum für Interpretation ließ.²⁹ Die Historikerin Gunda Barth-Scalmani hat die Widersprüche der bürgerlichen Rechtsnormen in Bezug auf Salzburger Handelsfrauen herausgearbeitet. Bereits in der Frühen Neuzeit hatten diese umfassende Möglichkeiten zum selbstständigen Agieren. Das im Jahr 1862 erlassene Handelsrecht räumte ihnen Freiheiten ein, die im Widerspruch zum ABGB standen.³⁰ Voraussetzung für eine berufliche Tätigkeit war jedoch auch hier die Zustimmung des Ehemannes.³¹

Behörden waren vor allem dann bereit, Frauen Befugnisse zu gewähren und ihre Erwerbstätigkeit zu tolerieren, wenn diese der Sicherstellung der eigenen und familiären Grundversorgung dienten. Das zeigte sich in der kriegsbedingten wirtschaftlichen Krisenzeit der 1810er Jahre, als die Ehefrauen von Lehrern explizit ermutigt wurden, zur Existenzsicherung ihrer Familien beizutragen. Sie sollten demnach sogenannte freie Beschäftigungen, wie »die Verfertigung weiblicher Handarbeiten, den Viktualien-Handel, den Handel mit Unschlittwaren [tierisches Fett zur Herstellung von Kerzen]« außerhalb des Schulhauses ausüben, ohne dass sich ihr Ehemann in »dieses Geschäft mende«.³² Unternehmerische Tätigkeiten wurden jedoch gleichzeitig ambivalent betrachtet, wie eine Regierungsverordnung aus dem folgenden Jahr verdeutlicht, die besagte, dass Frau-

25 Ebd., § 91.

26 I. Bandhauer-Schöffmann: Finanz- und Wirtschaftsautonomie, S. 13–54, hier S. 19.

27 ABGB 1811, § 1238.

28 Forster, Ellinor: Handlungsspielräume von Frauen und Männern im österreichischen Eherecht. Geschlechterverhältnisse im 19. Jahrhundert zwischen Rechtsnormen und Rechtspraxis. Unveröffentlichte Dissertation, Innsbruck 2008, S. 204.

29 Lanzinger, Margareth: Verwaltete Verwandtschaft. Eheverbote, kirchliche und staatliche Dispen-
spraxis im 18. und 19. Jahrhundert, Wien/Köln/Weimar: Böhlau 2015, S. 272–278.

30 Barth-Scalmani, Gunda: Salzburger Handelsfrauen, Frätschlerinnen, Fragnerinnen: Frauen in der Welt des Handels am Ende des 18. Jahrhunderts, in: *L'Homme. Europäische Zeitschrift für Feministische Geschichtswissenschaft* 6/1 (1995), S. 23–45. Für eine umfassende Studie zu Handelsfrauen siehe Schütz, Susanne: *Handelsfrauen in Leipzig. Zur Geschichte von Arbeit und Geschlecht in der Neuzeit*, Köln/Weimar/Wien: Böhlau 2004.

31 H. Herda: Der Zugang von Frauen zum Gewerbe. Eine Analyse der rechtlichen Rahmenbedingungen von 1859 bis heute, S. 135–159, hier S. 145.

32 Hofkanzlei-Dekret vom 19.05.1817, Regierungsverordnung vom 20.06.1817, siehe Helfert, Joseph Alexander Freiherr von: *Die österreichische Volksschule. Geschichte, System, Statistik. Erster Band: Die Gründung der österreichischen Volksschule durch Maria Theresia*, Prag: Friedrich Tempsky 1860, S. 197f.

en im Allgemeinen nicht zur Ausübung von Gewerben und Handlungen »geeignet«³³ seien. Dazu im Widerspruch steht ein Dekret der Hofkammer aus dem Jahr 1834, das feststellte, dass es keine gesetzliche Vorschrift gäbe, die den Frauen die Ausübung gewerblicher Tätigkeiten verbot. Zudem wurde darin betont, dass Frauen für die Ausübung von Gewerben, von denen sie nicht ausdrücklich ausgeschlossen waren, »alle mögliche Aufmunterung und Erleichterung«³⁴ verdienten.

Unternehmerisch tätige Frauen nutzten die ihnen zur Verfügung stehenden Mittel: Sie traten mit Behörden in Kontakt, tätigten Investitionen und mobilisierten ihre sozialen Nahbeziehungen und Netzwerke für ihre Tätigkeiten. Sie nutzten zudem Zeitungen, um eine breitere Öffentlichkeit über ihr Angebot und den Standort zu informieren und sich auf dem Markt zu positionieren. Während Frauen im Umgang mit Behörden häufig spezifische »weibliche« Stereotype wie Versorgungspflichten als Hauptmotivation für ihre unternehmerische Tätigkeit betonten, versuchten sie sich gleichzeitig in der Zeitungswerbung von anderen Mitbewerber:innen abzuheben. Männer mussten ihr Tun nicht mit geschlechtsspezifisch angepassten Argumenten rechtfertigen.

Im Sinne der Vorstellung eines Lehr- und Lernmarkts müssen Privatschulen demnach nicht nur als pädagogische Einrichtungen wahrgenommen werden, sondern auch als Wirtschaftsunternehmen, die im zunehmend hart umkämpften Bildungsmarkt agierten.³⁵ Die Schulleiterinnen und Eigentümerinnen mussten sowohl pädagogische als auch ökonomische Aufgaben erfüllen. Wie andere Unternehmerinnen führten sie ihre Schulen als Gewerbe, machten Werbung und kalkulierten Einnahmen und Ausgaben, um Gewinne zu erzielen. Wie in der Habsburgermonarchie waren auch in den von der Historikerin Edith Glaser untersuchten Schulen im Königreich Sachsen die Gründung und Führung solcher Privatschulen von staatlichen Genehmigungen abhängig. In diesem Zusammenhang stellt Glaser die Frage, inwieweit diese Einrichtungen als »privat« bezeichnet werden sollten.³⁶ Die Verengung durch die Dichotomie »privat/öffentlich« war bereits vielfach Thema wissenschaftlicher Auseinandersetzungen.³⁷ Dahingehend muss das Wort »privat« im Zusammenhang mit weiblichem Handeln stets in Anführungszeichen gesetzt gedacht und unter den Gesichtspunkten von Kommunikationsstrategien und Zuschreibungen analysiert werden.

33 Regierungs-Verordnung vom 14.08.1818 und Hofkanzlei-Dekret vom 07.09.1821, zitiert nach: Paurneindt, Christian Johann: Handbuch der Handelsgesetze mit besonderer Rücksicht auf Österreich unter der Enns, Wien: Tendler 1836, S. 92.

34 Ebd., Hofkammer-Dekret vom 22.08.1834, S. 93.

35 Glaser, Edith: Lehrerinnen als Unternehmerinnen, in: Meike Sophia Baader/Helge Keller/Elke Kleinau (Hg.), Bildungsgeschichten. Geschlecht, Religion und Pädagogik in der Moderne. Festschrift für Juliane Jacobi zum 60. Geburtstag, Wien/Köln/Weimar: Böhlau 2006, S. 179–193.

36 Ebd., S. 180 und S. 193.

37 Mazohl-Wallnig, Brigitte: Männliche Öffentlichkeit und weibliche Privatsphäre? Zur fragwürdigen Polarisierung bürgerlicher Lebenswelten, in: Margret Friedrich/Peter Urbanitsch (Hg.), Von Bürgern und ihren Frauen, Wien/Köln/Weimar: Böhlau 1996, S. 181–196.

Behördenwege von Antragstellerinnen

Kaiser Franz II./I. reformierte die Schulverwaltung und beauftragte den katholischen Klerus mit der Schulaufsicht. Wer sich mit behördlichen Quellen aus dem frühen 19. Jahrhundert auseinandersetzt, wird Anträge und Bittschriften zu einer Vielfalt von Belangen des Alltagslebens finden, die von den Behörden mitunter in langjährigen Verfahren bearbeitet wurden. Dabei zeigten die Antragsteller:innen oft detaillierte Kenntnisse über die Rechtslage, die durch die Praxis der Anlassgesetzgebung laufend in Transformation begriffen war. Die Anträge und Bittschriften können als Vorläufer des Petitionswesens betrachtet werden. Das Petitionsrecht wurde erst ab 1848 verfassungsrechtlich gewährleistet und durchlief in den Jahren 1848 bis 1867 eine »Vor- und Zurücknahme etlicher Bestimmungen«, ³⁸ bis mit den »Staatsgrundgesetzen« ³⁹ eine vorläufige Regelung getroffen wurde. Für die bürgerliche Frauenbewegung um 1900 waren Petitionen ein wirksames Mittel, um Forderungen einzubringen. ⁴⁰ Anträge zu Schulbelangen durften nicht an irgendeine Stelle der Verwaltung gerichtet werden, in der Hoffnung, dort Zuspruch zu erhalten, sondern mussten an die zuständigen Stellen adressiert werden. ⁴¹ Allerdings war es nicht nur in Schulangelegenheiten keine Seltenheit, dass der Kaiser selbst die letzte Entscheidung traf und Behördenentscheidungen kommentierte, eine Praxis, die sich mit steigender Bevölkerungszahl und Ausweitung des Beamtenapparats im Laufe des 19. Jahrhunderts veränderte.

Wurde ein Antrag auf Eröffnung einer Schule nicht bewilligt, konnte nach einer Wartefrist von sechs Monaten ein Hofrekurs bei der Studienhofkommission eingebracht werden. Im ersten Schritt stellte die Lehrerin einen Antrag auf Erteilung einer Erlaubnis zur Eröffnung und zum Betrieb einer Schule bei der zuständigen Landesregierung. Hierfür waren folgende Unterlagen erforderlich: ein unterschriebenes schriftliches Ansuchen in Briefform, eine Geburtsurkunde, die belegte, dass das Mindestalter von 24 Jahren erreicht war, sowie das Ursulinenzeugnis über die erfolgreiche Absolvierung des Lehrkurses oder der Handarbeitsprüfung. In seiner Funktion als Schulaufseher übermittelte der Ortseelsorger anschließend seine Einschätzung an das Fürsterzbischöfliche Konsistorium. Dieses gab daraufhin eine Empfehlung zur Gestattung oder Verweigerung des Antrags ab. Sollte eine Verweigerung ausgesprochen werden, bestand nach einer Frist von sechs Monaten die Möglichkeit, einen Hofrekurs, also eine Beschwerde, bei der Studienhofkommission einzulegen. Für einen solchen Rekurs waren weitere Erhebungen notwendig, die eine neuerliche Stellungnahme des Fürsterzbischöflichen

38 Frysak, Elisabeth: Die petitionsrechtlichen Forderungen der österreichischen bürgerlichen Frauenbewegung zur Änderung des Ehe- und Familienrechts um die Jahrhundertwende, in: *L'Homme. Europäische Zeitschrift für Feministische Geschichtswissenschaft* 14/1 (2003), S. 65–82, hier S. 69.

39 Staatsgrundgesetz vom 21. Dezember 1867, über die allgemeinen Rechte der Staatsbürger für die im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder. RGBl. 142, Artikel 11: »Das Petitionsrecht steht Jedermann zu. [...]«.

40 Ebenda.

41 Ludovika Beitzl wurde 1828 mit ihrem Gesuch abgewiesen, weil sie den Behördenweg nicht eingehalten hatte, sondern Beamte des Hofkriegsrats für sie interveniert hatten. Sie habe »auf dem ordnungsmäßigen Weg anzusuchen«. Siehe ÖStA, AVA, Unterricht, StHK, Teil 2, 534, 13Bz Niederösterreich/Wien, Ludovika Beitzl.

Konsistoriums sowie Erwägungen des zuständigen Schuldistrikt-Aufsehers (Dechant) beinhalteten. Zudem mussten Informationen von der Polizey-Ober-Direktion, den Gemeinde- und Ortsobrigkeiten sowie dem Kreisamt eingeholt werden. Falls der erste Hofrekurs erfolglos war, konnte im dritten Schritt nach Ablauf von sechs Monaten eine erneute Beschwerde eingelegt werden.

Diese Möglichkeit des Rekurses diente dazu, parteiliche oder ungerechte Entscheidungen seitens der zuständigen Beamten anzufechten.

»Somit waren Verwaltung und Bürokratie auch für den Staat die Instrumente, Rechtsstaatlichkeit und Legalität zu demonstrieren. Gerade diese Funktion war es aber, die letztlich dazu beitrug, den absolutistischen Staat in Österreich, der die Bürokratie als sein Organ schuf, schließlich aufzulösen. Der österreichische absolutistische Staat – in seinem Bestreben, Rechtsstaatlichkeit und Legalität zu demonstrieren – verstärkte den bürokratischen Apparat in einem ungeheuren Maß. Dieses wachsende Heer von Beamten mußte aber wiederum einer verstärkten Kontrolle unterworfen werden, einerseits, um es zu zwingen, den Weisungen von Staat und Regierung zu gehorchen, andererseits, um die Bürger und Bürgerinnen vor etwaigen Übergriffen der Beamten, die doch mit erheblicher Macht und Befugnissen ausgestattet waren, zu schützen.«⁴²

Frauen, die um die Bewilligung zur Eröffnung einer Privatschule ansuchten, wählten häufig strategische Formulierungen, in denen sie angaben, dass sie aufgrund der Pflegebedürftigkeit eines Elternteils auf den Betrieb einer Schule angewiesen seien, da sich diese Tätigkeit besser mit ihren häuslichen Pflichten vereinbaren ließe als eine Tätigkeit außer Haus, wie die Arbeit im Dienst. Diese Taktik veranschaulicht das Bewusstsein für die eigenen Erfolgchancen sowie den zielgerichteten Umgang mit der Bürokratie, um die gewünschte Unterstützung zu erhalten.

Bei der Behandlung eines Antrages auf Eröffnung einer privaten Mädchenschule wurden in der Regel vier Aspekte berücksichtigt: die Eignung der Antragstellerin in Bezug auf Alter und Bildungsstand, ihr sittliches Verhalten, das im sogenannten Sittenzeugnis abgebildet war, und damit in Verbindung stehend ein Bericht der örtlichen Polizeibehörde und des katholischen Pfarrers. Zudem waren die Umstände der Antragstellerin einschließlich ihres Ehestandes sowie die Frage der persönlichen Notwendigkeit ausschlaggebend. Fachlich musste ein Zeugnis über die Lehrbefähigung vorgelegt werden. Die Ausbildung von Lehrerinnen wurde mit der *Politischen Verfassung der deutschen Schulen* 1805 geregelt: Sie mussten nicht nur in den vorgeschriebenen Fächern, sondern auch in den sogenannten Frauenarbeiten geübt sein. Da für die Lehrerinnen kein öffentlicher Unterricht über die »Lehrart«,⁴³ also die methodische Vorgangsweise, vorgesehen war, mussten sie von anderen Lehrpersonen lernen. Die Ursulinen prüften ihre Fähigkeiten und erteilten ihnen ein entsprechendes Zeugnis.

Frauen unterrichteten Handarbeiten und Sprachen, besonders Französisch. Im Bereich des Privatunterrichts vermittelten sie auch andere Bildungsinhalte. Ab 1840 boten die Ursulinen einen pädagogischen Lehrkurs an, dessen erfolgreiche Absolvierung zur

42 Heindl, Waltraud: *Gehorsame Rebellen. Bürokratie und Beamte in Österreich. 1780 bis 1848*, Wien/Köln/Graz: Böhlau 2013, S. 365.

43 PSchV 1807, Abschnitt VIII, §18.

Genehmigung einer Privatschule bzw. zur Aufnahme einer Unterrichtstätigkeit erforderlich war.⁴⁴ Der neunmonatige Kurs begann im Jänner 1841 mit einer Einführung für alle, um die Kandidatinnen auf ein Niveau zu bringen.

»Außer den Ordensangehörigen konnten Mädchen, die das 16. Lebensjahr vollendet, die dritte Hauptschulklasse abgeschlossen hatten und keine körperlichen und charakterlichen Mängel aufwiesen, aufgenommen werden. Die Nachfrage nach dieser berufsbezogenen Ausbildung war enorm, bis zum Ende des Schuljahres 1851 hatten insgesamt 400 Lehramtskandidatinnen den Kurs frequentiert.«⁴⁵

Barbara Netuschil

Der Unterricht in adeligen Haushalten oder Bildungseinrichtungen diente häufig als Sprungbrett zur Selbstständigkeit. Wie die Historikerin Hannelore Burger anhand von Fallbeispielen zur Erlangung der Staatsbürgerschaft im frühen 19. Jahrhundert zeigt, wagten Frauen diesen Schritt in die Selbstständigkeit, oft nachdem sie sich eine Geldsumme angespart hatten.⁴⁶ Ähnlich dürfte es im Fall der Mädchenschulinhaberin Barbara Netuschil, geb. Brunst, verw. Hanappe (1782–1858) gewesen sein. Netuschil leitete drei Jahrzehnte lang in Wien eine Mädchenschule und war publizistisch tätig. Die Informationen über den Lebensweg bis in die 1810er Jahre können Matriken und handschriftlichen biografischen Notizen entnommen werden, die Franz Sartori (1782–1832) 1830 auf Basis der Auskunft der Lehrerin für einen geplanten Lexikoneintrag verfasste.⁴⁷ Brunst wurde als Tochter eines protestantischen Strumpffabrikanten in Erlangen geboren und zog im Alter von siebzehn Jahren nach Wien, wo sie zehn Jahre lang als Lehrerin und Gouvernante arbeitete. Im Jahr 1810 heiratete sie den Lehrer Joseph Hanappe. Gemeinsam beantragten sie die Genehmigung zur Eröffnung einer Mädchenschule, doch Hanappe starb kurz nach der Hochzeit. Dennoch eröffnete Barbara Hanappe die Schule und heiratete ein Jahr später, im Oktober 1811, den aus Boskovice/Boskowitz stammenden Lehrer Franz Netuschil (1785–1831). Obwohl keine Quellen dazu überliefert sind, ist zu vermuten, dass die Ehe mit dem Katholiken Franz Netuschil die katholischen Schulbehörden alarmierte.⁴⁸ Barbara Netuschil konvertierte im Jahr 1815 zum Katholizismus.⁴⁹

Ab 1817 publizierte das Ehepaar Unterrichtsmaterialien. Die Urheber:innenschaft einiger Publikationen ist jedoch unklar. Obwohl die erste Veröffentlichung, *Aphorismen*

44 H. Engelbrecht: Geschichte Band 3, S. 234.

45 G. Barth-Scalmani: Lehrerin, S. 343–402, hier S. 362.

46 Burger, Hannelore: Zur Geschichte der Staatsbürgerschaft der Frauen in Österreich. Ausgewählte Fallstudien aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, in: L'Homme. Europäische Zeitschrift für Feministische Geschichtswissenschaft 10/1 (1999), S. 38–44, hier S. 38f.

47 WB (Wienbibliothek), Sammlung Handschriften, Sign. H.I.N.-243421, Barbara Netuschil, Vorsteherin einer öffentlichen Mädchenschule, 1830.

48 Ähnlich im Fall von Friederike Kästner, siehe ÖStA, AVA, Unterricht, StHK, Teil 2, 534, 13B2 Niederösterreich/Wien.

49 WB, Sammlung Handschriften, Sign. H.I.N.-243421, Barbara Netuschil, Vorsteherin einer öffentlichen Mädchenschule, 1830.

für Mädchen,⁵⁰ unter dem Namen des Lehrers erschien, wird diese Publikation in einem Eintrag über Schriftstellerinnen im Habsburgerreich aus dem Jahr 1825 Barbara Netuschil zugeschrieben. Das nächste Lehrbuch mit dem Titel *Philippine und ihre Hofmeisterin* wurde unter Barbara Netuschils Namen 1819 veröffentlicht und umfasste hundert Seiten, wobei links der deutsche Text und rechts die französische Übersetzung stand. Es beschrieb den Tagesablauf einer Privaterzieherin/Gouvernante, die ihre Schülerin vom Aufstehen bis zum Zubettgehen begleitete. Im in Dialogform verfassten Text kommen diese Hofmeisterin – eine Aneignung des Begriffs aus dem kaiserlichen Hof, der auch in männlicher Form üblich war –, ihre Schülerin Philippine sowie deren Mutter vor. Das Buch erschien sechs Jahre nach dem letzten Band von Antonie Wutkas *Encyklopädie*, die darin als Lehrwerk im Gebrauch erwähnt wird.⁵¹

Die fiktiven Gespräche zwischen Philippine und ihrer Hofmeisterin unterscheiden sich markant von den Gesprächen in der *Encyklopädie*, in denen die Figuren gemeinsam mit ihrer Lehrerin Auguste Ideen entwickelten. Auguste erscheint als sachkundige Diskussionsleiterin, während die Hofmeisterin/Gouvernante in Barbara Netuschils Geschichte ihre Schülerin Philippine unterweist und zurechtweist. Die Hofmeisterin unterrichtet sie im Lesen, Schreiben und Rechnen sowie in einer Reihe praktischer Fertigkeiten, darunter die Zubereitung von Speisen und die Herstellung von Kleidungsstücken. Die Geschichte enthält zudem eine detaillierte Anleitung zur Anfertigung eines Herrenhemds. Neben den praktischen Fertigkeiten fördert die Hofmeisterin das Lesen ausdrücklich und betont dabei ihr eigenes Wissen:

»Phillip[pine]: Liebe Mutter, die Hofmeisterinn weiß alles.

Hofm[eisterin]: Alles weiß nur Gott, aber so viel Sie brauchen, um einmahl, wenn Sie groß sind eine gute Hausfrau und vernünftige Mutter zu werden, das glaube ich Ihnen sagen zu können.«⁵²

Die Gouvernante wird als jung beschrieben und ähnelt damit Barbara Netuschil selbst, die seit ihrem achtzehnten Lebensjahr als Gouvernante gearbeitet hatte.⁵³ Wie sehr die Hofmeisterin an den Haushalt gebunden war, beschreibt folgende Szene:

»Hofm[eisterin]: Alles gnädige Frau; jetzt habe ich wieder 4 Wochen keinen Ausgang nöthig. [...] Philip[pine]: Was thun wir dann jetzt? Hofm[eisterin]: Das, was wir alle Tage thun: fleißig nähen, mit unter etwas erzählen, wenn Sie sich recht gut aufführen, u.s.w.«⁵⁴

50 Netuschil, Franz: Aphorismen für Mädchen. Zur Erweckung des Nachdenkens und zur Veredelung des Herzens, Wien: Gerold 1817.

51 »Hofmeisterin: Fahren Sie fort in der weiblichen Enciclopädie [sic]. Im ersten Bande Seite 95 haben wir unsere letzte Lesestunde geendiget.« Siehe: Netuschil, Barbara: Philippine und ihre Hofmeisterin. Ein Gespräch zur Belehrung und Unterhaltung für die weibliche Jugend, und zur Uebung in der französischen Sprache, besonders im Conversations-Tone, nebst beygefüigten moralischen Erzählungen, Wien: Leopold Grund 1819, S. 16. Siehe Kapitel 2.3.

52 B. Netuschil: Philippine, S. 29.

53 Zum Unterricht durch Gouvernanten siehe I. Hardach-Pinke: Gouvernanten, S. 409–427.

54 B. Netuschil: Philippine, S. 41.

Der Inhalt mehrerer anderer pädagogischer Schriften, die unter dem Namen Franz Netuschil veröffentlicht wurden, war ähnlich formuliert. Eine Veröffentlichung aus dem Jahr 1826 enthielt Deutschübungen mit 670 Beispielen sowie einen alphabetischen Anhang mit achtzig »moralischen« Sätzen. Im Jahr 1831 erschien *Gabriele, oder die gute Tochter. Eine Originalgeschichte für deutsche Fräulein und Mädchen von reiferem Alter* und 1839 *Kleine Begebenheiten aus dem Gebiete der weiblichen Jugend*.⁵⁵ Als Franz Netuschil 1831 starb führte seine Witwe die Schule weiter. Sie verschob den Schulbeginn aufgrund ihres Verlustes um einen Monat, was ein ungewöhnlicher Schritt war, den sie mit einer Zeitungsmeldung bekannt machte.⁵⁶ Gewöhnlich lief nach jeglichem familiären Ereignis das Schuljahr ungehindert weiter, vermutlich um den Eltern Stabilität zu vermitteln.

Der Schriftsteller Ludwig August Frankl von Hochwart (1810–1894), der in Wien Medizin studiert hatte, erinnert sich in einem autobiografischen Aufsatz über seine prägenden Studienjahre an Barbara Netuschils Leben und ihre Bildungseinrichtung. Er enthüllt dabei die Urheber:innenschaft der pädagogischen Schriften, die überwiegend unter dem Namen ihres Ehemannes veröffentlicht wurden: »Sie schrieb Verse, Novellen und pädagogische Abhandlungen, welche sie unter dem Namen ihres Gatten Franz Netuschil herausgegeben.«⁵⁷ Durch Frankl ist nachvollziehbar, warum Barbara Netuschil ihr Institut Ende der 1830er Jahre schloss: Neue Institute stellten eine große Konkurrenz dar, die Schulinhaberin konnte die fluktuierenden Schülerinnenzahlen finanziell nicht überbrücken. Zudem hatte ihr Arzt, Franks Lehrer, ihr scherzhaft ihren bevorstehenden Tod prophezeit. Da dieser nicht eintrat, sie keine Kinder hatte und ihr Neffe, der in Wien als Lehrer arbeitete, sie finanziell nicht unterstützen konnte, blieb Netuschil keine andere Wahl, als mit Anfang fünfzig ins Versorgungshaus in Mauerbach, unweit von Wien, zu übersiedeln, wo sie bis zu ihrem Tod im Jahr 1858 lebte. Der Pfarrer von Mauerbach trug sie als »Witwe eines Schulbesitzers«⁵⁸ in das Sterberegister ein.

Der Werdegang von Barbara Netuschil zeigt, wie eine Lehrerin, die zunächst in Privathaushalten arbeitete, auf Basis dieser Expertise und in Zusammenarbeit mit ihrem Ehemann, den Schritt in die Selbstständigkeit wagte. Sie konvertierte zum katholischen Glauben. Über die Beweggründe zur Verschleierung der eigenen publizistischen Tätigkeit kann nur spekuliert werden. Publizistisch tätige Frauen betrieben oft großen Aufwand, um sich unsichtbar zu machen und somit mögliche Anfeindungen zu verringern, denen Frauen ausgesetzt waren, die öffentlich Expertise äußerten. Möglicherweise war es eine Strategie des Ehepaares, im Hinblick auf die »konstruierte Unvereinbarkeit von

55 Netuschil, Franz: Übungsspiele zur Anwendung der Regeln der deutschen Rechtschreibung. In 670 Beispielen nebst einem alphabetischen Anhang von 80 kurzgefassten moralischen Sätzen, Wien 1826. Netuschil, Franz: *Gabriele, oder die gute Tochter. Eine Originalgeschichte für deutsche Fräulein und Mädchen von reiferem Alter*. Wien 1831. Netuschil, Franz: *Kleine Begebenheiten aus dem Gebiete der weiblichen Jugend. Ein neues unterhaltendes Haus- und Lesebüchlein für kleine Mädchen*, Wien 1839.

56 Wiener Zeitung, 07.10.1831, S. 409.

57 Frankl, Ludwig August: Beginn meiner medizinischen Lehrjahre, in: Anton Bettelheim (Hg.), *Biographische Blätter. Jahrbuch für lebensgeschichtliche Kunst und Forschung*. Zweiter Band, Berlin: Ernst Hofmann 1896, S. 143–152, hier S. 148.

58 SM (Sterbematrike) Pfarre Mauerbach, 19.02.1858, Netuschil Barbara, Witwe eines Schulvorstehers aus Erlangen.

weiblich und gelehrt«,⁵⁹ die Verkaufszahlen mit dem Etikett männlicher Expertise zu steigern. Obwohl viele Frauen als Lehrerinnen und Institutsinhaberinnen tätig waren, blieb die publizistische Tätigkeit im deutschsprachigen Raum vergleichsweise gering.⁶⁰

Flora Unger und der Vorwurf des »Eigennutzes«

Im 19. Jahrhundert war der Vorwurf des Eigennutzes ein häufiger Verdacht gegenüber Schulinhaber:innen, der sowohl Männer als auch Frauen dazu zwang, ihre Motive als uneigennützig darzustellen.⁶¹ »Eigennutz«, wie im Grimmschen Wörterbuch definiert, bezeichnete den eigenen Nutzen, »gewöhnlich mehr oder weniger negativ als nicht der förderung des gemeinwohls dienender, häufig sogar ihm entgegenstehender privatvorteil.«⁶² Daher war es für Schulinhaber:innen strategisch notwendig, ihr Engagement für das Gemeinwohl hervorzuheben, um ihr Handeln gesellschaftlich zu legitimieren und dem Verdacht des Eigeninteresses zu entkommen. Philanthropische Aktivitäten, wie das Bereitstellen von Freiplätzen für sozial benachteiligte Kinder, waren demnach nicht nur altruistische Handlungen, sie spielten auch eine wichtige Rolle bei der Selbstpositionierung, um die eigene Institution in einem positiven Licht darzustellen. Als die Jüdin Flora Unger (1807–1882) versuchte, eine Schule für jüdische Mädchen zu eröffnen, wurde in den Verhandlungen über ihr Ansuchen eine weitere Facette erkennbar: Antijüdische Vorurteile verstärkten den Vorwurf des Eigennutzes. Die Verhandlungen mit den Bildungsbehörden in ihrem Fall illustrieren, wie Anforderungen an eine berufliche Rolle, geschlechtsspezifische Erwartungen und antijüdische Stereotype zusammenwirkten.

Über den bildungsbiografischen Werdegang von Flora Unger gibt es keine Überlieferungen. Salomon Frankfurter (1856–1941), der Biograf ihres Sohnes, des Rechtsgelehrten Joseph Unger (1828–1913), beschreibt sie als »wohlunterrichtet, geistvoll und klug.«⁶³ In der Biografie über ihren Sohn stellt Frankfurter Flora Unger als selbstlose, aufopferungsvolle, aus Verzweiflung handelnde Ehefrau dar. Aktenkundig ist ihre bestandene Prüfung über die Lehrfähigkeit in den weiblichen Handarbeiten bei den Ursulinen. Ungers Bestreben, sich selbstständig zu machen, datiert auf das Jahr 1828, als sie Kaiser Franz um die Erlaubnis bat, Damenputzwaren verkaufen zu dürfen. Zu diesem Zeitpunkt hatte ihr Ehemann Martin Unger (1775–1850) Konkurs angemeldet, wodurch die Familie in Gefahr geriet, ihr Toleranzpatent zu verlieren. Diese mit Gebühren verbundene Aufenthaltsgenehmigung erlaubte jüdischen Einzelpersonen und Familien, in Wien zu leben und zu arbeiten, war jedoch an ein Verfallsdatum gebunden. Ein Erlass vom 13. Juni 1820 verbot die Erteilung der Toleranz an Frauen. Dieses Recht konnten sie aus-

59 Scheitler, Irmgard: *Gattung und Geschlecht. Reisebeschreibungen deutscher Frauen 1780–1850*, Tübingen: Max Niemeyer Verlag 1999, S. 28.

60 Ebd.

61 Siehe Larsen zur Verunglimpfung von Lehrpersonen im Zusammenhang wirtschaftlicher Aspekte, M. A. Larsen: *Victorian Teacher*. S. 62–64.

62 Grimms Wörterbuch der deutschen Sprache, Band 7, Spalte 402, Zeile 9.

63 Frankfurter, Salomon: *Josef Unger. Das Elternhaus – die Jugendjahre 1828–1857*, Wien, Leipzig: Wilhelm Braumüller k.k. Universitäts-Buchhandlung 1917, S. 16.

schließlich durch ein männliches Familienmitglied erhalten.⁶⁴ Unger musste den Weg der persönlichen Vorsprache beim Kaiser gehen, da ihr Versuch, die Toleranz für sich und ihre Familie über die Genehmigung einer unternehmerischen Tätigkeit zu erhalten, nur durch eine Ausnahmeregelung möglich war.

Eine Anekdote schildert, wie Flora Unger versuchte, den Verlust der Aufenthaltsgenehmigung abzuwenden. Im Jahr 1828, dem Jahr der Geburt ihres Sohnes Joseph, überreichte sie ein Majestätsgesuch, in dem sie um Toleranz für ihre Person sowie um Erlaubnis zur Herstellung und zum Verkauf von Putzwaren und Accessoires bat. Flora Unger hatte vor, ihren Ehemann für die Geschäftskorrespondenz und Buchhaltung anzustellen, um ihm so ebenfalls eine Toleranzgenehmigung zu verschaffen. Als sie vor dem Kaiser in Audienz erschien, soll er gefragt haben, für wen sie die Toleranz brauche. Er sei erstaunt gewesen, als Flora Unger die Toleranz für sich selbst forderte und soll bemerkt haben: »so a schön's Weiberl!«⁶⁵ Der gönnerhafte Ausspruch, dass Unger eine gute Ehefrau sei, den Frankfurter Kaiser Franz zuschreibt, diente dazu, Flora Ungers Verhalten mit idealen Geschlechterrollen und dem bürgerlichen Familienideal in Einklang zu bringen. In der Beurteilung ihres Falls wurde das Ansuchen mit dem Verhalten ihrer männlichen Familienangehörigen verknüpft. Nicht nur ihr Ehemann, sondern auch ihr Vater Lazar Porias, wohnhaft im böhmischen Podiebrad/Poděbrady, wurde genau begutachtet. Als äußerst vorteilhaft erschien es, »daß er [Porias, Anm. WS] einen bedeutenden Theil seines Vermögens zu gemeinnützigen und wohltätigen Zwecken lediglich aus rein menschenfreundlichen Gesinnungen verwende und sich in allen Gelegenheiten stets durch ächt [sic] patriotische Handlungen ausgezeichnet habe, einer besonderen Rücksicht allerdings würdig erscheint.«⁶⁶ Trotzdem wurde der Antrag abgelehnt. Ihrem Ehemann Martin gelang es, erneut einen Antrag auf Toleranz zu stellen.⁶⁷

Im Jahr 1831 bat Flora Unger um Erlaubnis, ein Erziehungsinstitut für jüdische Mädchen in Wien zu eröffnen und damit das Toleranzpatent zu erhalten. In der Habsburgermonarchie existierte zu dieser Zeit weder für jüdische Knaben noch für jüdische Mädchen ein derartiges Institut. Der Entscheidungsprozess gestaltete sich langwierig. Neben den üblichen Behörden wurden auch der Präsident der Polizeihofstelle, der Präsident der k.k. Vereinigten Hofkanzlei und Mitglieder der jüdischen Gemeinde um ihre Stellungnahmen gebeten. Die Zahl der jüdischen Einwohner:innen in Niederösterreich war mit 2.800 Personen im Vergleich zur jüdischen Bevölkerung in Galizien, ungarischen Gebieten oder Böhmen gering.⁶⁸ Im Jahr 1829 lebten 135 geduldete jüdische Familien in Wien.⁶⁹ In den Beratungen über die Genehmigung von Flora Ungers Antrag scheint

64 Pribram, Alfred Francis: *Urkunden und Akten zur Geschichte der Juden in Wien*, Wien: Braumüller 1918, S. 385. Burger, Hannelore: *Heimatrecht und Staatsbürgerschaft österreichischer Juden. Vom Ende des 18. Jahrhunderts bis in die Gegenwart*, Wien/Köln/Graz: Böhlau 2014, S. 40–45.

65 S. Frankfurter: Unger, S. 33f.

66 Ebd., S. 35.

67 S. Frankfurter: Unger, S. 33f.

68 Becher, Siegfried: *Statistische Übersicht der Bevölkerung der österreichischen Monarchie nach den Ergebnissen der Jahre 1834 bis 1840*, Stuttgart: J. G. Cotta 1841, S. 26.

69 <http://jwa.org/encyclopedia/article/habsburg-monarchy-nineteenth-to-twentieth-centuries> vom 12.05.2025.

diese Überlegung von Bedeutung gewesen zu sein. Ferdinand I., der 1835 die Nachfolge von Kaiser Franz II./I. antrat, stellte der Hofkanzlei zwei Fragen zum Antrag:

»1. ob die gedachte Anstalt zweckmäßig, und für das allgemeine Wohl beförderlich wäre, und 2. ob in diesem Falle die Leitung derselben dem genannten Ehepaare nach ihren intellektuellen, moralischen, und sonstigen Eigenschaften ohne Bedenken anvertraut werden könnte?«⁷⁰

Wichtig ist, dass sich Kaiser Ferdinand I. nicht auf Flora Unger als Bittstellerin bezog, die für sich und ihre Familie um die Toleranz ansuchte, sondern auf das Ehepaar, das gemeinsam in der Schule wohnen würde. Zum ersten Punkt antwortete der Vizekanzler Johann Limbeck Freiherr von Lilienau (1767–1842):

»Das Wünschenswerthe einer Erziehungs-Anstalt für israelitische Mädchen wird von den Vertretern der Israeliten anerkannt, nur glauben sie, daß diese Anstalt für die in Wien wohnenden Israeliten unnöthig, für die in den Provinzen wohnenden Israeliten aber bezüglich ihrer Töchter verwendbar und nützlich seyn kann, indem die hiesigen Israeliten ihre Kinder eher zu Hause oder in den christlichen Schulen unterrichten lassen, als einer Erziehungsanstalt übergeben dürften.«⁷¹

Mit diesem Vorschlag vertraten die führenden Vertreter der jüdischen Gemeinde in Wien eine Meinung, die der damaligen ablehnenden Haltung gegenüber getrennten jüdischen Schulen entsprach. Sie betonten, dass jüdische Eltern in Wien Heimunterricht oder christliche Schulen bevorzugten.⁷² Dennoch unterstützten sie Flora Unger, indem sie das mögliche Interesse jüdischer Eltern aus anderen Provinzen der Habsburgermonarchie erwähnten. Die Hofkanzlei wies darauf hin, dass jüdische Mädchen oft in katholische Privateinrichtungen geschickt würden, um dort Handarbeiten zu erlernen, und dass es rechtlich nicht möglich sei, ihnen diesen Schulbesuch zu verweigern. Die Polizeihofstelle unterstützte das Ansuchen von Flora Unger und bescheinigte ihr sowie ihrem Mann einen guten Leumund. Sie betonte die vorteilhafte Aussicht, die allgemeine Moral durch Mädchenerziehung zu stärken.

»Es sey wohl kaum zu verkennen, daß der Bestand der von Flora Unger beabsichtigten Erziehungs- und Unterrichtsanstalt, wenn sie zweckmäßig eingerichtet, und geleitet werde, auf den Sinn für Religiosität, Sittlichkeit, nützliche Beschäftigung, so wie für eine häusliche, wohl geregelte Lebensweise bei der weiblichen Jugend vortheilhaft wir-

70 ÖStA, AVA, Unterricht, StHK, Teil 2, 534, 13B2 Niederösterreich/Wien, Flora Unger, Johann Limbeck Freiherr von Lilienau an Kaiser Ferdinand, Wien am 20.06.1833.

71 Ebd.

72 Sara Yanovsky erörtert in ihrer Dissertation die Auseinandersetzungen um die Einrichtung jüdischer Gemeindevolksschulen im voremanzipierten Wien. Yanovsky, Sara Olga Melinda: Facing the Challenge of Jewish Education in the Metropolis. A Comparative Study of the Jewish Communal Organizations of Budapest and Vienna from 1867 until World War II, Jerusalem 2013, S. 26–31.

ken, und durch die Ausbildung, und Versittlichung derselben auf das allgemeine Wohl von ersprießlichen Einflüssen seyn würde.«⁷³

Die Gründung einer Erziehungsanstalt sei für Staat und Gesellschaft ungleich nützlicher, als die Eröffnung einer Putzwarenhandlung, weshalb die Vereinigte Hofkanzlei sich für die Genehmigung und die damit verbundene Gewährung der Toleranz aussprach.⁷⁴

Johann Talatzko Freiherr von Gestieticz (1778–1858), von 1830 bis 1848 Präsident der niederösterreichischen Landesregierung, hingegen bezweifelte die Absichten von Flora Unger, ein Bildungsinstitut zu gründen. Er warf der Antragstellerin vor, dass sie sich nur deshalb der Mädchenbildung verschrieben habe, um die Toleranz zu erhalten. Talatzko betonte, dass die wahren Absichten von Unger streng geprüft werden sollten. Hannelore Burger weist darauf hin, dass die Hofkanzlei in vielen Fällen das Recht von jüdischen Personen gegen solche Anschuldigungen verteidigte.⁷⁵ In den Beratungen der Hofkanzlei wurde dementsprechend betont, dass Flora Unger die Angelegenheit durchaus klar und unmissverständlich formuliert hatte:

»[...] und die Bittstellerin selbst verhelet [sic] es nicht, daß sie sich dem Erziehungswesen widmen wolle, um die Toleranz für sich und ihren Ehegatten zu erhalten.«⁷⁶

Vizekanzler Limbeck Freiherr von Lilienau fügte hinzu, dass diese Absicht nicht ungesetzlich sei.⁷⁷ Im Oktober 1834 wurde Flora Unger schließlich die Genehmigung für das Bildungsunternehmen und die Toleranz erteilt, allerdings unter der Bedingung, dass diese Genehmigung nur so lange wirksam sei, als mindestens sechs Schülerinnen das Institut besuchten. 1835 schaltete Flora Unger ihre erste Anzeige für ihre Schule, in der folgende Fächer unterrichtet wurden:

»Lesen, Schreiben, Kopf- und Tafelrechnen, Sprachlehre, Diktandoschreiben, schriftliche Aufsätze, Geographie, Geschichte, Naturgeschichte und Naturlehre nach den vorgeschriebenen Unterrichtsbüchern in der gleichen Stundenzahl, von geprüften und ausgezeichneten Lehrern, wie an öffentlichen Schulen vorgetragen.«⁷⁸

Obligatorisch wurden Handarbeitskenntnisse (Stricken, Nähen, Merken, Netzen, Schlingen, Häkeln, Knüpfen, Weiß- und Seidensticken, Perlenarbeit und Kleidermachen) vermittelt sowie Sprach-, Musik-, Zeichen- und Tanzunterricht angeboten.

73 ÖStA, AVA, Unterricht, StHK, Teil 2, 534, 13B2 Niederösterreich/Wien, Flora Unger, Note der Polizeihofstelle, Josef Graf Sedlnitzky Odrowaź von Choltitz (1778–1855), Wien am 06.03.1833.

74 ÖStA, AVA, Unterricht, StHK, Teil 2, 534, 13B2 Niederösterreich/Wien, Flora Unger, Protocolls Auszug der k.k. Vereinigten Hofkanzlei vom 25.04.1833, unterzeichnet von Hofkanzlist Johann Bihler.

75 H. Burger: Heimatrecht, S. 45f.

76 ÖStA, AVA, Unterricht, StHK, Teil 2, 534, 13B2 Niederösterreich/Wien, Flora Unger, Johann Limbeck Freiherr von Lilienau an Kaiser Ferdinand, Wien am 20.06.1833.

77 Ebd.

78 Brüner Zeitung der k.k. priv. mähr. Lehenbank, 26.02.1835, S. 265. Dieselbe Anzeige auch in der Wiener Zeitung, 13.02.1835, S. 175.

Salomon Frankfurter, der Biograf von Flora Ungers Sohn Joseph, hält fest, dass Floras Ehemann im Jahr 1845 erneut einen Antrag auf Toleranz stellte. Das deutet darauf hin, dass die Schule wieder geschlossen wurde. Diesmal erhielt die Familie die unbegrenzte Erlaubnis, sich in Wien aufzuhalten. Martin Unger starb im Jahr 1850 im Alter von fünfundsiebzig Jahren. In seinem Testament lobte er seine Frau dafür, dass sie ihm nicht den Rücken gekehrt hatte, nachdem er 1829 bankrottgegangen war: »[...] ich verlor damals nicht nur mein ganzes Vermögen, sondern auch das gesamte mir zugebrachte Heiratsgut meines Weibes.«⁷⁹ Ein Jahr nach dem Tod ihres Mannes konvertierte die vierundvierzigjährige Witwe zum Katholizismus und heiratete im darauffolgenden Jahr den Hofrat Alois Czaslawski. Frauenbildung blieb ihr ein Anliegen: Flora Czaslawski trat dem 1866 gegründeten *Wiener Frauenerwerb-Verein* bei und war bis zu ihrem Tod im Jahr 1882 Mitglied.⁸⁰

Flora Ungers Institut für jüdische Mädchen, das sie 1835 eröffnete, diente als Vorbild für die Genehmigung anderer jüdischer Mädchenschulen in der Habsburgermonarchie. An folgendem Beispiel wird die Transformation des Selbstverständnisses von Lehrerinnen und Institutsinhaberinnen im Laufe des 19. Jahrhunderts ersichtlich. Emilie Löwenberg (1824–1897) erhielt 1842 die Erlaubnis, ein Erziehungsinstitut in Lemberg/Lwów/L'viv zu gründen, basierend auf dem Vorbild von Unger. 1844 gab es in Lemberg zehn Mädchen-Lehr- und Erziehungs-Institute, einige davon bereits seit vielen Jahren.⁸¹ 1854 zog Löwenberg nach Brody, wo sie abermals ein Mädcheninstitut⁸² eröffnete und an der neu gegründeten deutsch-jüdischen Mädchenschule Deutsch unterrichtete, bis sie 1876 in den Ruhestand ging.⁸³ Ihre Identität als Lehrerin und Institutsinhaberin wurde auf ihrem Grabstein verewigt: »Hier ruht Fräulein Emilie Löwenberg, gewesene Lehrerin an der Isr. Hauptschule und Vorsteherin einer Töchterchule. Friede Ihrer Asche!«⁸⁴

79 S. Frankfurter: Unger, S. 42.

80 Wiener Frauen-Erwerb-Verein: Rechenschafts-Bericht des Ausschusses für das Jahr 1869, Wien: Selbstverlag des Vereins 1870, S. 41.

81 Röska-Rydel, Isabel: Kultur an der Peripherie des Habsburger Reiches. Die Geschichte des Bildungswesens und der kulturellen Einrichtungen in Lemberg von 1772 bis 1848, Wiesbaden: Harrassowitz Verlag 1993, S. 101. Die Zahl der Mädchenschulen ist drastisch niedriger, wenn nur zeitgenössische statistische Übersichten herangezogen werden, das zeigt eine Übersicht für das Jahr 1840. Obwohl es damals in Lemberg/Lwów/L'viv mehrere Schulen gab, wird in der Auflistung der »privaten Erziehungsanstalten für die weibliche Jugend« keine einzige erwähnt. Springer, Johann: Statistik des österreichischen Kaiserstaates, Wien: Fr. Beck's Universitäts-Buchhandlung 1840, S. 318.

82 In einer Spendenliste ist Emilie Löwenberg als »Konvikts-Inhaberin in Brody« gelistet. Siehe Wiener Zeitung, 24.09.1859, S. 4032.

83 Herzel, Leopold: Bericht der Deutsch-Israelitischen Haupt- & Mädchenschule in Brody zur 25 Jährigen Jubiläumsfeier, Brody: Selbstverlag 1879, S. 23. Herzels Liste erwähnt zwei Lehrerinnen mit dem Namen Löwenberg: Julie und Emilie Löwenberg. Zur Israelitischen Hauptschule in Brody siehe Kuzmany, Böries: Brody. Eine galizische Grenzstadt im langen 19. Jahrhundert, Wien/Köln/Weimar: Böhlau 2011, S. 209–212.

84 http://search.geshergalicia.org/vom_04.10.2025.

3.2 Schulinhaber: Konfession und Netzwerke

Neben kirchlichen Einrichtungen gab es im 19. Jahrhundert auch Privat-Knabenschulen in Wien. Während es für Mädchen von Privatpersonen betriebene Schultypen für jede soziale Herkunft gab, richtete sich der Privatunterricht für Knaben an Eltern, die für ihren Sohn die Erziehung in einem Internat wünschten und bereit waren, hohe Gebühren dafür zu zahlen. Die Gründe für die Nachfrage nach Privatunterricht können nur erahnt werden. Einige Eltern standen der öffentlichen Schulbildung skeptisch gegenüber, da sie befürchteten, dass dort ungewollte Einflüsse stattfinden könnten. Auch die Klassengröße war vermutlich ein Faktor in den Überlegungen.⁸⁵ Eine Privatschule wurde von Kindern adeliger Eltern und bürgerlicher Familien gemeinsam besucht. Die dabei geknüpften Kontakte wurden möglicherweise als Vorteil angesehen. Vereinzelt kamen die Kinder aufgrund von Stiftsplätzen mit Schülern aus ökonomisch prekären Verhältnissen in Kontakt, was sich allerdings in Grenzen hielt. Öffentliche Schulen waren oft überfüllt und boten kaum individuelle Förderung – vor allem, wenn ein Kind aufgrund von Lernschwächen oder Verhaltensauffälligkeiten eine gezieltere Betreuung benötigte. Privatunterricht zu Hause oder der Besuch einer Privatschule boten eine große terminliche Flexibilität und möglicherweise eine geringere Gefahr des Ausbildungsabbruchs. Zudem betreuten einige Institutsinhaber:innen auf Wunsch auch Kinder in den Ferien. Für männliche Lehrer stellte der Privatunterricht eine Möglichkeit dar, die eigene Ausbildung zu finanzieren bzw. ihr Gehalt aufzubessern. Einige Privatlehrer sparten so lange, bis sie selbst eine Schule eröffnen konnten.

Oft kam es vor, dass Lehrer, die an staatlichen Einrichtungen unterrichteten, zusätzlich Unterricht an Mädchenschulen gaben. Mit dem Privatunterricht wandten sich die »Bildungskunden« sozusagen »unmittelbar an den Bildungsexperten, und dieser seinerseits sucht Kenntnisse gewinnbringend zu verwerten, die er auf dem Lehr- und Lernmarkt erwarb.«⁸⁶ Heinrich Bosse beschreibt, dass bereits im 17. Jahrhundert kritisiert wurde, dass Schreib- und Rechenmeister durch zu viel Privatunterrichtsstunden abgelenkt waren und ihnen wenig Zeit für die eigentliche Unterrichtsgestaltung in der Schule blieb.⁸⁷ Ähnlich wie heute wurden zusätzliche Nachhilfestunden vor allem von Kindern aus Besserverdienerhaushalten besucht, was zu günstigeren Lernbedingungen führte.

Seit der Schulordnung von 1774 war im Primarbereich gesetzlich festgelegt, dass »Privatinstruktoren« eine Ausbildung mit Zeugnis an einer Normalschule nachweisen und sich einer Eignungsprüfung unterziehen mussten. Schulaufseher meldeten daraufhin die fähigsten Kandidaten der Studienhofkommission, um sie an öffentlichen Schulen zu platzieren. Eine Regelung aus dem Jahr 1776 stellte sicher, dass kein Schüler an einer weiterführenden Schule aufgenommen werden konnte, ohne die entsprechenden Zeugnisse der Normalschule vorzulegen. 1783 ordnete Joseph II. unter Androhung

85 Petra Meyer führt die Faktoren der familiären Erziehung und der Klassengröße an, die für Knaben ebenfalls zutreffend sein dürften. P. Meyer: Mädchenbildung, S. 50.

86 H. Bosse: Bildungsrevolution 1770–1830, S. 35.

87 Ebd., S. 36.

von Geldstrafen die Schließung aller lateinischen Privatschulen an.⁸⁸ Auch andere Ordensschulen blieben nicht verschont. Auf Basis eines Legats von Johann Jakob Graf Löwenburg (1670–1732) hatte der Orden der Piaristen 1748 ein Institut namens *Löwenburgkonvikt* für mittellose adelige Knaben eröffnet. Joseph II. schloss das Konvikt.⁸⁹ 1791 wurde die Schule unter dem Namen *Theresianisch-Leopoldinische Akademie* wieder eröffnet. Nach mehreren Veränderungen wurde das Konvikt 1802 unter dem ursprünglichen Namen wiederhergestellt und ab 1848 als Unterkunft für die k. k. Hofsängerknaben genutzt, bevor es 1918 aufgelassen wurde.

Im Jahr 1785 wurden jährliche öffentliche Prüfungen für Privatschüler:innen eingeführt. Knaben mussten bei einem Privatschulbesuch, der über die Primarstufe hinausging, zudem monatlich an Prüfungen an Gymnasien teilnehmen. Im Jahr 1809 wurde an der Universität Wien ein Lehrstuhl für Privatlehrer in Gymnasialgegenständen eingerichtet, um diese mit den Lehrmethoden vertraut zu machen. Aufgrund eines Mangels an qualifizierten Instrukto:ren fand diese Initiative jedoch nur geringe Resonanz.⁹⁰ Im Verlauf der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ergriff die kaiserliche Regierung Maßnahmen, um den Privatunterricht für Knaben zu reduzieren. Damit in Verbindung stehend sollte die Anzahl der Studierenden gesenkt werden. In einem Dokument vom 17. November 1820 von Hofkanzler Procop Graf Lažanský von Bukowa (1771–1823) an den Kaiser wird ausgeführt, dass »die Leichtigkeit, mit der auch arme Jugendliche Unterstützung fänden, und die Befreiung vom Militärdienst«⁹¹ viele dazu verleitet hätten, eine akademische Laufbahn einzuschlagen. Eine Verordnung aus dem Jahr 1827 besagte, dass Privatlehrer nicht gleichzeitig im »Civil« und im Militär angestellt sein durften.⁹² Ein Lehrer musste nicht nur seine Studien, »sondern auch die Unbedenklichkeit seiner Grundsätze und seine Moralität nachweisen«, wobei die Unterrichtserlaubnis für Lehrer der Humanitätsklassen (Oberstufe) nunmehr auch an Zeugnisse über das Studium der Universal- und Staatengeschichte, der klassischen Philologie und der Ästhetik gebunden war. »Auch den Eltern, die ihre Kinder privat unterrichten lassen wollten, wurden Hemmnisse in den Weg gelegt. Jeder Wechsel des Privatlehrers war der Landesstelle (Landesregierung) zu melden; um den unfugten Betrieb von Privatschulen zu verhindern, war der gleichzeitige Unterricht für Söhne mehrerer Familien verboten.«⁹³

88 Der Begriff »Lateinschule« bezeichnet eine Bildungsinstitution, die vom Jesuitenorden in Europa verbreitet wurde. Diese privaten Schulen boten eine Ausbildung in den klassischen Sprachen an, insbesondere in Latein, der lingua franca der Gelehrsamkeit und Verwaltung. Latein bildete die Standesgrenze, die Akademiker von den mit ihren Händen arbeitenden Nicht-Akademikern unterschied. Siehe ebd., S. 164.

89 H. Engelbrecht: Geschichte Band 3, S. 182.

90 Ebd., S. 290.

91 Wotke, Karl: Die Jahreshauptberichte Langs und Rutenstocks über den Zustand der österreichischen Gymnasien in den Jahren 1814–1834, Wien 1914, S. 101, zitiert in Pichler, Gerhart: Das Studienwesen des Erzherzogtums unter der Enns (Wien und Niederösterreich) 1740–1870, Frankfurt a.M.: Haag + Herchen Verlag 1981, S. 234.

92 Politische Gesetze und Verordnungen 1792–1848, Verordnung vom 13.01.1827: Den Angestellten im Civile sowohl als dem Militär untersagtes Privat-Studium.

93 H. Engelbrecht: Geschichte Band 3, S. 291. Politische Gesetze und Verordnungen 1792–1848, Verordnung vom 19.02.1827 Vorschrift über das Privat-Studium der Gymnasial Schulen und der Lehrfächer der höheren Studien-Abtheilungen, § 23.

Aufklärerische Knabenbildung in Perchtoldsdorf

Der Einfluss der Aufklärung und der damit einhergehende Zugang zur Bildung für breitere Bevölkerungsschichten führten zu einem wachsenden Bedarf an regulären Bildungseinrichtungen. Mit dem Ausschluss der Jesuiten von der Lehrtätigkeit eröffneten sich weitere Möglichkeiten für Bildungsunternehmer, Privatschulen zu gründen. Hinzu kam, dass wohlhabende Eltern zunehmend bereit waren, ihre Kinder in exklusiven privaten Bildungseinrichtungen unterrichten zu lassen, und nicht wie bisher, im Einzelunterricht daheim. In die Regierungszeit von Joseph II. fällt die Genehmigung zur Gründung einer Privat-Lehr- und Erziehungsanstalt in Perchtoldsdorf, in der Knaben im Sinne der Aufklärung und der Bildungsideen Jean-Jacques Rousseaus unterrichtet wurden. Es scheint die erste Privat-Knabenschule gewesen zu sein, die unter dem neuen System der staatlichen Schulbehörden operierte.

Bevor der aus Schlesien stammende Wenzel Bernhard Heeger (1740–1807) ein Knaben-Erziehungsinstitut in Perchtoldsdorf eröffnete, war er als Erzieher im Haus des Hofkanzlers Johann Rudolph Graf Chotek von Chotkow (1748–1824) tätig. Seine Studien der Rechts- und Arzneywissenschaften an der Universität Wien hatte er abgebrochen. Er kaufte 1782 ein Gebäude mit Garten in Perchtoldsdorf.⁹⁴ Das Haupthaus bestand aus vierzehn möblierten Zimmern, Pferdeställen, einer Kelter (Obstpresse), zwei Kellern und einer Küche sowie einem weitläufigen Gelände mit Obst- und Ziergärten und mehreren Äckern. Der Garten, der von einem kleinen Bach durchzogen war, war laut Verkaufsanzeige mit Miniaturstatuen geschmückt.⁹⁵ Im März 1783 heiratete Heeger die 24-jährige Elisabeth von Bujo, gebürtig aus Longwy in Lothringen. Bald darauf kamen die ersten beiden Söhne des Paares zur Welt. Mit Joseph Johann und Ernst Wilhelm organisierte Heeger in den 1790er-Jahren das »erste allgemein Aufgebot im V.U.W.W. [Viertel unter dem Wienerwald]«⁹⁶ gegen Napoleon. Der Vorname des ersten Sohnes war eine Widmung an Kaiser Joseph II., der den Institutsinhaber unterstützte und ihn am 12. Juni 1786 mit seinen Zöglingen im Schloss Laxenburg empfing.⁹⁷

In den 1790er-Jahren forschte der Schulinhaber zur Verwendung des Schwarzdorn-Spinners, einer einheimischen Raupenart, für die industrielle Erzeugung von Seide und bemühte sich, Gönner für dieses Vorhaben zu finden.⁹⁸ Außerdem suchte er 1793 um ein Privilegium für die Herausgabe eines mehrbändigen Erziehungswerkes an.⁹⁹ Im gleichen Jahr wurde in Frankreich die Herrschaft der Jakobiner gegen Mitglieder des Adels und des Klerus etabliert. Habsburgische Behörden suchten nach möglichen Sympathisanten des Regimes, auch Wenzel Bernhard Heeger wurde des Jakobinismus bezichtigt und festgenommen, der Verdacht konnte jedoch nicht bestätigt werden.¹⁰⁰ Ob Heeger tatsächlich für die Ideen der Französischen Revolution schwärmte, kann nicht belegt

94 Im 18. Jahrhundert setzte sich langsam die Ortsbezeichnung Perchtoldsdorf durch.

95 Wiener Zeitung, 27.03.1782, S. 19.

96 Wurzbach 8 (1862), S. 195f.

97 Wiener Zeitung, 21.04.1787, S. 935.

98 Es gibt zahlreiche Zeitungsberichte über diese Entdeckung. Heegers Sohn Ernst führte das Vorhaben fort. Wiener Zeitschrift, 14.06.1829, S. 690–692.

99 ÖStA/HHStA, RHR Impressoria 29–6, Privilegiengesuch von Wenzel Bernhard Heeger.

100 Wurzbach 8 (1862), S. 195–196.

werden. Doch bereits der Vorwurf wirkte geschäftsschädigend. Er musste das Institut 1798 schließen – wohl nicht zuletzt aufgrund kriegsbedingter Einbußen. Heegers Kontakte zum Wiener Hof verschafften ihm einen minder bezahlten Versorgungsposten als Kammertürhüter, wobei die Besoldung kaum ausreichte, um die Grundversorgung seiner Familie zu sichern.¹⁰¹ 1805 reiste Heeger auf unbestimmte Zeit nach Agram/Zagreb und widmete sich wieder der Pädagogik, indem er die erste *Kroatische Sprachlehre* verfasste.¹⁰² Er starb 1807, seine Frau Elisabeth blieb mit acht unversorgten Kindern zurück. Ob sie bereits in den Jahren davor Zusatzeinkommen lukrierte und wie sie ihre Familie weiter versorgte, ist unklar. Abgesehen von einem Partezettel aus dem Jahr 1828, der dokumentiert, dass die Witwe nicht noch einmal heiratete, sind keine Quellen überliefert, die Rückschlüsse auf ihr Leben ermöglichen.¹⁰³

Heegers Erziehungsplan war deutlich von Jean-Jacques Rousseaus 1762 veröffentlichtem Roman *Émile* beeinflusst, in dem die Hinführung eines Knaben zur Empfindsamkeit beschrieben wird. Insbesondere im Abschnitt über »moralische Erziehung« sind Elemente dieses Werkes im Erziehungsplan erkennbar: »Hierher gehöret die Aufklärung des Verstandes, Bildung des Herzens, Richtung des Willens, und Stärkung des Gedächtnisses.«¹⁰⁴ Die Zöglinge von Heegers Institut sollten, wie *Émile*, der Knabe in Rousseaus Roman, die Kinder- und Jugendjahre auf dem Land, fernab der Gesellschaft, verbringen, wo ihr Körper und Geist gestärkt würde. Im Gegensatz zu anderen Kindern in Niederösterreich, deren Erziehung von Vorschriften und Maßregelungen geprägt war, sollten die Knaben in Perchtoldsdorf, wie *Émile*, scheinbar nebenbei an schulische und gesellschaftliche Regeln und Inhalte gewöhnt werden. Obwohl textbasiertes Lernen Teil des Erziehungsplanes war, stand das Lernen durch Erfahrung im Mittelpunkt. Jedes Kind war dazu angehalten eine eigene Naturaliensammlung anzulegen, zu experimentieren und durch die Naturbeobachtung zu lernen.¹⁰⁵

Werke aus der Feder von Literaturschaffenden, die die Empfindsamkeit betonten, wurden in bürgerlichen und in adeligen Kreisen gelesen. Der Historiker Ivo Cerman beschreibt, dass auch der Wiener Hofadel an diesem Trend partizipierte, obwohl einige der Romane verboten waren.

»In den Salons des Wiener Adels wurde [Rousseaus] ›Julie ou la nouvelle Heloïse‹ bereits 1761 gelesen. Fürstin Eleonore von Liechtenstein erwähnt in ihrer Korrespondenz

101 ÖSTA/HHSTA, Kammerarchiv KFA 162–9, Auskunft über die Schulden des Türhüters Heeger.

102 Wurzbach 8 (1862), S. 195f.

103 ÖStA/HHStA SB Partezettelsammlung 38–398, Elisabeth Heeger.

104 Heeger, Wenzel Bernhard: Etwas an Menschen- und Jugendfreunde. Von dem Unternehmer des Privaterziehungshauses in Berchtoldsdorf, Wien: Ghelen 1785, S. 11.

105 Ein Sohn von Wolfgang Amadeus Mozart (1756–1791) besuchte die Schule. Larry Wolff argumentiert, dass Mozarts Besorgnis über die Erziehung seines Sohnes dem allgemeinen Geist von Rousseaus *Émile* entsprach. Wolff, Larry: *Childhood and the Enlightenment*, in: Paula S. Fass (Hg.), *The Routledge History of Childhood in the Western World*, New York: Routledge 2013, S. 78–100, hier S. 94.

die Lektüre von Samuel Richardson und Marie Sidonie Gräfin von Chotek las mit ihren Freunden die Dramen von Goethe.«¹⁰⁶

Im Hause Chotek hatte Wenzel Bernhard Heeger mehrere Jahre Erfahrung als Erzieher gesammelt. Aufgrund dieser Erfahrung konnte er adelige Eltern mit seinem Erziehungsprogramm ansprechen. Der Historiker Hannes Stekl bezeichnet Heegers Schule als »eigenwillige Mischform aus adeligem Erziehungsinstitut und berufsbildender Sekundarstufe«,¹⁰⁷ doch genau diese Mischform, die bürgerliche Eltern ebenso ansprach, war für Privat-Knabenschulen nichts Ungewöhnliches.

Jesuitische Frömmigkeit für Knaben?

Diese Mischform wird auch in einem nicht umgesetzten Schulprojekt aus den frühen 1810er-Jahren erkennbar. Es unterstreicht die Bedeutung der Gunst des Wiener Hofes für solche Privatinstitute. Der Philosoph und Schriftsteller Adam Heinrich Müller (1779–1829) plante 1812 die Errichtung eines Knabeninstituts für den hohen Adel in Wien. Im Mai 1811 war Müller nach Wien gezogen, wo er Unterkunft bei Erzherzog Ferdinand Karl von Österreich–Este (1781–1850) fand.¹⁰⁸ Adam Müller agitierte schon früh gegen das revolutionäre Frankreich und fand in Wien diesbezüglich unter anderem in der Kaiserin Maria Ludovika von Este-Modena (1787–1816) und ihrer Mutter Erzherzogin Maria Beatrix von Modena-Este (1750–1829) Gleichgesinnte.¹⁰⁹ Die Polizeihofstelle kommentierte Müllers Pläne skeptisch und prophezeite dem Institut wegen Müllers »politisch-philosophischem Schwärmergeist«¹¹⁰ eine kurze Existenz:

»Müllers Grundsätze, wenigstens die politischen, stehen in sichtbarer Opposition mit jenen, zu welchen unser Hof in dem gegenwärtigen Augenblicke sich bekannt. Müllers Name ist [...] bekannt und vielgenannt; seine Communication mit dem Hause der Erzherzogin Beatrix, das man öffentlich als den Vereinigungspunkt alles deßen nennt, was mit dem politischen System unseres Hofes unzufrieden ist, erregt vieles Aufsehen und man betrachtet jene Anstalt als eine Pflanzschule zur Propagation des alten Haßes gegen Frankreich.«¹¹¹

-
- 106 Cerman, Ivo: Empfinsame Briefe. Familienkorrespondenz der Adelligen im Ausgang des 18. Jahrhunderts, in: Společnost v zemích habsburské monarchie a její obraz v pramenech (1526–1740) Opera historica 11 (2006), S. 283–301, hier S. 288f.
- 107 Stekl, Hannes: Adel und Bürgertum in der Habsburgermonarchie, 18. bis 20. Jahrhundert, Wien: Verlag für Geschichte u. Politik 2004, S. 145.
- 108 BLKÖ: Adam Heinrich Müller, Band 19 (1868), S. 323. BLKÖ: Ferdinand Karl Joseph Este, Band 4 (1858), S. 86f.
- 109 ÖStA, AVA, Inneres, PHSt 3778.1812, Note der Polizei-Oberdirektion, Wien am 01.02.1812. Siemann, Wolfram: Metternich. Strategie und Visionär, München: C. H. Beck 2017, S. 372.
- 110 ÖStA, AVA, Inneres, PHSt 3778.1812, Note der Polizei-Oberdirektion, Wien am 24.10.1812.
- 111 Ebd.

Die Schule sollte aufgrund der Finanzierung durch einen Vorschuss von Erzherzog Maximilian Joseph von Österreich-Este (1782–1863) den Namen »Maximilianeum« tragen.¹¹² In einem Bericht der Polizeihofstelle wurde angemerkt, dass auch Außenminister Metternich gesonnen sei, seinen Sohn »in dieses Institut zu thun«.¹¹³

Müller verfasste am 9. November 1812 einen Entwurf für sein Privaterziehungshaus, der der Polizeioberdirektion vorlag. Zielgruppe waren »10 bis 18 jähr. Knaben aus den höheren Ständen«¹¹⁴. Als Gegenstände waren

»alle die besonderen Studien, Sprechübungen, ritterlichen u. musikalischen Exercitien, welche zu einer vollendeten Welt- u. Geschäftsbildung gehören: ferner die Sorge für die Repetitionen der vorgeschriebenen Studien, für die gehörige Abhaltung der verordneten Prüfungen, für die immerwährende lebendige Ausübung der deutschen u. französischen Sprache, u. für die weitere Vervollkommnung in allen Zweigen der griechischen u. römischen Classischen Literatur, durch den ganzen Lauf der philosophischen, juristischen u. politischen Studien.«¹¹⁵

Zudem lag besonderes Augenmerk auf dem Erwerb praktischer Kenntnisse in der Landwirtschaft, die durch den Institutsgarten und die Wirtschaftsgebäude gewährleistet würden.

Das Institut sollte auf der Wieden eröffnet werden, wo alle »Vortheile des städtischen u. ländlichen Aufenthalts«¹¹⁶ vereinigt seien. Dafür war das Gebäude im Karoly-schen Garten in unmittelbarer Nähe des Theresianums angedacht, doch eine »Mätresse eines Grafen Keglevich, Namens Kirchstaetter, welche in dem für das Müller'sche Institut bestimmten Caroly'schen Garten-Gebäude auf der Wieden wohnt, weigert sich auszu-ziehen, ungeachtet man ihr eine andere Wohnung mit großen Vortheilen angeboten und sie schon für die Annahme ihr Wort gegeben hatte.«¹¹⁷ Adam Müller war einer der protestantischen Konvertiten im Kreis des katholischen Predigers Clemens Maria Hofbauer (1751–1820), der als Vizedirektor der Anstalt fungieren sollte.¹¹⁸ Ein weiterer konvertierter Anhänger Hofbauers, Friedrich August von Klinkowström (1778–1835), war als Kunst-lehrer an Müllers Institut vorgesehen. Nachdem Hofbauer das Projekt Müllers als ge-scheitert betrachtete, sollte Klinkowström seine Ideen für eine katholische Erziehungs-anstalt umsetzen.

Im Zuge der eingehenden Beobachtung von Personen in Müllers Umfeld wurde Metternichs Sekretär Joseph Anton von Pilat (1782–1865) befragt, der ebenfalls im Kreis Hofbauers verkehrte. Auf der Basis seiner Auskunft stellte Franz Hager von Allentsteig (1750–1816), Vizedirektor der Polizei-Oberdirektion, fest, dass es schien, als sei »der

112 Klinkowström, Alphons: Friederich August von Klinkowström und seine Nachkommen. Eine biographische Skizze, Wien: W. Braumüller 1877, S. 134.

113 ÖStA, AVA, Inneres, PHSt 3778.1812, Note der Polizei-Oberdirektion, Wien am 01.12.1812.

114 ÖStA, AVA, Inneres, PHSt 3778.1812, Abschrift »Entwurf eines Privat-Erziehungs-Hauses, Wieden, Favoritenstraße 126. Adam Müller, Wien am 09.11.1812.

115 Ebd.

116 Ebd.

117 ÖStA, AVA, Inneres, PHSt 3778.1812, Note, Wien am 29.11.1812.

118 Ebd. Hofbauer wirkte zu diesem Zeitpunkt in der Kirche und im Kloster der Ursulinen.

geheime Zweck« des Instituts, »die Erziehung des Adels allmählig wieder den Piaristen zu entziehen und Jesuiten oder jesuitisierenden Personen in die Hände zu spielen.«¹¹⁹ Er kritisierte, dass Bewilligungen für Anstalten dieser Art »viel zu leicht, ohne Prüfung des moralischen Werthes der Unternehmer ertheilt, und sich bloß auf die Prüfung der Fähigkeiten beschränkt. Hat nun ein solcher Mensch einmal die Erlaubnis, so kümmert sich Niemand um die physische u. sittliche Bildung der Zöglinge.«¹²⁰

Hager nannte das Knabeninstitut von Joseph Ellmaurer (1772–1833) als konkretes Beispiel für die fehlende Aufsicht. Laut Hager hatte dieser eine Mätresse des Grafen Ossolinsky geheiratet, die die Anstalt eigentlich leitete, da Ellmaurer selbst beinahe niemals zu Hause sei. Diese Schlussbemerkung im Bericht zeigt, wie Hager versuchte, ein Projekt, gegen das er offensichtlich Einwände hatte, im Zuge der Berichterstattung über einen anderen Fall in Misskredit zu bringen. Müllers Institut war möglicherweise als direkte Konkurrenz zu Ellmaurers Institut gedacht, das sich ebenfalls auf der Wieden befand. Zur Konkurrenz zwischen Romantikern und Josephinisten im Wien des frühen 19. Jahrhunderts formuliert der Historiker Franz Fillafer:

»Der Konflikt über die Revolution wurde im frühen 19. Jahrhundert also fortgeführt, er gerann aber zu einer Binnendifferenz *innerhalb* der Restauration, wobei Josephiner und Romantiker an ihren ästhetisch-politischen Präferenzen festhielten und einander weiterhin revolutionäre Tendenzen vorwarfen.«¹²¹

Adam Müller hatte den Behördenweg nicht eingehalten. Er hatte zwar bei der niederösterreichischen Regierung um Genehmigung für die Eröffnung der Schule angesucht, jedoch ohne auf eine Rückmeldung zu warten die Eröffnung für den 2. Jänner 1813 angekündigt. Der Regierungspräsident von Niederösterreich und seit 1810 Statthalter von Wien, Franz Josef Graf Saurau (1760–1832), schrieb in einem Brief an Hager, »ob es wohl rätlich wäre, einem Fremden, der in ganz Deutschland als Mystiker bekannt ist, die Bildung des jungen Adels anzuvertrauen und dadurch die Bestimmung der thesesianischen Ritterakademie zu beirren, welche eigens von Sr. Majestät dazu bestimmt ist, den Adel nach Staatsgrundsätzen zu erziehen [...]«. ¹²² Im Zuge eines förmlichen Ansuchens um Genehmigung zur Eröffnung der Schule wurde das Projekt gestoppt. An dem Versuch der Etablierung dieses Instituts ist das Verhältnis der Beamtschaft zur Kirche erkennbar, das Franz Fillafer folgendermaßen charakterisiert:

»Das heißersehnte Einverständnis zwischen Kirche und Staat besiegelte man mit der Konstruktion einer gefühlvollen und wohlthätigen »Barockfrömmigkeit«, die Joseph II. angeblich zerstört hatte. Unter Kaiser Franz gehörte es unter der Beamtschaft zum guten Ton, sich kirchentreu zu geben, aber diese staatspädagogische Frömmigkeit war eine Spitze ohne Eisberg.«¹²³

119 ÖStA, AVA, Inneres, PHSt 3778.1812, Note, Wien am 08.12.1812.

120 Ebd.

121 Hervorhebung im Original. Fillafer, Franz Leander: Aufklärung habsburgisch. Staatsbildung, Wissenskultur und Geschichtspolitik in Zentraleuropa, 1750–1850, Göttingen: Wallstein 2020, S. 473.

122 ÖStA, AVA, Inneres, PHSt 3778.1812, Franz Josef Graf Saurau and Hager, Wien am 11.12.1812.

123 F. L. Fillafer: Aufklärung, S. 137.

Als aus dem Schulprojekt nichts wurde, trat Müller in den Staatsdienst ein, wo er im Auftrag Metternichs als Diplomat zunächst nach Leipzig entsandt wurde, um von dort aus die öffentliche Meinung zu beeinflussen.¹²⁴

Jesuitenpädagogik bei Klinkowström

Clemens Maria Hofbauers Schulprojekt zur Stärkung der jesuitischen Erziehung wurde 1818 von Friedrich August von Klinkowström realisiert, der 1814 von Hofbauer katholisch getauft worden war.¹²⁵ Zunächst war das Institut auf der Wieden lokalisiert, doch schon 1919 übersiedelte es in ein Haus mit Garten in der Alservorstadt. Von 1818 bis 1834 wurde Klinkowströms Knabeninstitut von adeligen und bürgerlichen Knaben besucht und derart bekannt, dass Carl Vasquez-Pinas von Löwenthal (1798–1861) es als Miniatur auf einer seiner Kartendarstellungen 1835 abbildete. Auf der Illustration ist im Vordergrund ein exerzierender Erwachsener mit exerzierenden Zöglingen zu sehen.¹²⁶

Eine ähnliche Sichtbarkeit wurde keinem der zahlreichen Privatinstitute für Mädchen zuteil, auch nicht dem staatlich finanzierten *Civil-Mädchen-Pensionat*, das sich ebenfalls in der Alservorstadt befand.¹²⁷ Klinkowström war, wie Adam Müller, ein Konvertit zum katholischen Glauben und bewarb sein Institut explizit als katholisches Internat und Bildungseinrichtung im Sinne der Jesuitenpädagogik.¹²⁸ Das Sendungsbewusstsein des Schulinhabers wird in einer Episode deutlich, die Klinkowströms Sohn in seiner Familiengeschichte als Erinnerung des Schülers Adolf wiedergibt:

»Wenn er strafen oder züchtigen musste, so geschah dies nie in der Aufregung, und wenn diese je vorhanden war, so verschob er die Strafe, um sich indessen zu sammeln. Nach erlittener Züchtigung mußte stets der Delinquent niederknien und ein kurzes Gebet verrichten, um Gott für die Beleidigung um Verzeihung zu bitten und für die heilsame Bestrafung zu danken.«¹²⁹

Ein Schüler des Instituts war Anton Alexander Graf Auersperg (1806–1876). Er hatte zunächst einen kaiserlichen Stiftsplatz am Theresianum inne, wurde jedoch nach einer Reihe disziplinärer Vorkommnisse von der Schule entlassen.¹³⁰ Nach weniger als zwei Jahren wurde er auch von der Ingenieurakademie entlassen und daraufhin in das kürzlich eröffnete Institut Klinkowström geschickt. Anfangs scheinbar angepasst, las Auersperg verbotene Bücher, die ein Schulkollege für ihn aufbewahrt hatte, und gab heimlich eine

124 BLKÖ, Adam von Müller, Band 19 (1869), S. 324. Vick, Brian: *The Congress of Vienna. Power and politics after Napoleon*, Cambridge: Harvard University Press 2014, S. 103.

125 Scharmitzer, Dietmar: *Anastasius Grün (1806–1876). Leben und Werk*, Wien/Köln/Weimar: Böhlau 2010, S. 63f.

126 Wien Museum Inv.-Nr. 95772/9, <https://sammlung.wienmuseum.at/objekt/596501/> (30.01.2026).

127 Zum *Civil-Mädchen-Pensionat* siehe Kapitel 7.1.

128 Trauner, Karl Reinhard: *Liberalismus und österreichischer Protestantismus*, in: *Jahrbuch der Gesellschaft für die Geschichte des Protestantismus in Österreich*, Band 127/128 (2011/2012), S. 59–100, hier S. 87.

129 A. Klinkowström: *Klinkowström*, S. 354.

130 D. Scharmitzer: *Anastasius Grün*, S. 59f.

satirische Zeitung mit Karikaturen der Lehrer heraus. Dennoch beendete er seine Schullaufbahn als Jahrgangsbester.¹³¹ Auch jüdische Schüler besuchten das Institut, wohnten dem Religionsunterricht bei und konnten sich dem häufigen Gebet nicht entziehen.¹³² In diesem Zusammenhang soll erwähnt werden, dass Klinkowström als Taufpate eines seiner Schüler, des 16-jährigen Hermann Gross fungierte.¹³³ Am gleichen Tag wurde sein Bruder getauft, dessen Taufpate war Klinkowströms Schwager Joseph A. von Pilat.¹³⁴ Anders als Adam Müller, mit dem Klinkowström weiterhin in freundschaftlicher Verbindung stand, konnte Letzterer auf die Unterstützung des kaiserlichen Hofes zählen. Als seine Frau bei der Geburt ihres vierten Sohnes 1821 starb, erstattete die Kaiserin die Begräbniskosten, sodass dem Institut kein finanzieller Schaden entstand.¹³⁵ Bereits einige Monate vor dem Tod von Klinkowström im Jahr 1835 übernahm Wenzel Franz Haklik das Institut,¹³⁶ der am Institut von Joseph Blöchlinger (1788–1855) gearbeitet hatte. Haklik war allerdings nicht erfolgreich, vier Jahre später wurde das Gebäude versteigert und der Lehrer Johann Hermann eröffnete im Gebäude eine Knaben-Erziehungsanstalt.¹³⁷

Johann Hermann – Vom Sohn eines Tagelöhners zum Institutsinhaber

Der Nachlass des Privatschulinhabers Johann Hermann (1800–1890) mit Briefen von Bekannten, Kollegen und ehemaligen Schülern, Korrespondenz mit Verlagen, Manuskripten, Fotografien und weiteren Materialien ist eine Ausnahme im Hinblick auf die Archivüberlieferungen von Privatlehrer:innen. Deren Wirken muss in der Regel aus behördlichen und gedruckten Quellen wie Zeitungen nachvollzogen werden.¹³⁸

Mit der Erweiterung des Bildungsangebots gingen Überlegungen zur Verhinderung sozialer Mobilität einher. Während Kinder aus vermögenden Haushalten studieren sollten, sollten sich Kinder aus sozial schwächeren Familien anderweitig für den Staat nützlich machen.¹³⁹ Mehrere Verordnungen aus dem 18. Jahrhundert zeigen diese Tendenz.¹⁴⁰

Der Fall von Johann Hermann veranschaulicht, wie nicht nur der Beruf des Priesters, sondern auch der Beruf des Lehrers Möglichkeiten für Männer aus prekären Verhältnissen schuf. Hermann begann seine Laufbahn bereits 1815 als 15-jähriger Aushilfslehrer

131 Ebd., S. 69f.

132 Diese Vorgehensweise war im frühen 19. Jahrhundert durchaus üblich. Staudacher, Anna: Jüdische Konvertiten in Wien 1782–1868, Frankfurt a.M./Wien: Lang 2002, S. 263.

133 Ebd., S. 264.

134 Pilat gab im Auftrag von Metternich den Österreichischen Beobachter als Sprachrohr der Regierung heraus, auch Klinkowström arbeitete an der Zeitung mit. Zu den Familienbeziehungen von Beamten im Romantikerkreis siehe W. Heindl: Rebellen, S. 271.

135 A. Klinkowström: Klinkowström, S. 365.

136 Wiener Zeitung, 16.09.1834, S. 214.

137 Wiener Zeitung, 21.05.1839, S. 617.

138 ÖStA, AVA, Familienarchiv (FA) Hugelmann. Es liegt eine Biografie über den Schulinhaber vor, die hagiografisch anmutet. Der umfassende Bestand aus dem Familienarchiv Hugelmann wird darin nicht erwähnt. Mann, Erwin: Ein Leben für die Schule. Der katholische Reformpädagoge Johann Ritter von Hermann (1800–1890), Wien: LIT Verlag 2018.

139 J. V. H. Melton: Absolutism, S. 117–119.

140 Siehe Kapitel 1.2.

und schloss 1817 einen dreimonatigen Präparandenkurs in Pilsen/Plzeň mit hervorragenden Noten ab. Daraufhin wurde er als Gehilfe an eine Trivialschule empfohlen,¹⁴¹ bevor er die Hauptschule der Piaristen in Prag/Praha besuchte, die er 1821 erfolgreich absolvierte. Hermanns Mutter war früh gestorben und sein Vater arbeitete als Tagelöhner.¹⁴² Aufgrund seiner schulischen Erfolge wurde er von einem seiner Professoren für ein Stipendium vorgeschlagen, das es ihm ermöglichte, am Prager Gymnasium zu lernen.

»Er gibt die Hoffnung, daß aus ihm ein sehr brauchbarer, geschickter und eifriger Priester, oder Beamter gebildet werden wird. Seine Armut ist jedoch so groß, daß er ohne Unterstützung seine Studien nicht fortsetzen kann, [...]«¹⁴³

Einige Jahre später verfasste derselbe Professor, Joseph Ottenberger, Doktor der Philosophie und Vize-Syndikus der Universität Prag, ein hervorragendes Empfehlungsschreiben, in dem er betonte, dass Hermann auch seine eigenen Söhne unterrichtet habe. Egal, wo er den Lehrer empfohlen habe, alle hätten ihre vollste Zufriedenheit ausgedrückt.¹⁴⁴ Drei Jahre lang studierte Hermann an der juristischen Fakultät in Prag, bevor er für das vierte Jahr nach Wien übersiedelte, wo er die Erziehung der Enkel von Amalie Baronin Levetzow, geb. Baronin Brösigke (1788–1868), übernahm. Als diese 1835 Wien verließen, beschloss Hermann, zu bleiben.¹⁴⁵ Die mehrjährige Tätigkeit als Erzieher des ältesten Sohnes von Heinrich Graf Hoyos-Sprinzenstein (1804–1854) und der Abschluss des Studiums der Erziehungskunde an der Universität Wien ermöglichte Johann Hermann schließlich die Eröffnung einer Privatschule.

»Indem Herr Herrmann nunmehr sich einer anderen Bestimmung zuwendet, muß ich nur bedauern, daß diese Zeilen die gewöhnliche und beinahe ausschließliche Form sind, womit ich die Anerkennung seiner ausgezeichneten Eigenschaften und meine Dankbarkeit für das Gute, was er in jeder Beziehung in seinen Pflegebefohlenen, moralisch und intellectuell vorbereitet, erweckt und erteilt hat, aussprechen kann.«¹⁴⁶

Heinrich Graf Hoyos verfasste eine ausführliche Darstellung der Unterrichtsmethode Hermanns, mit der dieser möglichst breites Wissen vermittelte. Die Bedeutung der Schulbildung für den Staat wurde von Hoyos mit dem Nebensatz hervorgehoben: »und füge als Vater und Staatsbürger nur den Wunsch bei, es möchten recht viele Kinder seiner Leitung anvertraut werden, noch mehr aber durch Anwendung seiner Unterrichtsmethode mit Lust und Leichtigkeit die Bahn der Wissenschaften beginnen.«¹⁴⁷

Johann Hermann eröffnete im Alter von 39 Jahren sein Institut in der Alservorstadt. Die einzige ungeschriebene Voraussetzung, die ihm für seine Tätigkeit als Privatschul-

141 ÖStA, FA Hugelmann, 1.1.13, Johann Hermann Zeugnisse.

142 Ein Tagelöhner war eine Person, die kurzfristig und meist saisonal für einen Lohn pro Arbeitstag beschäftigt wurde, beispielsweise in der Landwirtschaft oder am Bau.

143 ÖStA, FA Hugelmann, 1.1.13, Empfehlung von Joseph Ottenberger, Prag am 13.07.1825.

144 Ebd., Empfehlung von Joseph Ottenberger, Prag am 28.08.1832.

145 Ebd., Empfehlung von Amalie Baronin Levetzow, Prag am 23.03.1839.

146 Ebd., Empfehlungsschreiben von Heinrich Graf Hoyos-Sprinzenstein, Wien am 19.04.1839.

147 Ebd.

inhaber fehlte, war die Ehe. Ein Freund empfahl ihm die Ehe mit einer Lehrerin, die am Civil-Mädchen-Pensionat, in Gehdistanz von Hermanns Institut, arbeitete:

»Sie hat sich von Jugend auf mit dem Unterricht beschäftigt, und ist also eine Schulmeisterin, wie Sie ein Schulmeister sind. Ehe sie die Stelle in Hernals erhielt, war sie hier in manchen Häusern, u. hat überall den besten Nahmen hinterlassen. Sie spricht mehrere Sprachen, versteht alle weiblichen Beschäftigungen, u. aus ihren Augen sieht ein Muth und eine Zuversicht, die erwarten läßt, daß sie auch einem größeren Hause mit Ehren vorstehen würde.«¹⁴⁸

In diesem Zitat wird ein wichtiger Aspekt angesprochen: die strategische Überlegung, eine Lehrerin zu heiraten, die geschlechterspezifische Erwartungen erfüllen würde. Mut und Zuversicht waren Eigenschaften, die für ein neues Unternehmen notwendig waren. Im Frühling 1840 heiratete Hermann Juliane Eleonore Kalmann (1815–1875). Wie es in Erziehungsanstalten für Mädchen üblich war, zur Institutsinhaberin ein Mutter-Tochter-Verhältnis zu etablieren, so scheinen Hermanns Zöglinge ihn »Vater« genannt zu haben, da er von ehemaligen Zöglingen in Briefen stets als »Vater Hermann« titulierte wurde. Die Knaben, die Hermanns Schule besuchten, waren durchwegs aus wohlhabenden Verhältnissen, weshalb der Französisch-Unterricht ein wichtiges Fach war. Hermann stellte zunächst den Franzosen August Dupré an, erhielt allerdings bereits im April 1840 die Weisung der Schulbehörde, dass er den Lehrer kündigen müsse, da Dupré »als Akatholik, und in moralischer Rücksicht nicht eben im besten Rufe stehend, an dieser Anstalt nicht mehr belassen werden kann.«¹⁴⁹

In den Tafeln zur Statistik der österreichischen Monarchie sind für 1840 acht Privat-Lehr- und Erziehungsanstalten für die männliche Jugend in Wien verzeichnet.¹⁵⁰ Die Vielzahl an Schulen gestaltete die Etablierung eines neuen Instituts schwierig. Ein Brief von Hermanns Freund und Lehrerkollegen Franz Günther im Mai 1840 zeigt, wie dieser versuchte für Hermann zu intervenieren. Günther war bei einer nicht näher bezeichneten adeligen Familie beschäftigt und hatte durch diese Tätigkeit Zugang zu Adelskreisen. Er zeigte sich entrüstet darüber, dass Graf Kálnoky seine drei Söhne in das Institut von Wenzel Hocke auf der Landstraßer Hauptstraße (zuvor am Minoritenplatz, ab 1845 in der Alservorstadt) geben wollte, dessen Standort ebenfalls von Vasquez verewigt worden war. Hocke hatte sein Institut 1830 eröffnet. Günther war empört darüber, »daß er sein Zutrauen nicht Ihnen, den er doch von Hoyos aus kennen mußte, schenken wolle.«¹⁵¹ Er sprach beim Grafen Schaffgotsch vor, der seinen Sohn in ein Institut nach Wien geben

148 ÖStA, FA Hugelmann, 1.1.14a, Mappe Schneider, Schneider an Hermann, o.O. am 02.08.1839.

149 ÖStA, FA Hugelmann, 1.1.14a, Mappe Verschiedenes, Nachricht des Fürsterzbischöflichen Konsistoriums vom 13.05.1840.

150 Weitere Schulen befanden sich in Triest (2), Görz (1) und Prag (1). Privatschulen für Knaben, in denen lediglich Elementar-Unterricht angeboten wurde, befanden sich in Triest (10), Rovigno (1), Görz (1), Lussin piccolo (5), Lussin grande (1), Prag (5), der Lombardei (211) und den venezianischen Provinzen (201). Für Mädchen gab es zu diesem Zeitpunkt elf Lehr- und Erziehungsinstitute in Wien. Direktion der administrativen Statistik (Hg.), Tafeln zur Statistik der Österreichischen Monarchie, Wien 1840, S. 475.

151 ÖStA, FA Hugelmann, 1.1.14a, Mappe Günther, Franz Günther an Johann Hermann, o.O. am 29.05.1840.

wollte. Während der Vater des Knaben keine Einwände gegen Hermann hatte, schilderte Günther, dass die Mutter dieselben Bedenken wie der Graf Kálnocky hegte, der argumentiert hatte, dass Hermanns Institut noch jung sei

»und man keine Bürgschaft für ihr Fortbestehen habe. Ich sagte: Wenn Alle so dächten, müßte der gute Herrmann [sic] freilich sein Unternehmen aufgeben; aber gerade dadurch sichert man die Existenz seines Instituts, daß man den Muth hat, einem tüchtigen Mann von Kenntnißen, Erfahrung und Character als der Herrmann allgemein bekannt ist, seine Kinder auch schon in der ersten Periode anzuvertrauen.«¹⁵²

Bereits 1835 begann Hermann pädagogische Schriften zu veröffentlichen. Auf das Methodenbuch *Wie ich meine Zöglinge lesen gelehrt*¹⁵³ folgten weitere Lehrwerke. Hermann betonte die Notwendigkeit von Bewegung, die das konzentrierte Sitzen im Unterricht regelmäßig auflockern sollte. Ein fachlicher Brief-Austausch mit seinem Kollegen Johann Morgenbesser wurde über mehrere Monate hinweg im in Prag erschienenen *Jahrbuch für Lehrer, Eltern und Erzieher* abgedruckt. Darin führte Hermann seine Überlegungen zur körperlichen Züchtigung aus. Diese waren von anderer Konzeption als die im Institut Klinkowström gelebte Praxis:

»So groß auch das Ansehen der Erzieher sei, welche in einem oder dem andern, oder in allen diesen Fällen körperliche Strafe zulassen oder wohl gar anrathen, so kann ich mich doch in keinem mit ihnen vereinigen. Erstlich läugne ich durchaus, daß es Kinder gebe, die nur durch Strenge, d.h. nie mit Güte behandelt sein wollen; weil ihr Gefühl ihre Eigenliebe ganz erstorben sein müßte, was, so lang der Mensch lebt nicht möglich ist. Daher geht auch die zweite Hälfte der Behauptung: es sei durch Güte nichts aus manchen Kinde zu machen, in das Gegentheil über. Es mag sein, daß man zuweilen auf ein Kind trifft, das, überzeugt von der Güte und Langmuth des Lehrers, auf diese Tugenden hinsündigt; aber selbst ein solches Kind würd ich durch fortgesetzte und verdoppelte Beweise meiner Liebe zu überwinden suchen. [...] Mir thut es weh, ein Thier schlagen zu sehen, und ich sollte ein Kind, dessen Lehrer jeder Tugend ich sein soll, so niedrig, so hartherzig behandeln? Wenn ich zu den Schlägen seiner Aeltern noch die meinen fügte, würd ich es bessern? Wenn Schläge das rechte Mittel gewesen wären, müßte es bei so häufiger Anwendung derselben ja schon gut geworden sein. Und wenn ich nun das Schlagen an ihm fortsetze, wenn ich es kein besseres, edleres Mittel erfahren lasse: wird es einstens, Vater oder Mutter geworden, nicht eben so roh auf sein Kind zuschlagen, als es in seiner Jugend selbst geschlagen wurde? Soll aber diese Rohheit in dem Volke fortdauern? gewiß nicht!«¹⁵⁴

152 Ebd.

153 Hermann, Johann: *Wie ich meine Zöglinge lesen gelehrt nebst meinem Rath an den Musiklehrer*, Wien: Grund 1835.

154 Brief von Johann Hermann an Morgenbesser, in: Ignaz Jaksch (Hg.), *Jahrbuch für Lehrer, Eltern und Erzieher*, Sechster Jahrgang, Prag 1839, S. 116–118. ÖStA, AVA, FA Hugelmann, 6.VII., Johann Hermann, Briefe des alten Lehrers Hermann an den jungen Lehrer Morgenbesser. Literarischer Briefwechsel, Erstlingswerk, erschienen im *Jahrbuch für Lehrer, Aeltern und Erzieher*, 1838–1853.

In der *Politischen Verfassung der deutschen Schulen* wurde die körperliche Züchtigung zwar nicht verboten, doch sollten exzessive Strafen, die zu körperlichen Schäden führen konnten, vermieden werden. Sollte eine derart exzessive Strafe ausgeübt worden sein, drohte ein Freiheitsentzug von drei Tagen bis zu einem Monat. Erst bei wiederholten Verstößen dieser Art kam es zu einem Entzug der Lehrbefugnis.¹⁵⁵ Andere Formen von Gewalt waren das Abschneiden der Haare, das als Disziplinierungsmaßnahme an Mädchenschulen um 1800 gegen Eitelkeit erwähnt wird.¹⁵⁶ Vor diesem Hintergrund ist Hermanns Plädoyer für einen züchtigungsfreien Unterricht äußerst weitblickend. Die Auswahl der Schule seitens der Eltern wurde neben anderen Faktoren möglicherweise auch von deren Einstellung zur körperlichen Züchtigung beeinflusst.

Hermann leitete seine Schule bis zum Jahr 1848, als ihm vom neu gegründeten Bildungsministerium angeboten wurde, Schulinspektor in der Steiermark zu werden, wo seine Ehefrau Familie hatte. Während dieser Tätigkeit verursachte das viele Reisen Hermann allerdings gesundheitliche Schwierigkeiten. Er übersiedelte mit seiner Familie wieder nach Wien und eröffnete 1854 abermals eine Lehr- und Erziehungsanstalt, die er bis 1858 leitete. Finanziell gestaltete sich das Unterfangen in den 1850er-Jahren schwieriger. Er betonte in seinem Erziehungsprogramm die katholische Erziehung der Knaben, hatte auf dem Gelände eigens eine Hauskapelle errichten lassen und nahm ausdrücklich nur katholische Knaben auf.¹⁵⁷ Das kann auch als ein Versuch gesehen werden, das Vertrauen jener Eltern zu gewinnen, die es nicht gerne sahen, wenn ihre Söhne gemeinsam mit Kindern anderer Konfessionen unterrichtet wurden. Ein Ansuchen um Genehmigung der Aufnahme von zwei Knaben jüdischer Herkunft im Jahr 1857 macht deutlich, dass Hermann sich nur in absoluten Ausnahmefällen, die vor allem auf materiellen Überlegungen basierten, dazu »herbeilassen« wollte, jüdische Knaben aufzunehmen:

»Ich sagte ihr [der Witwe eines jüdischen Juweliers, Anm. WS], dass ich einen solchen Fall in meinem früheren Institute nie statuiert habe, dass ich mich aber, weil die materiellen Verhältnisse jetzt gar so drückend sind, dazu herbeilassen würde, wenn vorzüglich meine geistlichen Behörden mir die Aufnahme gestatteten.«¹⁵⁸

Auf Betreiben des Unterrichtsministers Leo Thun-Hohenstein (1811–1888) wurde Hermann die Leitung einer vierklassigen Privathauptschule angetragen, die Knaben wohlhabender Eltern auf den weiteren Bildungsweg vorbereiten sollte. Die Schule erhielt ein Jahr später das Öffentlichkeitsrecht verliehen, also das Recht zur Ausstellung gültiger Hauptschulzeugnisse. Jahresberichte des in der großen Schulstraße 823 (heute Schulerstraße 20) gelegenen Instituts, für das eine Gräfin ihre Privatwohnung zur Verfügung stellte, verdeutlichen das Geschick Hermanns, sich öffentlichkeitswirksam zu positionieren. Für jeden Monat waren bestimmte Lernziele nach Klassenstufe vorgesehen. Besonderes Augenmerk wurde auf praktische Kenntnisse im Handwerk sowie auf Kalkula-

155 PSchV 1807, Abschnitt XI, § 35.

156 F. Macerata: *Eigenschaften*, S. 20.

157 Das geht aus einem Brief seines Freundes Franz Günther hervor. ÖStA, AVA, FA Hugelmann, 1.1.14a, Mappe Günther, Franz Günther an Johann Hermann, Brünn am 08.09.1841.

158 DAW, Schulamtsakten, Mappe 124/8, Johann Hermann.

tionen und das Auswendiglernen und Wiedergeben von Gedichten und anderen Textstellen gelegt. Auch gab es Lehrgänge zu Ausstellungen und Fabriken, wie der Lampenfabrik von Karl Rudolf Ditmar (1818–1895) auf der Erdberger Hauptstraße.¹⁵⁹ Zur Konzentration auf wohlhabende Zöglinge schrieb Hermann im Jahresbericht 1859/60:

»Obschon öffentlich, kann sie aber doch nicht für jeden Schüler zugänglich sein, weil sie nach der Absicht des Gründers nicht für Kinder der untersten Volksklasse, sondern für jene der höhern [sic] Stände und für Familien bestimmt ist, die nicht in der Lage sind, geeignete Hofmeister oder tüchtige Hauslehrer für mehrere Stunden täglich zu finden oder halten zu können, die aber gleichwohl das dringende Bedürfnis fühlen, ihre Knaben regel- und schulmäßig unterrichtet und beschäftigt zu sehen, ohne sie den Einflüssen einer überfüllten Schule auszusetzen.«¹⁶⁰

In Hermanns Nachlass wird ein Netzwerk von Lehrpersonen und Institutsinhabern sichtbar, das einen beruflichen Austausch belegt. Ob ein ähnlicher Austausch mit und unter Lehrerinnen im frühen 19. Jahrhundert stattgefunden hat, ist fraglich. Nachlässe, die darüber Auskunft geben würden, sind nicht überliefert. Allein das Fehlen einer mehrjährigen weiterführenden Ausbildung dürfte den Aufbau eines solchen Netzwerks erschwert haben. Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts dürften Frauen, die Privatschulen gründeten, vor allem auf verwandtschaftliche und nachbarschaftliche Netzwerke sowie Empfehlung von früheren Arbeitgeber:innen zurückgegriffen haben, um ihre Projekte zu verwirklichen. Ein professioneller Austausch ist am ehesten über Schülerinnen-Lehrerinnen-Verhältnisse denkbar, durch die eine Vorbildwirkung gegeben war.

Netzwerke

Die Skizzierung des Werdegangs einer Bekannten von Johann Hermann am Ende dieses Abschnitts zeigt die Möglichkeiten auf, die sich Frauen im Bildungsbereich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erkämpften – unterstützt von gleichgesinnten männlichen Kollegen. Dabei wird zudem die Rolle von Privatschulinhaberinnen im Kampf um Bildungschancen für Mädchen angedeutet.

159 Ebd., S. 40.

160 Hermann, Johann: Jahresbericht der öffentlichen Knaben-Hauptschule des k. k. Schulrathes Hermann in der innern Stadt Wien (große Schulstraße 823) für das Schuljahr 1859/60, Wien 1860, S. 2.

Abb. 5: Marie van Demerghe, fotografiert von Heinrich Harmsen/Wien.



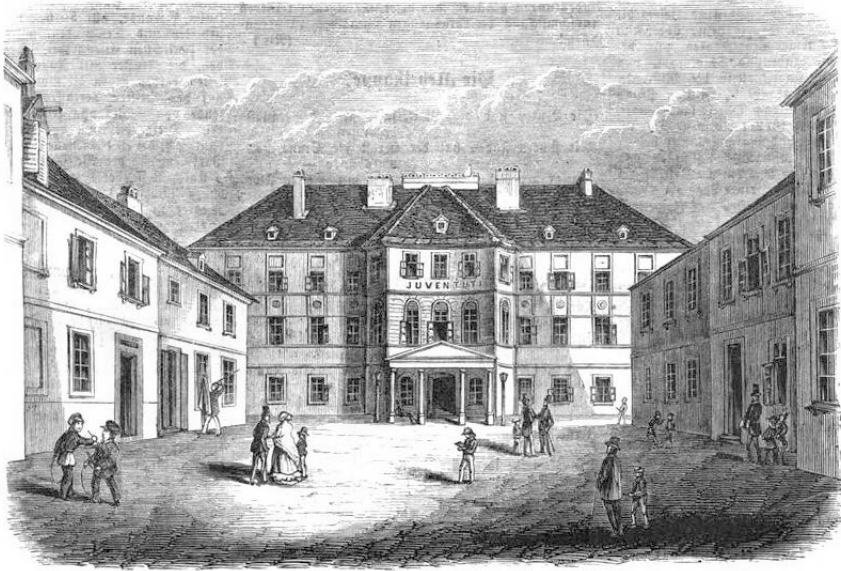
Quelle: ÖStA, AVA, FA Hugelmann, 3.III B.3, Johann Hermann, Bilder, Fotos 1838–1961.

Im Nachlass von Johann Hermann wird der hohe Grad an Vernetzung von männlichen Lehrpersonen aufgrund ihres gemeinsamen Ausbildungsweges erkennbar. Inwieweit Institutsinhaber:innen und Lehrer:innen in Wien untereinander vernetzt waren, bleibt eine offene Frage. Ein gewisser Grad an Vernetzung war durch männliche Lehrer gegeben, die oft an mehreren Instituten unterrichteten. In Hermanns Nachlass befindet sich in einem »Carte-de-Visite-Album« ein Foto von Marie van Demerghe.¹⁶¹ Mutter

161 Baumgartner, Tanja: Ein Fotoalbum im 19. Jahrhundert – eine Zeitreise durch Wiener Ateliers. Habsmon-Blog: Die Habsburgermonarchie. <https://doi.org/10.58079/1295v> vom 09.11.2025.

und Tochter trugen denselben Namen, es ist unklar, um welche der beiden Frauen es sich handelt. Marie Würth (1816–1868) hatte 1849 das Mädchen-Lehr- und Erziehungs-institut ihrer Schwester Elise übernommen. Sie heiratete 1851 den Französischlehrer des Instituts, Emanuel van Demergel, der am Theresianum unterrichtete und am Knaben-Institut von Johann Schubert tätig war, das sich in der Nähe des Instituts seiner Frau Marie befand.¹⁶²

Abb. 6: Schubert'sche Knaben-Lehr und Erziehungs-Institut in Wien in der Vorstadt Landstraße.



Quelle: ANNO/ÖNB, Oesterreichische Illustrierte [sic] Zeitung, 10.10.1853, S. 956.

Zwei Jahre später kam ihre Tochter Marie zur Welt. Zu diesem Zeitpunkt zählte das Institut 19 Schülerinnen.¹⁶³ Im Alltag wurde am Institut Französisch gesprochen. Als Unterrichtsfächer sind neben der französischen Sprache gelistet: Religion, deutsche Sprache, andere moderne Sprachen, Geografie, Geschichte, Rechnen, Physik, Botanik, Ästhetik, Musik, Choralgesang, Zeichnen, Malen, weibliche Arbeiten und Tanzen.¹⁶⁴

162 Der Humorist, 02.09.1848, S. 866. Einer der Trauzeugen des Paares war Ludwig Wilhelm Lefèvre, dessen Frau Delphine ein Mädchen-Lehr und Erziehungsinstitut in der Alservorstadt leitete. Siehe Kapitel 7.1.

163 DAW, Schulamtsakten 277/1/3a, Übersicht der mit hohem Regierungs-Dekreten bestehenden Erziehungsanstalten für das Schuljahr 1853/54.

164 Wiener Zeitung, 01.08.1852, S. 2118.

Abb. 7: Lehr- und Erziehungsanstalt Van Demergel im d'Orsaypalast in Erdberg.

**Lehrgegenstände :**

Religion.
 Deutsche Sprache.
 Französische Sprache.
 Andere moderne Sprachen.
 Geographie.
 Geschichte.
 Rechnen.
 Physik.
 Botanik.
 Aesthetik.
 Musik.
 Choralgesang.
 Zeichnen.
 Malen.
 Weibliche Arbeiten.
 Tänze.

Der Lehrgang umfaßt 4 Abtheilungen.

Quelle: ANNO/ÖNB, Wiener Zeitung, 01.08.1852, S. 2118.

Nach dem Tod von Marie van Demergel im Jahr 1868 wurde ihre Schwester Elise von Phillisdorf für kurze Zeit Leiterin der Schule.¹⁶⁵ Diese starb jedoch bereits drei Jahre später. Marie van Demergel übernahm als 17-jährige mit einer Sondergenehmigung das ehemalige Institut ihrer Mutter. Als der Lehrer Ulrich Hans Boßhardt, den sie 1882 heiratete, am Institut zu unterrichten begann, war Demergel 20 Jahre alt, das Institut zählte zu diesem Zeitpunkt siebzig Schülerinnen.¹⁶⁶ Nach ihrer Heirat schloss sie das Institut. Als Mitbegründerin und spätere Präsidentin des 1888 gegründeten *Vereins für erweiterte Frauenbildung* gelang es ihr mit ihren Mitstreiter:innen, »ein privates (humanistisches) Mädchengymnasium zu errichten, das jedoch nur den Namen »gymnasiale Mädchenschule« tragen durfte.«¹⁶⁷

Mit dem Reichsvolksschulgesetz 1869 begann ein neues Kapitel in der Ausbildung von Lehrerinnen. Das hatte die Bildung von Berufsvereinen zur Folge, die eine Vernetzung der Lehrerinnen ermöglichten. 1870 wurde der *Verein der Lehrerinnen und Erzieherinnen Österreichs* gegründet, dessen erste Vorsteherin die Mädchen-Institutsinhaberin Amalie Erxleben war,¹⁶⁸ gefolgt von Marie Ficker, die ebenfalls eine Mädchen Lehr- und Erziehungsanstalt leitete.¹⁶⁹ Diese Vereinsgründungen von Lehrerinnen waren ein Zeichen für das veränderte berufliche Verständnis und die Bedeutung von Beziehungsnetzwerken in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

165 Fremden-Blatt, 09.08.1868, S. 21.

166 Neues Wiener Journal, 30.11.1901, S. 1.

167 Simon, Gertrud: Vom ersten privaten »Mädchenlyceum« zum Realgymnasium Das Grazer Mädchenlyceum (1873–1927) im Kontext gesamtösterreichischer Debatten und Entwicklungen, in: Alois Kernbauer (Hg.), *Frauenstudium und Frauenkarrieren an der Universität Graz*, Graz 1996, S. 7–17, hier S. 12.

168 Erxleben hatte ihr Institut 1867 eröffnet. Fremden-Blatt, 21.02.1867, S. 20.

169 Fremden-Blatt, 28.09.1870, S. 15.

Die Veränderungen im Bildungswesen des 19. Jahrhunderts sind an den Bildungswegen und -zielen der Institutsinhaber:innen erkennbar. Sie verdeutlichen das Zusammenspiel von Geschlecht, sozialer Herkunft und Religion. Während männliche Lehrer von ihrer Geschlechtszugehörigkeit profitierten und durch geeignete Stipendien soziale Mobilität erlangen konnten, waren die Möglichkeiten für Frauen, in das Bildungswesen einzutreten, eng an ihre soziale Herkunft gebunden. Die Angst vor einer »Verbildung« hatte zur Folge, dass Mädchen und Frauen bewusst nur wenig Wissen vermittelt wurde. Gleichzeitig wurde ihnen ein Mangel an Wissen vorgeworfen. Das Bildungsziel bestand darin, Frauen aus wohlhabenden Kreisen so zu erziehen, dass sie ihre Bestimmung als Hausfrau und Mutter im Einklang mit geschlechterspezifischen Normen erfüllen konnten. Erst in den 1840er-Jahren wurde eine fundiertere Ausbildung für Lehrerinnen angeboten.

Die nur langsam erfolgende Verberuflichung führte dazu, dass Lehrerinnen nur eingeschränkt ein professionelles Selbstverständnis entwickeln konnten, um ihr Wissen in Form von Publikationen weiterzugeben oder in einen fachlichen Austausch zu treten. Während einige Institutsinhaber auf Basis ihres formalen Ausbildungsweges ganz selbstverständlich publizierten, da ihnen aufgrund ihres Geschlechts ohnehin die nötige Expertise zugeschrieben wurde, war die Aneignung von Fachkenntnissen bei Frauen in größerem Maß von ihrer sozialen Herkunft abhängig und nur über den Weg als Privaterzieherin möglich. Der Fall von Barbara Netuschil zeigt, dass ihre jahrelange Expertise als Lehrerin und Gouvernante nur im Lehrbuch über *Philippine und ihre Hofmeisterin* sichtbar werden konnte. Ihre anderen Publikationen erschienen unter dem Namen ihres Ehemannes.

Auch die Verhandlungen im Fall von Flora Unger belegen, wie verschiedene Aspekte wie Geschlecht, Religion und soziale Herkunft zusammenwirkten. Vor 1848 gab es keine Privatschule für jüdische Knaben in Wien. Für die Eröffnung einer Mädchenschule wurde hingegen die Erlaubnis erteilt, da der Wert der Erziehung von Mädchen zu tugendhaften Müttern anerkannt wurde und wohlhabende Eltern ihre Töchter ohnehin oft zur Ausbildung in die Residenzstadt schickten. Wie andere Institutsinhaber:innen musste Unger betonen, dass sie nicht aus Eigennutz handle. Gleichzeitig war ihr Streben nach der Toleranzgenehmigung zum eigenen Nutzen und sprengte zudem geschlechterspezifische Vorstellungen, da es Frauen verboten war, die Toleranz für ihre Familie zu beantragen. Dass die Eröffnung einer Schule zum Zweck der Erlangung der Toleranz legitim sei, stellte die Vereinigte Hofkanzlei schließlich nüchtern fest und sprach sich für eine Genehmigung aus.

Die vorgestellten Knabenschulen belegen den Einfluss des Wiener Hofes auf die Projekte zur Knabenerziehung. In Perchtoldsdorf betrieb Wenzel Bernhard Heeger eine Schule, die von Joseph II. als Bildungsexperiment und aufklärerische Alternative zur Ordenserziehung gefördert wurde. Nach dem Tod des Kaisers war der Enthusiasmus für das Schulprojekt jedoch abgeklungen. Im frühen 19. Jahrhundert bemühten sich Mitglieder des Romantikerkreises in Wien um Clemens Maria Hofbauer um Einfluss auf die Erziehung von Knaben aus gut situierten Familien. Dieses Vorhaben fand schließlich seine konkrete Umsetzung mit der Eröffnung des Instituts Klinkowström. Im Gebäude

dieses Instituts eröffnete Johann Hermann 1839 eine Knaben-Erziehungsanstalt, die in vielerlei Hinsicht ein reformpädagogisches Programm verfolgte. Auch in diesem Institut war die Vermittlung katholischer Frömmigkeit zentral. Der Werdegang des Schulinspektors Hermann verdeutlicht, wie neben dem Priesterberuf, die Berufswahl des Lehrers soziale Mobilität ermöglichte. Hermann arbeitete als Lehrer, Institutsinhaber, Schulinspektor und schließlich als Leiter einer exklusiven, von Regierungsbeamten geförderten, Privatschule. Aus der eindringlichen Empfehlung von Heinrich Graf Hoyos geht deutlich hervor, was Helmut Engelbrecht mit der sozialgeschichtlichen Bedeutung der Position von Privatlehrern betonte, da »jungen Universitätsabgängern – auch aus niedrigen Schichten – auf diese Weise die Möglichkeit geboten wurde, nicht nur beachtenswerten Einfluß auf die Erziehung des Adels zu nehmen, sondern sich selbst dabei in das Beziehungsnetz der Herrschaftswelt einzubinden.«¹⁷⁰ Diese »Einbindung« zeigt sich etwa am Versuch von Hermanns Freund, Franz Günther, ein gutes Wort für Hermanns Institut in Wien einzulegen. Mit der Tätigkeit bei der gräflichen Familie Hoyos machte Johann Hermann anfangs öffentlich Werbung für sein Institut, indem er sich als »Joh. Hermann, vormals Erzieher des Grafen Hoyos«¹⁷¹ auswies.

Der Bildungsmarkt bot jungen Männern, selbst aus mittellosen Schichten, die Chance, sich in ein Netzwerk einzubinden, das ihnen Möglichkeiten eröffnete, von denen Frauen bis ins späte 19. Jahrhundert ausgeschlossen waren. Zudem waren Frauen häufig mit gesellschaftlichen Vorurteilen und Diskriminierungen konfrontiert, die ihre Möglichkeiten enorm einschränkten. Dennoch bot der Bildungssektor Chancen, die in anderen Bereichen nicht vorhanden waren – vorausgesetzt, die soziale Herkunft entsprach dem angestrebten Schultyp. Über die Arbeit als Gouvernante konnte es Frauen mitunter gelingen, bis zur Inhaberin von Mädchenschulen aufzusteigen.¹⁷²

Im frühen 19. Jahrhundert waren Institutsinhaber:innen in der Regel verheiratet oder verwitwet. In den Biografien vieler Männer und Frauen, die Schulen leiteten, finden sich Ehen mit Personen aus dem pädagogischen Berufsfeld. Aus dem Nachlass von Johann Hermann geht hervor, dass er eine Ehe mit einer Lehrerin als förderlich für das Gelingen seines Instituts betrachtete. Frauen lebten zudem ihr Bildungsziel vor, da sie ihre Zöglinge auf den Ehestand vorbereiteten. Dies war ein deutlicher Unterschied zu den Bildungszielen, die sich ihre männlichen Kollegen setzen durften. Diese begleiteten ihre Zöglinge vielfach bis zur Universitätsreife. Gleichzeitig unterrichteten oft dieselben Lehrer an Privat-Knaben- und Privat-Mädchen-Erziehungsinstituten und vermittelten möglicherweise ähnliche Inhalte. Letztlich waren die Inhalte und die Qualität des Unterrichts vom individuellen Engagement abhängig, sowie davon, wie sehr es dem katholischen Klerus gelang, in schulische Abläufe und Inhalte einzugreifen.

170 H. Engelbrecht: Geschichte Band 3, S. 289.

171 Werbung für das Hermann'sche Institut, in: Ignaz Jaksch (Hg.), Jahrbuch für Lehrer, Eltern und Erzieher, Siebenter Jahrgang, Prag 1840, S. 227–230.

172 Ein Beispiel dafür ist die Tochter eines Glasermeisters, Anna Werner (1810–1892), die 1842 eine Mädchenschule eröffnete und 1850 einen Hof- und Gerichts-Advokaten heiratete. TM (Taufmatrize) Alservorstadtpfarre, 15.08.1850, Anna Werner und Sigmund Franz Wehli, Doctor der Rechte, Hof- und Gerichts-Advokat.

4. Hausfrauenbildung

Mit der Zunahme der außerhäuslichen Lohnarbeit wurde die geschlechtsspezifische Rollenverteilung in getrennten Sphären zum Ideal erhoben: Die Frau versorgte den Haushalt, während der Mann einer außerhäuslichen Beschäftigung nachging.¹ Damit verbunden wurde die Arbeit der Hausfrau im 19. Jahrhundert pädagogisiert. Es entstand eine umfassende Ratgeberliteratur. Ein Beispiel ist das 1822 von Magdalena Lichtenegger publizierte Buch *Die aufgeklärte Wiener Hausfrau*,² das umfassende Anleitungen und Ratschläge für alltägliche Aufgaben im Haushalt, darunter Kochen, Konservieren, Wäschepflege sowie die Instandhaltung von Kleidung und Möbeln bietet. Die Belehrung von Hausfrauen trug dazu bei, eine Rollenverteilung festzuschreiben, die Frauen alleine für die Gesundheit und den Erfolg des Familienlebens verantwortlich machte. Die Hausfrauenarbeit wurde zur Berufung erhoben, obwohl viele »Hausfrauen« selbst einer Erwerbstätigkeit nachgingen oder an »Schattenökonomien« teilhatten. Mit der Gründung eines Hausfrauenbildungsinstituts im Jahr 1832 folgte Therese von Dreger dem Trend zur Verwissenschaftlichung der Kindererziehung und Hauswirtschaft, an dem Frauen aus Adel und Bürgertum aktiv teil hatten.³ Dieses Kapitel handelt von diesem Institut. Die Bildungsinhalte der Schule und das Marketing spiegeln die Veränderung des Verständnisses von der »Hausfrau« und der »Hausarbeit« wider. Bereits im Gründungsjahr der Schule äußerten sich die Printmedien positiv über die Idee. Die Zeitschrift *Feyerstunden* stellte fest, dass die Bildung von Hausfrauen und »Hauswirthinnen« der »eigentliche[n] Beruf des anderen Geschlechts«⁴ sei.

-
- 1 Mittendorfer, Konstanze: *Biedermeier oder: das Glück im Haus. Bauen und Wohnen in Wien und Berlin 1800–1850*, Wien: Verlag für Gesellschaftskritik 1991, S. 24f.
 - 2 Lichtenegger, Magdalena: *Die aufgeklärte Wiener-Hausfrau: in der Küche, in dem Keller, in der Speisekammer, beym Waschen, Bleichen, Brotbacken und Brantweinbrennen, beym Aufbewahren des Fleisches*, Wien: Tandler und Manstein 1822.
 - 3 Vergleichbar sind schulische Schwerpunkte im Bereich der *home economics* gegen Ende des 19. Jahrhunderts in Großbritannien. Carpenter, Katie: *Educating the scientific housewife: the conceptualisation of housework in English girls' day schools, 1870–1914*, in: *Paedagogica Historica* 59/4 (2023), S. 611–629.
 - 4 *Feyerstunden*, 07.09.1832, S. 1176.

4.1 Arbeitspaare im Bildungsbereich

Die Historikerin Heide Wunder prägte für die Frühe Neuzeit das Konzept des Arbeitspaares, das das Erwirtschaften einer Lebensgrundlage im Rahmen des Zusammenlebens im gemeinsamen Haushalt, in dem die sogenannte Hausmutter gemeinsam mit dem Hausvater eine existenzsichernde Rolle einnahm, herausarbeitet. Für frühneuzeitliche Obrigkeiten stellte die Ehe als grundlegende gesellschaftliche Institution eine von Gott gegebene Ordnung dar, die gesellschaftliche Verantwortung mit der Gründung eines Haushalts assoziierte.⁵ Die spezifischen, aufeinander abgestimmten Arbeitsrollen waren von sozialen Normen und gemeinsamen Verpflichtungen geprägt. In diesem Zusammenhang weist Wunder darauf hin, dass Geschlechterungleichheiten gesellschaftlich zwar eine wesentliche Rolle spielten, man jedoch nicht pauschal von einer allgemeinen Unterordnung der Frauen gegenüber übermächtigen Hausvätern ausgehen sollte. Gleichzeitig ist es nicht sinnvoll von in steter Eintracht miteinander arbeitenden Paaren auszugehen, wie der Begriff auch suggerieren könnte. Die Historikerin Margareth Lanzinger erachtet eine Verwendung des Begriffs bis ins 20. Jahrhundert in gewissen Kontexten als sinnvoll und weist darauf hin, wie sehr im 19. Jahrhundert Aufwand betrieben wurde, um die Arbeit von Frauen zu verschleiern.⁶

Zudem muss die Bewertung von »Familie« durch die Obrigkeiten in der Frühen Neuzeit und der Behörden im frühen 19. Jahrhundert von gegenwärtigen Vorstellungen von Familie entkoppelt werden. Diese Vorstellungen suggerieren, dass die Kleinfamilie als Ideal des verheirateten heterosexuellen Paares seit jeher existierte, obwohl in der Realität nur wenige Menschen dieses Ideal lebten und leben konnten. Diese Fokussierung hängt mit der lange in der historischen Forschung vorherrschenden Sichtweise zusammen, in der das mehrgenerationale »Haus« als Vorgänger der bürgerlichen Familie betrachtet wurde. Diese Auffassung führte zu einer Konzentration auf Hierarchien in der Kleinfamilie und zu einer Abwertung horizontaler und nicht blutsverwandter Beziehungen. In jüngerer Zeit hat sich der Forschungsfokus hingegen auf ein breiteres Netzwerk von Beziehungen erweitert.⁷

Mit dieser detailliert gestalteten Einladungskarte bewarb Marianne Epp (1808–1870) im April 1849 die öffentliche Prüfung in der von ihr im Jahr 1833 gegründeten Schule. Das Ehepaar Epp trat gemeinsam als Leitungsteam auf und lud zur öffentlichen Prüfung in ihrer Mädchen-Lehr- und Erziehungsanstalt in der Stuckgasse im heutigen Bezirk Neubau ein.⁸ Öffentliche Prüfungen waren oft gut besuchte Veranstaltungen, die für das Ansehen der Schule und die Präsentation der Unterrichtsleistungen von besonderer Bedeutung waren. Die Einladungskarte illustriert die Inszenierung und Zusammenarbeit des Paares, das als »Arbeitspaar« verstanden werden kann.

5 Wunder, Heide: »Er ist die Sonn', sie ist der Mond«. Frauen in der Frühen Neuzeit, München: Beck 1992, S. 262f.

6 Lanzinger, Margareth: The Visibility of Women's Work, in: Raffaella Sarti/Anna Bellavitis/Manuela Martini (Hg.), What is Work? Gender at the Crossroads of Home, Family, and Business from the Early Modern Era to the Present, New York/Oxford: Berghahn 2018, S. 243–264, hier S. 244.

7 M. Hohkamp: Überlegungen, S. 34f.

8 TM St. Ulrich, 14.08.1830, Maria Anna Leibhart und Matthias Epp, Beamter der k.k. Brandversicherungsanstalt.

Abb. 8: Einladung zur öffentlichen Prüfung am Institut Epp.



Quelle: Wienbibliothek, Druckschriften, Depot Rathaus, E-332770.

Der Paar-Begriff wird für den Kontext von Privatschulen weiter gefasst: Es sind nicht nur Ehepaare, sondern auch Geschwisterpaare gemeint, deren Haushalt gleichzeitig der Arbeitsplatz Schule war. Die Rolle als Elternfiguren wurde von Ehepaaren, die Erziehungsinstitute für Kinder aus wohlhabenden Schichten betrieben, oftmals besonders hervorgehoben. Das wird in einer Werbung für die 1822 von Anton Michael Koppensteiner (1787–1843) gegründeten Knaben-Lehr- und Erziehungsanstalt in Hütteldorf deutlich, die den Institutsinhaber mit seiner Frau Anna (1803–1835) mit der Bildunterschrift »Erziehungs-Eltern« zeigt.⁹ Der in der Beschreibung des Instituts abgedruckte Plan zeigte das Schlafzimmer der »Erziehungseltern«, das sich symmetrisch in der Mitte des ersten Stocks befand. Bei Mädcheninstituten gab es eine gewisse Ambivalenz, die Institutsleiterin zusammen mit ihrem Ehemann als »Eltern« darzustellen, da die Sorge vor Missbrauch die Arbeit an Mädchenschulen begleitete. Verheiratete Institutsinhaberinnen, die Regel im frühen 19. Jahrhundert, versuchten daher, den Eltern zu vermitteln, dass der Mann zwar anwesend war, oft am Institut unterrichtete, jedoch keine dominante Rolle spielte. Anton Michael Koppensteiner sorgte hingegen durch das gemeinsame Auftreten mit seiner Frau dafür, dass er als verheiratet wahrgenommen wurde. Damit signalisierte er, dass der mütterliche Aspekt am Institut nicht vernachlässigt würde. Anna Koppensteiner wurde namentlich in keiner seiner Anzeigen oder Beschreibungen erwähnt.

9 Koppensteiner, Anton: Nachricht von der gegenwärtigen Einrichtung der Lehr- und Erziehungsanstalt des Anton Koppensteiner auf dem Lande in Hütteldorf bei Wien, Wien: Mechitaristen 1832.

Abb. 9: Die Erziehungs-Eltern Anna und Anton Michael Koppensteiner



Quelle: ÖNB, Druckschriften, Koppensteiner, Anton: Nachricht von der gegenwärtigen Einrichtung der Lehr- und Erziehungsanstalt des Anton Koppensteiner auf dem Lande in Hütteldorf bei Wien, Wien 1832, Frontispiz.

4.2 Das Hausfrauenbildungsinstitut der Theresе von Dreger

Therese von Dreger (1802–1850), die ihre Briefe und Zeitungsinserate mit dem Zusatz ihres Geburtsnamens »Freyin von Mensshengen« unterzeichnete, leitete ihr Hausfrauenbildungsinstitut, oft synonym als Hausfrauenbildungsanstalt bezeichnet, zwölf Jahre lang. Bald nach der Gründung absolvierte ihr Ehemann Gottfried (1800–1856) eine Prüfung, um die Normalgegenstände unterrichten zu dürfen. In der Behördenkorrespondenz trat Therese von Dreger allein als Inhaberin auf, doch die Mitarbeit ihres Mannes im Lehrkörper legt nahe, dass das Paar zunächst gemeinsam intensiv an der Realisierung und dem Betrieb des Instituts arbeitete. Wie in Internaten üblich, wohnte die Familie des Paares gemeinsam mit den Zöglingen im Institutsgebäude. Über die Schülerinnen des Instituts sind keine Informationen überliefert. Lediglich in einem Theaterstück des Literaten Eduard von Bauernfeld (1802–1890) tritt eine fiktive ehemalige Schülerin des Instituts als weibliche Hauptfigur in Erscheinung. Die konkrete Anzahl von Schülerinnen in einem Jahr wird nur am Rande erwähnt: Im Jahr 1838 waren es 43 Schülerinnen aus verschiedenen Provinzen der Habsburgermonarchie und darüber hinaus, der Be-

such der Schule eines Mädchens aus Belgien wurde besonders hervorgehoben.¹⁰ Infolge der bekannt gewordenen Verurteilung von Gottfried von Dreger wegen der Misshandlung einer Dienstmagd und vermutlich auch aufgrund von finanziellen Schwierigkeiten sank die Zahl der Schülerinnen ab 1840 stetig. Therese von Dreger musste ihre Befugnis schließlich 1844 zurücklegen. Die Lebensgeschichte von Therese von Dreger und ihrer Familie wird in diesem Abschnitt über die Instituts Geschichte ein Stück weit sichtbar, obwohl viele Leerstellen bleiben. Ein punktueller Vergleich mit dem eingangs erwähnten Knaben-Lehr- und Erziehungsinstitut von Anton Michael Koppensteiner, das von 1822 bis 1834 bestand, kontextualisiert die Arbeit der Schulunternehmerin. Das Institut Koppensteiner eignet sich besonders für einen Vergleich: Beide Einrichtungen lagen weit außerhalb des Wiener Stadtzentrums. Sie wurden zeitversetzt 12 Jahre lang betrieben und intensiv beworben, bei beiden spielte die Ehepartnerin bzw. der Ehepartner eine wichtige Rolle.

Das Hausfrauenbildungsinstitut wurde als herrschaftliches Landgut konzipiert und entsprechend bewirtschaftet. Bei einem Landgut handelte es sich um ein weitläufiges Anwesen, das im Besitz des Adels oder wohlhabender Gutsbesitzer:innen war, deren Töchter wohl das Zielpublikum für dieses Internat darstellten. Letzteres wird im 1846 uraufgeführten Stück von Eduard von Bauernfeld erkennbar, in dem die weibliche Hauptfigur als ehemalige Schülerin dieses Instituts auftritt. Die Geschichte handelt von Auguste, die eine Hausfrauenbildungsanstalt besuchte, in der sie auf ihre zukünftige Rolle als Ehefrau und Mutter vorbereitet werden soll. Ihr Onkel Blase, der gemeinsam mit ihrer Mutter ihre Erziehung verantwortet, erklärt zu Beginn des Stücks seine Beweggründe für diese Schulwahl. Er betont, dass er vom Bestreben geleitet sei, ihre »wilde Natur« zu zähmen:

»Ich habe Dich dort erziehen lassen – es war notwendig, denn Du warst immer ein tolles, wildes Kind; jetzt aber bist Du ein sitzames, ein gebildetes Frauenzimmer, dem man es gleich im ersten Augenblick ansieht, daß von der wilden Natur nichts übrig blieb – Gott Lob! Es ist lauter Kunst, lauter Dressur.«¹¹

10 Wiener Zeitung, 07.09.1838, S. 17.

11 Bauernfeld, Eduard von: Großjährig. Lustspiel in zwei Akten, in: Emil Horner (Hg.), Bauernfelds ausgewählte Werke in vier Bänden (Band 4), Leipzig: Hesses 1905, Akt 1, Szene 1. Die Tatsache, dass das Stück aufgeführt werden durfte, zeigt, dass die Zensur zu diesem Zeitpunkt durchlässig war.

Abb. 10: Carl von Saar, Eduard von Bauernfeld (1802–1890) um 1830.



Quelle: Wien Museum Inv.-Nr. 103436 (<https://sammlung.wienmuseum.at/objekt/192292/>)

Das Stück ist eine Satire auf die Bürokratie, das politische System und die Geschlechternormen der damaligen Zeit. Der Verheiratung Augustes steht nach Ansicht des vom Onkel erwählten Bräutigams Hermann zunächst die Tatsache entgegen, dass Auguste »ziemlich schlau« sei. Da sie aber auch »arm« sei, müsse sie sich dem Schicksal einer Heirat fügen.¹² Zu diesem Zweck befragt Blase Auguste nach ihren Kenntnissen in der Organisation eines Haushalts:

»Blase. [...] verstehst Du wirklich etwas von der Hauswirtschaft, Nichte? Auguste. Das will ich meinen! Wofür war ich denn in einer Hausfrauen-Bildungsanstalt? Dort lernt man alles Mögliche: Geographie, Gurken einlegen; Astronomie, Wein abziehen; vaterländische Geschichte, Komödie spielen; Aesthetik, Hühner abstechen – o Herr Onkel, ich bin abgerichtet wie ein Vogel im Kunstkabinett: ich kann Alles, Alles.«¹³

12 Bauernfeld, Großjährig, Akt 1, Szene 2.

13 Bauernfeld, Großjährig, Akt 2, Szene 4.

Die Schule, die Eduard von Bauernfeld in seinem Lustspiel beschrieb, wurde am 1. August 1832 offiziell von der niederösterreichischen Regierung genehmigt. Therese von Dregger mietete für das Mädcheninternat zunächst einen Teil eines herrschaftlichen Schlosses in Jedleseesee. Im August und September 1832 inserierte sie dieses »Erste Oesterreichische Hausfrauen-Bildungs-Institut« mehrmals in der *Wiener Zeitung* und beschrieb die Unterrichtsinhalte und Schulordnung ausführlich. Besonderen betonte die Institutsinhaberin die gesundheitsfördernde Umgebung, die die Schule den Mädchen bot. Das Gebäude befand sich auf dem Lande, »[...] eine Stunde von Wien, von aller städtischen Zerstreung entfernt, in einer der gesündesten Gegenden Nieder-Oesterreichs, welche nicht einen Krankheitsfall der verheerenden Cholera auszuweisen hat.«¹⁴ Die Cholera-Epidemie von 1831/1832 forderte rund zweitausend Todesopfer in Wien. Die Betonung der Gesundheit blieb Teil von Dreggers Werbestrategie, wenn sie 1838 hervorhob, dass das Institut seit der Gründung nur zwei kranke Mädchen zähle.¹⁵ Eine ähnliche Formulierung ist im 1832 publizierten Erziehungsplan von Anton Michael Koppensteiner zu finden, in dem der Institutsinhaber unterstreicht, noch keinen Todesfall am Institut verzeichnen zu müssen, das durch die ländliche Lage besonders vorteilhaft für die Gesundheit sei.¹⁶

Bildungsinhalte

Das Hausfrauenbildungsinstitut machte es sich zum Ziel, für die »geistige Bildung, insbesondere eine vollständige praktische Ausbildung in allen Fächern der [Haushalts-]Wirtschaft« von »Damen wie Mädchen« zu sorgen.¹⁷ Die Formulierung »Damen wie Mädchen« sollte wohl auf die distinguierte soziale Herkunft der Schülerinnen hinweisen. Der Begriff »häuslich« wurde ursprünglich mit Sparsamkeit in der Haushaltung assoziiert.¹⁸ Der Haushalt, für den das Institut künftige Hausfrauen im Sinne von Haushaltsvorständinnen auszubilden gedachte, war ein selbstproduzierender Haushalt, der Produktion und Reproduktion noch verband. Einem Haushalt vorzustehen, wurde am Institut geübt, indem die Mädchen abwechselnd ein »Geschäftsband«¹⁹ am Arm trugen, das sie als jeweilige Verantwortliche für die Wirtschaftsbelange kennzeichnete.

Das in zahlreichen Zeitungen in der Habsburgermonarchie veröffentlichte Programm des Instituts enthielt Fächer, die in den Lehrplänen anderer Mädchenschulen ebenfalls zu finden waren: die vorgeschriebenen Gegenstände Religion, Deutsch (Sprachlehre, Rechtschreibung, Stil und Aufsatz), Rechnen sowie vertiefende Fächer wie Geografie, Naturgeschichte und Naturlehre. Eine Besonderheit des Instituts waren Fächer im Stundenplan mit dem Titel »Arbeiten« und »Landwirtschaft«, die eine Vielzahl von Tätigkeiten umfassen konnten. Dazu gehörten die verschiedenen Methoden der Wäschereinigung ebenso wie das Wissen über das Brotbacken, das Selchen, sowie die

14 Wiener Zeitung, 25.08.1832, S. 181.

15 Wiener Zeitung, 07.09.1838, S. 275.

16 A. Koppensteiner: Nachricht, S. 10. James Albisetti beschreibt, wie schnell die Situation für Privatschulen prekär werden konnte, wenn ein Kind krank wurde. J. C. Albisetti: Schooling, S. 32f.

17 DAW, Schulamtsakten 192/30/4a, Bescheid der k.k. n.ö. Landesregierung.

18 Adelung – Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart, siehe: https://lexikon.a.digitale-sammlungen.de/adelung/lemma/bsbo0009132_3_1_1302 vom 26.02.2025.

19 Bote von Tyrol, 20.07.1837, S. 467.

Herstellung von Kerzen und Seifen. Ein weiterer wichtiger Bestandteil war die Kenntnis der Herstellung von Obers, Rahm, Butter, Schmalz und Käse. Darüber hinaus wurde die »Kunst« des Küchen- und Blumengartenbaus sowie des Feld- und Wiesenbaus behandelt. Auch die Betreuung bzw. der Überblick über die Stallpflege für Kühe, Schweine und Geflügel waren Teil des Lehrplans.²⁰ Zudem stand die umfassende Erlernung der »höheren« und der »niedereren« Kochkunst im Curriculum, wobei die Kenntnisse in der Speiseeinrichtung und -versorgung eine zentrale Rolle spielten. In einem Bericht der Polizei-Bezirksdirektion Alservorstadt wird die praktische Orientierung als äußerst positiv hervorgehoben, »da es viele Töchter gibt, die das Brot auf den Bäumen wachsen wähenen.«²¹

Im Vergleich dazu konzentrierte sich der Unterricht in Anton Michael Koppensteiners Knaben-Institut auf die in den drei Normalschul- oder Gymnasialklassen standardisierten Fächer. Dazu gehörten die Religionslehre, die in Verbindung mit der Geschichte des Alten und Neuen Testaments unterrichtet wurde, das Lautieren und Lesen, das Schreiben in Kurrent-, Kanzlei- und lateinischer Schrift, sowie Kopf- und Tafelrechnen. Außerdem wurden die Bereiche deutsche Sprachlehre, Rechtschreibung, Diktat und schriftliche Aufsätze behandelt. Da der Unterricht künftiger männlicher Staatsbürger aus wohlhabenden Schichten als besonders wichtig erachtet wurde, genehmigten die Schulbehörden Privatschulen für Knaben nur, wenn sie sich durch ein besonderes Merkmal im Unterrichtsangebot oder hinsichtlich der Zielgruppe auszeichneten. Diese Restriktion spielte auch bei Koppensteiners Schule eine Rolle. Der Inhaber kämpfte jahrelang darum, eine vierte Klasse einrichten zu dürfen, um den Übergang von seiner Schule zu höheren Schulen zu ermöglichen. Im Zuge der damit verbundenen Verhandlungen äußerten der Klerus und die staatlichen Schulbehörden ihre Ablehnung gegenüber der Idee, Privatschulen für Knaben den öffentlichen Normalschulen oder Gymnasien gleichzustellen.²² Wann genau Koppensteiner die Bewilligung für den Unterricht einer vierten Klasse erhielt, ist unklar. Fest steht jedoch, dass die Genehmigung vor dem 1832 veröffentlichten Curriculum erteilt wurde. In seinem Knaben-Lehr- und Erziehungsinstitut waren keine kommerziellen Inhalte der Handelswissenschaften vorgesehen, sondern es gab einen Schwerpunkt auf technische Fächer wie Mechanik, Baukunst oder das Zeichnen von geometrischen Figuren, Situationsplänen, Maschinen und Gegenständen. Da Mädchen kein weiterführendes Studium besuchen durften, waren solche Fächer für eine Mädchenschule undenkbar. Therese von Dreger war allerdings bemüht, der Beschreibung der Unterrichtsgegenstände im Laufe der Jahre einen wissenschaftlichen Anstrich zu verleihen. Sie setzte Physik auf den Lehrplan und bewarb die »höheren Lehrzweige in der Geographie, Geschichte, Physik, Naturgeschichte, [und] hauswirtschaftlicher Technologie.«²³ In einer Werbung für eine öffentliche Prüfung im

20 Wiener Zeitung, 25.08.1832, S. 181.

21 NÖLA, k.k. Polizeiobderdirektion Wien, Sign. 2142, Polizei-Bezirksdirektion Alservorstadt, Bericht vom 03.02.1842.

22 ÖStA, AVA, Unterricht, StHK, Teil 2, 530/14, Signatur 13B1, Niederösterreich/Hütteldorf: Erziehungsanstalt des Koppensteiner.

23 Wiener Zeitung, 07.09.1838, S. 17.

Mai 1840 wurde das Fach Physik als »Experimentalphysik«²⁴ bezeichnet. Was genau in diesem Fach unterrichtet wurde, ist nicht überliefert.

In Koppensteiners Institut konnten Fächer wie Kalligrafie, Zeichenunterricht, Stil, lebende Sprachen wie »Deutsch, Französisch, Italienisch, Böhmisches, Englisch und Neugriechisch«²⁵ sowie die Erlernung zahlreicher Musikinstrumente zusätzlich gebucht werden. »Deutscher Styl« gehörte zum Standardcurriculum der Hausfrauenbildungsanstalt, wo ein ähnliches Angebot, mit geringerem Sprachen- und Instrumentenunterricht, zu finden ist. Im Knaben-Lehr- und Erziehungsinstitut wurde zur körperlichen Ertüchtigung zusätzlich Tanzen und Schwimmen unterrichtet sowie Gymnastik und militärisches Exerzieren geübt. Der Lehrplan für die Mädchen im Dreger-Institut enthielt keinerlei körperliche Ertüchtigung, jedoch den in Mädchenschulen üblichen Schwerpunkt Handarbeiten. In diesem Rahmen wurden Fähigkeiten wie Nähen, Flickern und die Herstellung von Hauskleidern vermittelt. Die Betonung, dass die intellektuelle Bildung in die praktischen Tätigkeiten eingebettet sei, sollte die Eltern vermutlich hinsichtlich der geschlechterkonformen Erziehung ihrer Töchter beruhigen.

Standort und Öffentlichkeitsarbeit

Als Therese von Dreger ihre Schule 1832 eröffnete, blieb der erwartete Zustrom von Schülerinnen vorerst aus. Obwohl mit dem Fokus auf die Ausbildung für die Verwaltung eines Haushalts ein Alleinstellungsmerkmal gegeben war, war auch die Konkurrenz groß. 1832 gab es in Wien 19 Lehr- und Erziehungsanstalten für Mädchen in der Stadt (heutiger erster Bezirk) sowie 21 in den Vorstädten. Knaben-Lehr- und Erziehungsanstalten gab es insgesamt elf.²⁶ Um die Schule für Eltern attraktiver zu machen, beschloss Therese von Dreger, umzusiedeln, und erhielt die Genehmigung für dieses Vorhaben. In einem Brief an das Fürsterzbischöfliche Konsistorium begründete die Schulinhaberin im Frühjahr 1834 die Verlegung des Instituts in ein von ihr erworbenes Haus in Währing. Der Bestätigung der Entrichtung der Erwerbssteuer fügte Dreger eine Liste der Unterrichtsfächer und des Lehrkörpers bei.²⁷ Gottfried von Dreger unterrichtete die Normalgegenstände, eine aus der Schweiz stammende Gouvernante brachte den Kindern Französisch bei, das als Alltagssprache gesprochen wurde. Die Schulinhaberin wiederholte die Unterrichtsfächer mit ihren Schülerinnen und unterrichtete sie in allen Fertigkeiten, die mit der Hauswirtschaft zusammenhingen. Therese von Dreger setzte zudem ältere Schülerinnen für die Wiederholung von Unterrichtsinhalten mit jüngeren Kommilitoninnen ein.

Die häufige Übersiedlung von Schulen und Gewerben war im frühen 19. Jahrhundert eine übliche Praxis. Auch Anton Koppensteiner übersiedelte sein 1822 gegründetes Institut nach zwei Jahren von Breitensee nach Hütteldorf, da er sich an diesem näher zur

24 Wiener Zeitung, 07.05.1840, S. 760.

25 A. Koppensteiner: *Nachricht*, S. 9.

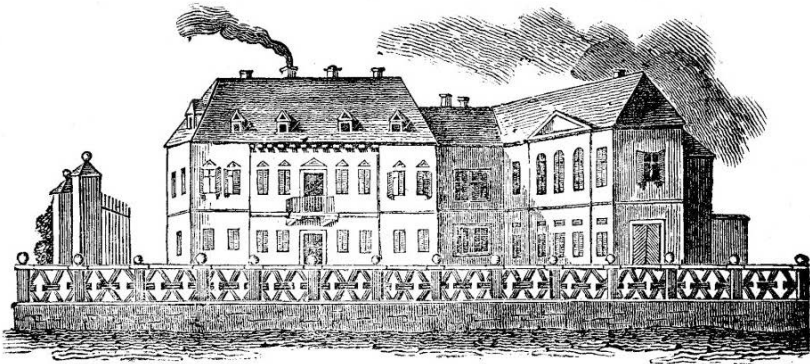
26 *Gemeinnützig und erheiternder Haus-Kalender für das österreichische Kaiserthum*, Wien 1832, S. 132, S. 149 und S. 151.

27 DAW, Schulamtsakten 192/30/3a, Therese von Dreger, Brief an das fürsterzbischöfliche Konsistorium, Währing am 04.04.1834.

Residenz gelegenen Standort mehr Schüler erhoffte.²⁸ Während die Eignung der Lehrer an Knabenschulen genau überwacht wurde, war es an Mädchenschulen wesentlich unkomplizierter, beispielsweise als Ehemann der Inhaberin Unterricht erteilen zu dürfen.

Die Erweiterung des Stundenplans am Hausfrauenbildungsinstitut ging mit dem Erwerb von Grundstücken für Schaf-, Schwein- und Geflügelställe einher. Um Klagen des Klerus über den mangelnden Besuch der Heiligen Messe seitens der Kinder in den kalten Monaten vorzubeugen, sorgte die Institutsinhaberin mit dem Bau einer Kapelle am Institutsgelände dafür, dass die Schülerinnen im Winter in angemessener Umgebung beten konnten. In einer Ausgabe der Zeitung *Der Wanderer* vom Juli 1840 wird die Hausfrauenbildungsanstalt ausführlich beschrieben. Diese Beschreibung sowie eine Abbildung, die in einem Inserat der Schulleitung in der *Wiener Zeitung* 1842 abgedruckt wurde, vermittelt einen Eindruck vom Gebäude und seiner Umgebung.

Abb. 11: Das Hausfrauen-Bildungs-Institut.



[10963] **Hausfrauen-Bildungs-Institut
in Währing bey Wien.**

Diese Erziehungs-Anstalt ist durch die redliche Absicht, das Wohl künftiger Familien zu fördern, zu einem allgemein anerkannt nützlichen Institute geworden, woran selbst minder bemittelte Aeltern hinsichtlich ihrer Töchter Theil nehmen können. Die Vorseherinn hat nunmehr ihr eigenes Haus Nr. 59 in Währing mit Allem versehen, wodurch ihre Zöglinge practisch in jedem Zweige der Haus- und Landwirtschaft unterrichtet werden können, welchen Unterricht sie mit dem intellectuellen höchst nöthig verbinden zu müssen glaubt, dabey nichts übersieht, was in den besten Instituten Deutschlands, Frankreichs, Englands und in specie Belgiens, welche Reisen ihr Gatte so eben vollendete, Beachtenswerthes erscheint.

Die Direction dieser Erziehungs-Anstalt.

Quelle: ANNO/ÖNB, Wiener Zeitung 09.08.1842, S. 206.

Die Werbung zeigt einen gedruckten Stich des Hauses, das in zeitgenössischen Reiseführern und Berichten *La Belle Vue* genannt wurde.²⁹ Die französische Bezeichnung sollte vermutlich die Distinktion des Standorts unterstreichen. Schülerinnen sind nicht zu sehen, doch der Rauch, der aus dem Schornstein aufsteigt, signalisiert Aktivität und zeigt, dass das Haus bewohnt ist. Lediglich sechs Fenster im ersten Stockwerk sind halb

28 ÖStA, AVA Unterricht, StHK, Teil 2, 530/14, Signatur 13B1, Niederösterreich/Hütteldorf: Erziehungsanstalt d. Anton Koppensteiner 1822–1834.

29 Pezzl, Johann: Beschreibung von Wien, Wien: Mayer 1841, S. 238.

geöffnet dargestellt, während das Erdgeschoss als vollständig geschlossen abgebildet wird. Das Haus bestand aus zahlreichen Wirtschaftsräumen, fünf Sälen und achtzehn Zimmern.³⁰ Trotz seines geschlossenen Erscheinungsbildes, das Sicherheit signalisiert, waren Besucher:innen in der Hausfrauenbildungsanstalt gern gesehen. In vielen ihrer Inserate betonte Therese von Dreger die gute Erreichbarkeit des Instituts bei der Anreise aus Wien. Nach der Übersiedlung im Jahr 1834 erwarb sie eine Stellfuhrlizenz und erreichte, dass täglich eine private Pferdekutsche, in den Sommermonaten sogar mehrmals pro Tag, zwischen dem Wiener Stadtzentrum (Stephansplatz bei der Obsthütte)³¹ und dem Institut verkehrte.³²

Im Stundenplan war der Donnerstagnachmittag für Besuche der Eltern und der interessierten »vornehmen« Öffentlichkeit vorgesehen. Vor allem distinguierte Gäste waren willkommen, zu deren Aufgabe die Besuche von Schulen und karitativen Einrichtungen gehörten. Ein Artikel in der *Wiener Zeitung* vom März 1836 berichtete über die überraschende Visite von Sophie Friederike von Bayern, die das Institut während eines Samstagmittagessens besuchte. Erzherzogin Sophie wurde von ihrer ersten Hofdame Anna Gräfin Herberstein begleitet. Für Therese von Dreger war es ein großer Erfolg, dass die »Versicherung Ihrer höchsten Zufriedenheit«³³ in einer Notiz auf der Titelseite der Zeitung zu lesen war. Der Zeitungsbericht beschrieb die mütterliche Sorgfalt und Liebe, die die Erzherzogin den dreißig Zöglingen des Instituts sowie den im selben Haus lebenden Kindern von Therese und Gottfried von Dreger entgegengebracht habe. Solche Besuche und die halbjährlichen Prüfungen waren wichtige Anlässe, um öffentliche Anerkennung zu erhalten. Wie die Einladungskarte des Instituts Epp (Abb. 8) zeigt, waren die halbjährlich vorgeschriebenen öffentlichen Prüfungen eine wichtige Werbemaßnahme für Privatschulen. In diesem Zusammenhang können die Einführung der öffentlichen Donnerstagnachmittage als ein wohldurchdachtes Mittel gesehen werden, um die Arbeit des Instituts zu präsentieren. Berichte über den Hergang der Prüfungen und die anwesenden Gäste wurden wiederholt publik gemacht. Im Jahr 1843, als das Institut bereits kurz vor der Schließung stand, berichtete die Zeitung *Der Adler* von einer Prüfung, die »vor einem sehr gewählten Publikum geladener distinguiertes Gäste statt[fand]«³⁴ und nicht nur die Eltern der Zöglinge begeisterte, sondern alle Anwesenden erheiterte. Neben solchen Veranstaltungen wurde das Institut auch durch die Beteiligung an karitativen Sammlungen bekannt und sichtbar gemacht bzw. es wurde versucht, dafür zu sorgen, dass es sichtbar blieb. Wie andere Privatschulen beteiligte sich Therese von Dreger an der alljährlich um die Osterzeit stattfindenden Handarbeitsausstellung im Volks-

30 Der Wanderer, 25.07.1840, S. 706f.

31 1837 wurde der »Gesellschaftswagen der Hausfrauen-Bildungsanstalt« (und die Schule selbst) erstmals in Littrow's Kalender erwähnt. Seyfried, Joseph Ritter von (Hg.): Gemeinnützig und erheiternder Haus-Kalender für das österreichische Kaiserthum, Wien: Anton Strauß 1837, S. 130.

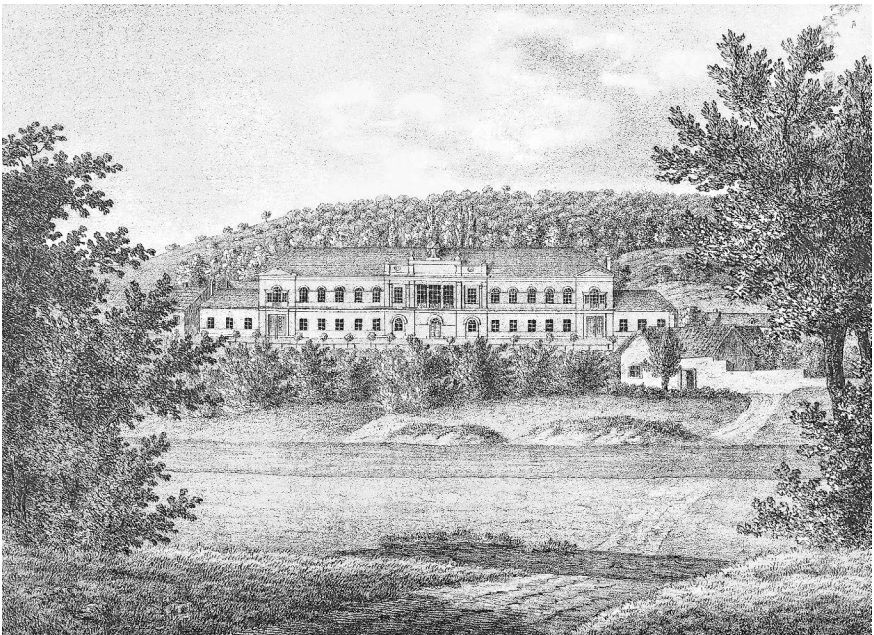
32 NÖLA, k.k. Polizeioberdirektion Wien, Sign. 2142, Stellfuhrlizenz, Wien am 10.05.1834. Das Service wurde erstmals im Juni 1834 in der Wiener Zeitung inseriert, siehe Wiener Zeitung, 28.06.1834, S. 787. In einem lokalen Reiseführer findet sich der Fahrplan, siehe Schmidl, Adolf: Wien's Umgebungen auf zwanzig Stunden im Umkreise. Nach eigenen Wanderungen geschildert, Wien: Carl Gerold 1839.

33 Wiener Zeitung, 26.03.1836, S. 395.

34 Der Adler, 19.09.1843, S. 908.

garten, die von der *Gesellschaft adeliger Frauen zur Beförderung des Guten und Nützlichen* veranstaltet wurde.³⁵ Naturkatastrophen waren ein weiterer Anlass, Wohltätigkeit mit Öffentlichkeitsarbeit zu verknüpfen. Im März 1838 verursachte das Hochwasser der Donau schwere Überschwemmungen im damaligen Westungarn. Das Ehepaar Dreger bot der ungarischen Staatskanzlei Stipendien für fünfzig Mädchen »aus vornehmen Hause« gegen ein ermäßigtes Schulgeld mit mehrjähriger Bindung an und erklärte sich zudem bereit, zwei bis drei Waisen oder bedürftige Mädchen drei Jahre lang unentgeltlich zu unterrichten. Annoncen und Berichte über die Schule finden sich in zahlreichen Zeitungen der Monarchie, wie dem *Bote[n] von Tyrol*, der *Brünner Zeitung*, der *Ofner-Pester Zeitung*, der *Vereinigten Laibacher Zeitung* oder der *Preßburger Zeitung*. Zudem erhielt die Schulinhaberin möglicherweise Unterstützung von ihren älteren Brüdern, dem k.k. Hofrat Franz Freiherr Mensshengen (1798–1890), der als kaiserlicher Schatzmeister des Militär-Maria-Theresien-Ordens tätig war, sowie von Ferdinand Freiherr Mensshengen (1801–1885), der als Diplomat für den Kaiserhof zahlreiche Reisen unternahm.³⁶

Abb. 12: *Institutsgebäude Koppensteiner in Hütteldorf.*



Quelle: Koppensteiner, *Nachricht*, S. 5.

Anton Michael Koppensteiner warb ebenso aktiv für sein Knaben-Lehr- und Erziehungsinstitut und publizierte 1832, als das Fortbestehen des Instituts durch den drastischen Rückgang der Schülerzahl infolge der Cholera gefährdet war, zwei mehrseitige

35 Der Österreichische Zuschauer, 12.04.1839, S. 451f.

36 ÖStA/HHStA, Ministerium des Äußeren, AR, F4-213-11 und 12.

Broschüren: eine *Instruction für die Lehrer und Erziehungsgehülfen*³⁷ und den Plan der Lehr- und Erziehungsanstalt mit der Abbildung der »Erziehungseltern« (Abb. 9), in dem sich auch eine Lithografie des Institutsgebäudes befand (Abb. 12). Bei dieser Abbildung lag der Fokus auf der Darstellung der Schule, die von Wiesen, Feldern und Bäumen sowie dem noch unreguliert verlaufenden Wienfluss umgeben war, in dem die Kinder laut Erziehungsplan unter Aufsicht baden konnten.

Koppensteiner warb ebenfalls mit einer Verbindung zum Kaiserhof und betonte die Zufriedenheit des Kaisers mit seiner Arbeit:

»Ein ruhmvolles Zeugnis des Vertrauens auf die zweckmäßige Einrichtung des Instituts haben bereits Seine Majestät unser gnädigster Monarch dadurch gegeben, daß Allerhöchstderselbe gnädigst zu befehlen geruhen, einen aus Brasilien stammenden jungen Negerknaben dieser Anstalt zur Erziehung zu übergeben. Der Erfolg befriedigte die Allerhöchsten Erwartungen.«³⁸

In einem Bericht an die Polizeihofstelle aus dem Jahr 1833 werden weitere Details über diesen Schüler genannt. Auf Empfehlung von Rudolf Graf Wrba von Freudenthal (1761–1823) ließ Kaiser Franz den Knaben zur Erziehung in die Anstalt geben, wo Koppensteiner »ihn in 1 ½ Jahren so weit brachte, daß er die zweite Normalklasse mit dem besten Erfolge zurücklegte.«³⁹ 1817 hatte die vierte Tochter von Kaiser Franz, Maria Leopoldine von Österreich (1797–1826), den portugiesischen Thronfolger, späteren König von Brasilien, Dom Pedro (1798–1834) geheiratet. Erzherzogin Leopoldine war begeisterte Naturforscherin und schickte im Jahr 1820 neben Mineralien und Pflanzen den afrobrasilianischen Knaben Emanuel Rio gewissermaßen als eine weitere »Ware« nach Wien. Er wurde Schüler des Instituts Koppensteiner.⁴⁰

Geldsorgen

Der Erhalt einer Bildungsanstalt war ein kostspieliges Unterfangen, insbesondere in der Größenordnung eines Internats. Der Kostendruck zur Aufrechterhaltung der Schule wird in der Korrespondenz zwischen Therese von Dreger und dem Fürsterzbischöflichen Konsistorium deutlich. In einem Brief beschwerte sich die Schulinhaberin im Februar 1837 über den Pfarrer von Döbling, Karl Eckl und über die hohen Ausgaben mit denen sie zu kämpfen hatte. Karl Eckl unterrichtete für kurze Zeit Religion im Ausmaß von zwei Stunden pro Woche. Nach nur wenigen Unterrichtswochen kündigte er fristlos, offenbar wegen eines Streits um die Bezahlung. In Eckls kurzer Erklärung an das Fürsterzbischöfliche Konsistorium war von Therese von Dreger als Leiterin des Instituts nicht

37 Koppensteiner, Anton Michael: *Instruction für die Lehrer und Erziehungsgehülfen der Erziehungsanstalt des Anton Koppensteiner in Hütteldorf bei Wien*, Wien: Mechitaristen 1832.

38 A. Koppensteiner: *Nachricht*, S. 23.

39 ÖStA, AVA, Inneres, PHSt 1578.1834.

40 Sauer, Walter: *Jenseits von Soliman. Afrikanische Migration und Communitybuilding in Österreich – eine Geschichte*, Innsbruck/Wien: StudienVerlag 2022, S. 86. Der Rassismus, dem der Knabe vermutlich ausgesetzt war, lässt sich nur erahnen.

die Rede, stattdessen sprach Eckl von ihrem Mann als Leiter.⁴¹ Aus der Korrespondenz geht hervor, dass der Pfarrer einen Gulden pro Unterrichtsstunde verlangt und darauf bestanden hatte, sofort nach dem Unterricht bezahlt zu werden. Da der Unterricht von Montag bis Samstag in zwei parallelen Klassen stattfand, hätten sich bei einem Gulden Stundenlohn die monatlichen Kosten für die Lehrer auf 572 Gulden belaufen, wie Dreger dem Pfarrer empört mitteilte:

»Ich übersende Euer Hochwürden für den letzten Unterricht nach Ihrer Rechnung noch 2 fl Cmze, mit der Bemerkung, daß E. H. [Euer Hochwürden] einsehen werden, daß jede Private als Institutsbesitzerin wenigstens in meiner, einer der größten Erziehungsanstalten dennoch zu Grunde gehen müßte, würde jeder Lehrer wie E. Hochw für jede Stunde auf die Minute berechnet 1 Cmze fordern. [...] Valeat eui juvat [sic]; Mir nicht! [...] Drei Jahre hat sich auf diese Weise mein unstreitig allein bestehendes Institut von dem allerhöchsten Hofe, den H. Erzbischöfen und den Herren Schuloberaufsehern mit Aufopferung meines Vermögens ja selbst meiner Gesundheit bewährt, u. ich bin des Opfers müde, um recht ehrlich von der Leber gegen Minuten u. Menschen [Hervorhebung im Original, WS] zu sprechen, wie ich von der ganzen Welt zu sprechen gewohnt bin.«⁴²

Nach dieser Erklärung schloss die Schulinhaberin ihren Brief mit der Bitte um eine Quittung für die Zahlung.⁴³ Dreger hatte aufgrund der Machtposition des Klerus als Schulaufsicht nur wenig Spielraum, um das Stundengehalt mit einem Priester zu verhandeln. Dieser adressierte im Übrigen wiederholt Gottfried von Dreger als Institutsleiter, was ebenfalls zu ihrem Unmut beigetragen haben dürfte.

Auch bei Anton Michael Koppensteiner findet sich der Hinweis auf die Opfer, die er für die Anstalt brachte: »Acht und zwanzig Jahre habe ich mich dem Lehr- und Erziehungsfache gewidmet, und meine Kraft demselben unausgesetzt aufgeopfert.«⁴⁴ Die Kosten für das Gehalt eines Lehrers bezifferte Koppensteiner mit einer Summe von 160 bis 300 Gulden, ein Jahresgehalt von 400 Gulden könne nur einem Gymnasiallehrer nach mehrjährigem Dienst ausbezahlt werden.⁴⁵ Finanziell hatte der Institutsinhaber große Ausgaben in Kauf genommen und Schulden gemacht, um das Institutsgebäude zu errichten. Anders als Therese von Dreger, die aufgrund ihrer Herkunftsfamilie von Menschengen, die auf ein altes Ritterstandsgeschlecht zurückging, vermutlich mit Kapital in ihr Unternehmen gestartet war, hatte Anton Michael Koppensteiner kaum Rücklagen, als er die Anstalt eröffnete. Seine Mutter stammte aus einer Weberfamilie in seinem Geburtsort Weitra und sein Vater war Tagelöhner. Von der Reduktion der Schüleranzahl von 80 auf 20 in Folge des Choleraausbruchs 1831 hatte sich Koppensteiner finanziell nicht

41 DAW, Schulamtsakten 192/29/5c, Karl Eckl: Hochwürdiges Decanat!, Währing am 22.02.1837.

42 DAW, Schulamtsakten 192/25/5b, Therese von Dreger: Euer Hochwürden! Währing am 20.02.1837. Cmze steht für Conventionsmünze.

43 Für einen Gulden konnte man 1837 etwa drei bis vier Kilogramm oder sieben bis acht Pfund des Luxusgutes Fleisch kaufen. Tomas Cvrcek, »Wages, Prices, and Living Standards in the Habsburg Empire, 1827–1910«, *The Journal of Economic History* 73, no. 1 (2013), S. 1–37. Ergänzende Materialien, Blatt »Wien«.

44 A. M. Koppensteiner: *Instruction*, Vorwort S. VIII.

45 Ebd., S. 10.

erholt, er musste den Großteil der Lehrer entlassen und das Institut im gleichen Jahr schließen. Eine Bitte um Unterstützung durch die kaiserliche Regierung lief ins Leere.⁴⁶

Der zitierte Brief von Therese von Dreger belegt, dass die Ausgaben für das Institut enorm waren. Die finanzielle Situation wurde auch dadurch nicht erleichtert, dass ihr Ehemann ein Beamter war, dessen Einkommen vermutlich ähnlich hoch war wie jenes des Schriftstellers Eduard von Bauernfeld.⁴⁷ Die Historikerin Waltraud Heindl gibt einen Einblick in die Einkommen der Beamten in verschiedenen beruflichen Positionen. Der Jahreslohn von Beamten mit niedrigem Rang betrug 1841 etwa 1000 Gulden oder weniger. Bauernfeld verdiente als Konzipist der Staatslotterie achthundert Gulden im Jahr und erhielt zusätzlich 150 Gulden Quartiergeld.⁴⁸ Ein Beamter in seiner Position hätte für die Unterbringung seiner Tochter im Institut Dreger etwa ein Drittel seines Lohnes aufwenden müssen. Im Jahr 1840 betrug die vierteljährliche Gebühr siebzig Gulden ohne Musik- und Zeichenunterricht, je zehn Gulden kamen hinzu, wenn der Unterricht in diesen Fächern gewünscht wurde. Die Gebühr des Dreger-Instituts in der Höhe von 280 bis 320 Gulden war der Durchschnittspreis für ein Institut, das als Internat fungierte und in dem neben Handarbeit und den Pflichtfächern auch Kenntnisse in Sprachen, Geschichte, Naturkunde, Tanzen oder Klavierspielen vermittelt wurden. Das jährliche Schulgeld dieser Schulen lag 1838 zwischen 200 und 450 Gulden.⁴⁹

Ähnlich gestaffelt war die Gebühr in Knaben-Erziehungsinstituten. Für den Besuch des Instituts Koppensteiner zahlten Eltern im Jahr 1832 für einen Knaben im Alter von vier bis sechs Jahren 200 Gulden, von sechs bis zehn Jahren 240 Gulden, und ab dem Alter von 11 Jahren 280 Gulden jährliche Gebühr.⁵⁰

Ein beträchtlicher Aufwand für die Eltern oder Erziehungsberechtigten bestand darin, dass jedes Kind seine eigene Ausstattung in die Anstalt mitbringen musste, was eine Kutsche für die Anreise erforderlich machte:

»Nebst einfachen Kleidern und der nöthigen Leibeswäsche mit einigen Vortüchern, hat jedes Fräulein ein Eßbesteck, 6 Teller, 6 Servietten, 6 Handtücher, 6 Leinentücher, 3 Kopfkissen-Ueberzüge, einen gehefteten Strohsack und eine Matratze, 1 Kissen, 2 Decken, 1 Lavoir, Kämme, Bürsten und einen Schwamm mitgebracht, welcher inventarisch aufgenommen wird.«⁵¹

Die Aufnahme in das Institut war für Mädchen im Alter von fünf bis 19 Jahren möglich. Die Mindestaufenthaltsdauer betrug, wie in den meisten Instituten, ein Vierteljahr. Als das Ehepaar Dreger 1838 die Aufnahme von Kindern aus den von Überflutungen betroffenen westungarischen Gebieten anbot, war das Angebot eines ermäßigten Schulgeldes an das Alter der Mädchen und die Aufenthaltsdauer gebunden: Es wurde nur rund die

46 ÖStA, AVA Inneres, PHSt 1578.1834.

47 W. Heindl: *Rebellen*, S. 172–196.

48 Bauernfeld, Eduard von: *Aus Alt- und Neu-Wien*, Wien: Wilhelm Braumüller 1873. Kapitel 8.

49 Kaiser, Joseph: *Chronologische und statistische Uebersicht der Volksschulen, der Privat- Lehr und Erziehungs-Anstalten, und der für Volksschulen und ähnliche Anstalten bestehenden Stiftungen in der Wiener Erzdiözese*, in: *Österreichisches paedagogisches Wochenblatt* 3 (1844), S. 107f.

50 A. Koppensteiner: *Nachricht*, S. 14.

51 *Der Wanderer*, 25.07.1840, S. 706f.

Hälfte des jeweilig nach Alter gestaffelten Schulgeldes berechnet, doch die Eltern mussten sich sechs Jahre vertraglich binden, eine eher unübliche Vorgehensweise.⁵² Da das Durchschnittseinkommen im damaligen Westungarn im Allgemeinen niedriger war als in Wien, kann das Angebot nur bedingt als philanthropisch betrachtet werden. Die ermäßigte Gebühr bei Bindung an den Schulbesuch über mehrere Jahre hinweg war wohl ein Versuch des Ehepaars Dreger, eine gewisse Vorhersehbarkeit der Einnahmen und Anmeldezahlen zu garantieren.

Die ständige Fluktuation der Anzahl der Kinder stellte eine große Herausforderung dar, mit der Anton Michael Koppensteiner ebenfalls kämpfte. Er verlangte eine Vorauszahlung der Halbjahresgebühr, da diese für den Bestand des Hauses notwendig war.⁵³ Die Liste der Gegenstände, die Knaben bei ihrem Schulantritt mitbringen sollten, war ebenso lang wie beim Institut Dreger. Auch die Knaben sollten unter anderem ihre eigene Matratze mitbringen.⁵⁴ Koppensteiner verbot die Mitnahme von Romanen ausdrücklich. Schriftgut unterlag im Allgemeinen strenger Überwachung. Die Briefe der Kinder an ihre Eltern wurden vor dem Versenden von Lehrpersonen Korrektur gelesen und unterlagen somit einer Art Zensur.

Ängste beschwichtigen

Im Fall des Hausfrauenbildungsinstituts nahm das Ehepaar Dreger eine geschlechter-spezifische Teilung der Aufgaben vor, die allerdings von Ausnahmen geprägt war. Gottfried von Dreger unterrichtete die theoretischen Fächer, während seine Frau stets betonte für das Praktische zuständig zu sein, wobei sie die Inhalte der theoretischen Fächer wiederholte. Allerdings wurde diese Teilung nicht streng eingehalten. Im September 1838 stellte die Schulinhaberin den Antrag, die Elementargegenstände selbst unterrichten zu dürfen, da die bisher angestellten Lehrer entweder andere Beschäftigungen gefunden hatten oder »Unannehmlichkeiten verursachten«.⁵⁵ Außerdem kündigte sie an, ältere Schülerinnen zum Supplieren der Hauswirtschaftsgegenstände heranzuziehen. Der Antrag wurde genehmigt, obwohl das Unterrichten der Normalgegenstände in Privatschulen bis zum Inkrafttreten des Reichsvolksschulgesetzes im Jahr 1869 Männern vorbehalten blieb.⁵⁶

In der Werbung für das Institut strich Therese von Dreger ihre Rolle als mütterliche Erzieherin hervor, während ihr Ehemann Gottfried als Lehrperson in Werbungen keine Erwähnung fand. Ihr Bestreben sei es, »künftige fleißige Familienmütter und vernünftige Frauen«⁵⁷ mit praktischen Fertigkeiten auszustatten und damit ihre eigene »angeborene Lieblingsneigung«⁵⁸ zur Erziehung zu verwirklichen. Bei der Bewilligung des Instituts spielte die Lebensweise der Institutsinhaberin eine wichtige Rolle: Der wie üblich

52 Wiener Zeitung, 04.05.1838, S. 645.

53 A. Koppensteiner: Nachricht, S. 13.

54 Ebd., S. 17.

55 DAW, SchA 192/29/3c, Therese von Dreger an das Dekanat, Währing am 01.09.1838.

56 G. Barth-Scalmani: Lehrerin, S. 343–402.

57 Wiener Zeitung, 07.09.1838, S. 275.

58 Ebd.

eingeholte Polizeibericht betonte, dass Therese von Dregers Verhalten in der Residenzstadt, »in sittlicher und staatsbürgerlicher Beziehung«,⁵⁹ untadelig gewesen sei. Auch ihre »häusliche Lebensweise« sowie ihre »stets geordneten oekonomischen Verhältnisse«⁶⁰ würden für sie sprechen, weshalb von polizeilicher Seite dem Institut nur Glück zu wünschen sei. Dregers Kommunikationsstrategie findet sich als diskursives Muster bei vielen Lehrerinnen und Institutsinhaberinnen wieder. Die Institutsinhaberin hob wiederholt hervor, dass sie ihre Schülerinnen in allen hauswirtschaftlichen Fächern persönlich und praxisnah unterrichte. Mit der Argumentation einer »angeborenen Neigung« versuchte sie, die Ausübung des Lehrerinnenberufs in Leitungsfunktion mit den Idealvorstellungen von Weiblichkeit zu vereinbaren. In Inseraten betonte sie, dass monetäre Erwägungen sie nicht dazu veranlasst hätten, sich der Erziehung zu widmen, denn Eigennutz sei ihr fremd.⁶¹ Diese Argumentationslinie ist oft bei Frauen anzutreffen, die ökonomische Interessen bzw. Notwendigkeiten von sich wiesen und mit rein moralischen Werten argumentierten, um gesellschaftlichen Normen gerecht zu werden.

In einem anonymen Bericht über die Schule, der vermutlich von Therese oder Gottfried von Dreger selbst verfasst wurde, wird die praktische Erziehung abermals als Alleinstellungsmerkmal hervorgehoben. Darin wurde die »Verwirrung« über eine standesgemäße weibliche Erziehung kritisiert, die schwärmende, mit einem Band des Dichters Jean Paul in der Hand, am Fenster stehende Mädchen hervorgebracht habe.⁶² Ein weiteres Resultat der fehlgeleiteten Erziehung sei die »papegeienartige Erlernung eines französischen Jargons, der den Nationalfranzosen zum mindesten ein Lächeln der Verachtung abzwingt und dem Teutschen [sic] ein Erröthen der Scham auf die Wangen jagt.«⁶³ Diese Art der Kritik gab es seit dem Aufkommen derartiger Privatschulen um 1800.⁶⁴

Wie in vielen anderen Schriften über Erziehung wird auch in dieser anonymen Schrift der Müßiggang als Quelle allen Übels hervorgehoben und der Besuch des Hausfrauenbildungsinstituts als Lösung für das Dilemma angeboten. In der kompetenten Obhut der »Directrice Dreger« würde jedes Mädchen früh genug das Wichtigste im Leben lernen: »nämlich für die Bedürfnisse anderer zu sorgen.«⁶⁵ Die Mußestunden sollten mit landwirtschaftlichen Arbeiten gefüllt werden. In den Anzeigen für das Institut finden sich Abgrenzungsversuche zu anderen Bildungsanstalten. Besonders scharf wird »das kretinartige, welke, wüste Aussehen der Zöglinge mancher Institute«⁶⁶ kritisiert. Die Verwendung des Wortes »welk« stellt eine diskursive Verbindung zu den im Kapitel 2 diskutierten Anti-Masturbationskampagnen her, in denen beschrieben wurde, wie Kinder aufgrund des »Lasters der Selbstbefleckung«, gleich Pflanzen, die an der Wurzel beschädigt seien, dahinwelken würden. Zufällig ist diese Wortwahl nicht. Privatschulen

59 NÖLA, k.k. Polizeiobdirektion Wien, Sign. 2142, Bericht vom 17.06.1842.

60 Ebd.

61 Vereinigte Laibacher Zeitung, 01.03.1842, S. 155.

62 Eine Darstellung zur Bedeutung des Fensters als Ort zwischen Öffentlichkeit und Privatheit in Mitendorf, Konstanze: Wi(e)der die Domestizierung der Biedermeierin, in: Brigitte Mazohl-Wallnig (Hg.), Bürgerliche Frauenkultur im 19. Jahrhundert, Wien/Köln/Weimar: Böhlau 1995, S. 27–80.

63 Adler, 03.05.1839, S. 334f.

64 J. C. Albisetti: Schooling, S. 14.

65 Adler, 03.05.1839, S. 334f.

66 Ebd.

waren von Beginn an Zielscheibe der Kampagnen, wobei einige der vehementesten Kritiker, wie Joachim Heinrich Campe, selbst Privatschulinhaber waren. Der Prager Publizist Ferdinand Leopold Graf Schirnding leitete in seinen Beobachtungen zu Österreich im Jahr 1840 einen Abschnitt über öffentliche und private Unterrichtsanstalten mit einer Kritik an Privatschulen ein, in denen »das Laster der O[nanie] . . . [sic] immer weiter um sich greift.«⁶⁷ Beständige Betriebsamkeit als Gegensatz zum Müßiggang zu propagieren und die familiäre Atmosphäre hervorzuheben hatte auch nach jahrzehntelangen Kampagnen keineswegs an Aktualität verloren. Im Hinblick auf die Mädchenerziehung betonte er, dass die Mädchen nach der Absolvierung einer Klosterschule vom »Führen einer Hauswirtschaft fast gar keine Begriffe«⁶⁸ hätten.

Praktische Orientierung und Disziplin standen bei Anton Michael Koppensteiner im Vordergrund, der die Bedeutung körperlicher Ertüchtigung betonte. In seiner Instruktion für Lehrer geht er ebenfalls explizit auf die Gefahr der Masturbation ein:

»Eben so ist dem Erziehungsvater auch von jedem den Lehrern und Erziehungsgehilfen bekannt gewordenen, größeren Vergehen der Zöglinge; von einer bei einem oder dem anderen derselben etwa wahrgenommenen, auf die Jugend so verheerend einwirkenden heimlichen Sünde; von einem sich allenfalls ergebenden Erkrankungsfalle eines Zöglings zur unverzüglichsten Einleitung und Ergreifung der zweckmäßigsten Maßregel [...] die Anzeige zu machen.«⁶⁹

Die Kontrolle des Körpers wurde als essentiell angesehen. Wie sich das in der Praxis gestaltete, kann anhand der Quellen kaum nachvollzogen werden. Eduard von Bauernfelds satirische Erzählung über das Institut Dreger bietet jedoch, trotz ihres literarischen Ursprungs, Einblick in das Körperregime dieser Zeit.

»Es ist aber doch nichts mit dem Institut. Ein Mädchen-Institut – br! Wissen Sie, was das heißt, meine Herren? Da gibt's alle Jahre einen Ball, wo wir unter einander tanzen müssen – unter einander – ohne Mann. Ein Ball ohne Mann – das ist gar kein Ball. Und dann die täglichen Promenaden in corpore, mit trippelnden Schritten und niedergeschlagenen Augen – man sieht aber doch so zwischen durch, und wird gesehen. Da wird der Neid der Gespielinnen rege; das zischelt, das drängt sich vor – das will Einem den Rang ablaufen – es setzt spitze Worte, giftige Blicke, bisweilen auch kleine Püffe. ›Observez les dehors, mesdemoiselles!‹ ruft die magere, nieselnde Madame. Alle fahren zusammen, wie die Schafe vor dem Dampfwagen, aber ich weiß doch, was ich weiß! Der artige junge Herr, ganz schwarz, nichts als Bart – wissen Sie, Onkel, so was von der Jeune France – er ist unser'm Zuge gefolgt – er faßt mich auf's Korn – er lorgnirt – er grüßt ehrerbietig – er ist schon mein. Beim nächsten Spaziergang bewegt sich dieser Trabant in der schönsten Ellipse um seinen, ihn beherrschenden Planeten – um mich. Sehen Sie, Herr Schmerl, so studieren wir die Astronomie.«⁷⁰

67 Schirnding, Ferdinand: Oesterreich im Jahr 1840. Oesterreichs Cultur-Zustände, Vierter Band, Leipzig: Otto Wigand 1840, S. 93.

68 Ebd., S. 103.

69 A. M. Koppensteiner: Instruktion, S. 17.

70 Bauernfeld, Großjährig, Akt 1, Szene 4. Die Analogie zu den Himmelskörpern ist in der Literatur der damaligen Zeit ein gängiges Motiv. In einem populären Benimmbuch, das erstmals 1798 in Bremen

»Observez les dehors«, was so viel bedeutet wie »Achten Sie auf das Äußere«, lässt Eduard von Bauernfeld die Gouvernante den Schülerinnen in seinem Stück zurufen, wenn sie sich bei Spaziergängen ablenken lassen. Bestimmte Merkmale des beschriebenen Verhaltens sind nicht nur in diesem literarischen Text zu finden, sondern auch in zeitgenössischen Erziehungsbüchern. Die Einschränkung der Bewegungsfreiheit und die Formen der Domestizierung sind in dem Zitat ebenso präsent wie die vielleicht manchmal schwierigen pseudo-geschwisterlichen Beziehungen zwischen den Mädchen in einer Schule. In Privatschulen war die freie Bewegung auf dem Schulgelände nicht erlaubt, was die Praxis in Gütern von Adelligen widerspiegelt, wo Bewegung in den unterschiedlichen Räumen eines Hauses und auf den umliegenden Grünflächen mitunter einer strengen Aufsicht unterlag.⁷¹ Die Schülerinnen mussten stattdessen in Gruppen gehen, *in corpore*, sich gemeinsam als ein Körper fortbewegend. Die von Bauernfeld beschriebenen Trippelschritte waren für Mädchen und Frauen aus wohlhabenden Familien oft eine Notwendigkeit, da sie durch die Enge der Korsetts, die tief und eng angesetzten Ärmel, die langen Röcke und die schmalen Schuhe in ihrer Bewegungsfreiheit massiv eingeschränkt waren.⁷² Aussehen und Verhalten mussten für Momente der Interaktion trainiert werden. Die im Stück beschriebenen niedergeschlagenen Augen deuten bescheidenes Auftreten an und sollten wohl jeden Anflug sexuellen Begehrens verhindern. Die Beschwörung familiärer Beziehungen kann ebenfalls als entsexualisierend interpretiert werden. Die Geschwisterbeziehung als Metapher diente dazu, die Gruppe zusammenzuhalten, ein Gefühl der Zugehörigkeit zu schaffen und durch die Betonung des geschwisterlichen Zusammenhalts Rivalitäts- sowie Eifersuchtsgefühle regulieren.⁷³

In den Werbungen für das Institut Dreger wurde der strukturierte Tagesablauf hervorgehoben, der klare Bestrafungsmodalitäten bei Fehlverhalten enthielt. Der ideale Ablauf eines Tages, wie in den gedruckten Hausordnungen beschrieben, verlief folgendermaßen: Eine Glocke weckte die Mädchen um sechs Uhr morgens. Die Schülerinnen standen auf, zogen sich an und beteten, bevor sie ihr Frühstück zu sich nahmen, das aus Milchkaffee und Brot bestand. Zwischen acht und zwölf Uhr morgens wurden verschiedene Fächer nach dem jeweiligen Stundenplan unterrichtet. In einer einstündigen Mittagspause wurde ein Vier-Gänge-Menü serviert. An Sonn- und Feiertagen bereiteten die Mädchen in einer Backstunde ihre Nachspeisen zu. Nach einer Stunde Pause ging der Nachmittagsunterricht von 14 bis 20 Uhr weiter, mit einer kurzen Pause dazwischen. Um

erschien und in den folgenden Jahrzehnten wiederholt neu aufgelegt wurde, beschreibt der Autor die Gefahr, dass ein Mädchen zum Satelliten seiner Mutter wird, der sich nicht mehr dreht, wenn die Mutter sich nicht mehr bewegt. Ewald, Johann Ludwig: Die Kunst ein gutes Mädchen, eine gute Gattin, Mutter und Hausfrau zu werden. Ein Handbuch für erwachsene Töchter, Gattinnen und Mütter, Band 1, Bremen: Wilmans 1798, S. 7f.

71 Das wird in den Briefen von Julie Gräfin Hoyos (1816–1871) an ihre Schwester Caroline deutlich. NÖLA, Familienarchiv Lamberg, K582, Briefe aus den Jahren 1829–1840.

72 E. Thiel: Geschichte, S. 309–330.

73 Leonore Davidoff untersucht in ihrer Studie die verschiedenen Implikationen, Bedeutungen und Konfigurationen von Geschwisterschaft anhand von Fallstudien im 19. Jahrhundert. Davidoff, Leonore: Thicker than Water: Siblings and Their Relations, 1780–1920, Oxford: Oxford University Press 2012.

acht Uhr abends wurden zwei Gerichte zum Abendessen serviert, gefolgt von einem Gebet und Stille. Die Strafe für ein Vergehen bestand darin, dass das konkrete Missverhalten von einer Lehrperson auf einer für alle sichtbaren Tafel, der »Gesetzestafel«,⁷⁴ festgehalten wurde. Neben dem Vergehen wurde die Strafe verzeichnet, so dass alle Mädchen wussten, welche Konsequenzen sie für ihr Verhalten zu erwarten hatten. Jeden Donnerstag war die Anstalt für Besucher:innen geöffnet und die Mädchen mussten darauf vorbereitet sein, »Proben ihrer gesammelten Kenntnisse abzulegen«.⁷⁵ Bei solchen Besuchen sollte ein Geist der Fröhlichkeit herrschen. In den Berichten über die Schule wurde die in der Anstalt angeblich stets herrschende Heiterkeit besonders hervorgehoben. Therese von Dreger und ihr Ehemann legten großen Wert darauf, eine glückliche Familienkonstellation zur Schau zu stellen.⁷⁶

Im Institut Koppensteiner wurde die Bedeutung der Erziehungseltern zwar hervorgehoben, es scheint jedoch einen größeren Lehrkörper gegeben zu haben. Dadurch gab es mehr Ansprechpersonen und eine Inszenierung der familiären Situation war nicht in gleicher Weise umsetzbar. Für eine weniger pseudofamiliäre Atmosphäre spricht die Einführung einer wöchentlichen Zusammenkunft der Lehrkräfte, in der die Fortschritte der Schüler und Verbesserungen besprochen werden sollten.⁷⁷ Im Institut Koppensteiner wurde Geschwisterlichkeit, konkret das »schreiten Hand in Hand im schönen brüderlichen Verein«⁷⁸ beschworen, eine Formulierung, die eine militärische Note enthält. Außerdem herrschte ein strenges System der Körperpflege, der täglichen Routine mit festgesetzten Zeiten sowie das männliche Ideal der Abhärtung. In Koppensteiners Anweisungen für die Lehrer wurden Tätigkeiten erwähnt, die den Schülern nicht erlaubt waren, nämlich das Tabakrauchen und Schnupfen, das Kartenspielen und das unplanmäßige Essen oder Schlafen. Da viele Schüler nicht mit der Erstsprache Deutsch ans Institut kamen, mussten zu festgesetzten Zeiten bestimmte Sprachen gesprochen werden.⁷⁹

Verluste

Die Jahre 1839 und 1840 waren für die Familie Dreger schwierig. Während die Zahl der Mädchen in der Anstalt stabil blieb und es weniger Fluktuation unter dem Personal gab als in den Jahren zuvor, war das Privatleben des Paares von Verlusten geprägt. Einen Monat nachdem Gottfried von Dregers Vater, ein ehemaliger Beamter der kaiserlichen

74 Der Wanderer, 25.07.1840, S. 706f.

75 Wiener Zeitung, 07.09.1838, S. 275.

76 Diese Art der fröhlichen Zurschaustellung ist auch in anderen institutionellen Zusammenhängen zu finden. Deborah Cohen beschreibt in ihrer Darstellung der Heime für Kriegsveteranen nach dem Ersten Weltkrieg die gleichen Erwartungen und den singulären Fokus auf den emotionalen Zustand der Fröhlichkeit der Ex-Soldaten. Obwohl die Voraussetzungen und Ziele der Institution Internat und Kriegsveteranen-Heim unterschiedlich waren, kann die Abhängigkeit der Betreuten durchaus verglichen werden. Cohen, Deborah: *The War Come Home: Disabled Veterans in Britain and Germany, 1914–1939*, Berkeley: University of California Press 2001, S. 130f.

77 A. M. Koppensteiner: *Instruction*, S. 14f.

78 Ebd., S. 18.

79 Ebd., S. 16.

Hofkanzlei, im Alter von fünfundsiebzig Jahren gestorben war, gebar Therese ihr fünftes Kind, benannt nach der Kaiserin Karoline Auguste von Bayern (1792–1873).⁸⁰ Gottfried von Dreger's Mutter starb kurz darauf, gefolgt vom Tod von Caroline Augusta, die im Alter von sieben Monaten im Mai 1840 starb.⁸¹ Im Sommer 1840 übte die Schulbehörde Druck auf das Ehepaar aus, als bekannt wurde, dass eine Dienstmagd Gottfried von Dreger der groben Behandlung beschuldigt hatte. Dreger hatte die Magd »bis zur Mißhandlung gezüchtigt«⁸² und musste 40 Gulden Strafe zahlen. Als der Fall öffentlich bekannt wurde, wollte das Fürsterzbischöfliche Konsistorium Gottfried von Dreger die Lehrerlaubnis entziehen.⁸³ Hieronimus Oesterreicher, in seiner Funktion als Dechant der Schulinspektor des Dekanats, war der Familie von Dreger wohlgesonnen. Der Dechant konnte das Konsistorium davon überzeugen, dass es sich nur um eine »zeitliche Heftigkeit«⁸⁴ gehandelt habe, die den Ehemann von Therese erfasst, aber keine Unruhe unter den Schülerinnen verursacht habe und keinesfalls Ausdruck eines »unverbesserlichen gemeinschädlichen Charakters«⁸⁵ des Angeklagten sei. Ferner hätten sich die Schülerinnen kein böses Beispiel an dem Verhalten genommen.

Auch in seinem Berufsleben musste Gottfried von Dreger Veränderungen hinnehmen. Er verlor seinen Posten als Schreiber (Skriptor) in der Universitätsbibliothek und wurde Kassier der k. k. Staatsschulden-Cassa. Diese Position war rangmäßig ähnlich, aber vermutlich belastender. Gottfried von Dreger, der seit geraumer Zeit eine Veränderung seiner beruflichen Laufbahn anstrebte, sah in der in den Jahren 1839/40 intensiv beworbenen Erfindung der Daguerreotypie (einem Fotografie-Verfahren) eine Möglichkeit, um seine lang gehegte Absicht in die Tat umzusetzen.

Porträtfotografie im Jahr 1840 und ein Panoptikum in Währing

Gottfried von Dreger war von der neuen Methode der sogenannten Daguerre'schen Lichtzeichnung oder Daguerreotypie sofort begeistert, die, wenige Monate nach ihrer Erfindung in Frankreich, auch in Österreich populär wurde. Bereits Ende 1839 konnten in Wien Kupferplatten für Aufnahmen erworben werden.⁸⁶ Im Jahr 1840 erfand der Wiener Mathematiker und Physiker Joseph Petzval (1807–1891) ein Objektiv mit einer viel höheren Lichtstärke als dem französischen Fotografen Louis Daguerre (1787–1851)

80 SM Währing, 09.09.1839, der Herr Eugen Erwin von Dreger gew. k.k. Offizial der vormaligen Reichshofkanzley.

81 SM Währing, 19.02.1840, Frau Theresie von Dreger k.k. Reichshofkanzley Officials Witwe, Geb. Büchner. SM Währing, 15.05.1840, dem Herrn Gottfried von Dreger, Cassa Offizier der k.k. Staatsschuldencassa, s. Kind Caroline.

82 NÖLA, k.k. Polizeioberdirektion Wien, Sign. 2142, Bericht vom 03.02.1842.

83 Ursprünglich sollte sich seine Beteiligung am Unterricht auf Vertretungsunterricht bei Bedarf beschränken, doch nach mehreren Lehrerwechseln Mitte der 1830er Jahre und einem Vorfall, bei dem Kollegen und »Bekannte« in die Wohnstube gebracht wurden, übernahm Gottfried die volle Verantwortung für den Unterricht in den Hauptfächern und die praktischen Aufgaben.

84 DAW, Schulamtsakten 192/29/2b, Erzbischöfliches Konsistorium an die n.ö. Landesregierung.

85 Ebd.

86 Der Adler, 23.09.1839, S. 829.

für seine Versuche 1839 zur Verfügung gestanden hatte.⁸⁷ Petzval gab seine Erfindung bei dem Optiker Peter Wilhelm Friedrich von Voigtländer (1812–1878) in Auftrag. Das Objektiv wurde ein großer Erfolg, da durch die viel kürzere Belichtungszeit Porträtfotografie möglich wurde.⁸⁸ Eine Kamera mit einem Voigtländer-Objektiv kostete 1841 etwa 120 Gulden, die Hälfte der Jahresgebühr für eine Schülerin am Hausfrauenbildungsinstitut. Gottfried von Dreger, der nach dem Tod seiner Eltern vermutlich über zusätzliche finanzielle Mittel verfügte, beantragte eine Beurlaubung von seiner Stelle als Beamter, um mit dieser Kamera, die mit einem neuen Porträtobjektiv ausgestattet war, durch Westeuropa zu reisen. Er erhielt die Erlaubnis für einen sechswöchigen unbezahlten Urlaub und schilderte seine Reiseroute und seine Begegnungen in einem mehrseitigen Brief an Staatskanzler Clemens Fürst Metternich im Frühling 1841:

»Ich kam durch die allenthalben noch nie bekannte deutsche Verbesserung des Daguerreotypes, in 2 Minuten ohne Sonnenstrahlsbenützung eine lebende Person zu portraieren, vor die bedeutendsten Personen [...].«⁸⁹

Da es nicht üblich war, Fotografien zu datieren oder zu signieren, ist unklar, ob eine Aufnahme, die im Zuge dieser ungewöhnlichen Reise entstand, überliefert ist.⁹⁰ Dreger berichtete, dass er durch Vermittlung der Finanziers Rothschild in Paris dem französischen Botschafter vorgestellt worden sei, der ein Treffen zwischen Dreger und dem französischen König Louis-Philippe I. (1773–1850) im Louvre arrangiert habe. In den Tuileries fotografierte Dreger laut seiner Schilderung die Königsfamilie vor öffentlichem Publikum. Fest steht, dass Dreger am 1. März 1841 den Mitgliedern der *Akademie des Sciences* in Paris zwei Porträts zeigte, die ohne Sonnenlicht aufgenommen worden waren, wovon die Zeitschrift *L'Institut, Journal général des Sociétés de Travaux scientifiques de la France et de l'Étranger* berichtete.⁹¹

87 Gleichzeitig zu Daguerre und dessen langjährigen Forschungskollegen Nicéphore Niepce (1765–1833), entwickelte der englische Wissenschaftler William Henry Fox Talbot (1800–1877) ein Verfahren, das Papier als Schichtträger nutzte, um einfache Kontaktkopien anzufertigen. Jäger, Jens: Gesellschaft und Photographie. Formen und Funktionen der Photographie in England und Deutschland 1839–1860, Wiesbaden: Springer 1996, S. 5.

88 Tobisch, Valentina Ljubic/Kautek, Wolfgang: Die chemische Wirkung des Lichts und die frühe Kunst der Fotografie, in: Nachrichten aus der Chemie 71/11 (2023), S. 22–25. Frank, Hans: Photographen der 1840er und 1850er Jahre in Österreich (Daguerreotypisten, Kalotypisten, Ambrotypisten und Photographen), die sehr früh das Collodiumverfahren anwendeten, in: Christian Brandstätter (Hg.), Vom Zauber alter Licht-Bilder. Frühe Photographie in Österreich 1840–1860, Wien: Molden Edition 1981, S. 93–110.

89 ÖStA/HHStA StK Interioria Personalia 2–57, Gottfried von Dreger 1823–1841, Brief vom 20.03.1841. Der Bericht von Gottfried von Dreger an Metternich ist auch in einem wissenschaftsgeschichtlichen Beitrag aus dem Jahr 1931 nachzulesen. Mayr, Josef Karl: Reisebericht eines Photographen aus dem Jahre 1841, in: Die Umschau. Illustrierte Wochenschrift über die Fortschritte in Wissenschaft und Technik 35/49 (1931), S. 969–971.

90 Bei herkömmlichen Daguerreotypien, die Quecksilber enthielten, verschlechterte sich die Aufnahme mit der Zeit, weshalb fraglich ist, ob Dregers Aufnahmen noch erhalten sind.

91 L'Institut Journal des academies et societes scientifiques de la France et de l'Etranger, 18.03.1841, S. 89.

Mit dem an Staatskanzler Metternich gerichteten Bericht und den beigefügten Aufnahmen erhoffte sich Gottfried von Dreger eine Verbesserung seiner beruflichen Situation, mit der er sehr unzufrieden schien. Dreger hatte sich bereits um eine Stelle in der Hofkanzlei beworben und schon vor seiner Reise um einen Posten als Konsul oder ausländischer Diplomat angesucht. Möglicherweise sah Dreger das Aufkommen der Daguerreotypie als eine Gelegenheit, um den Staatskanzler von seinen Fähigkeiten zu überzeugen. Welche Eignung er für diesen Posten mitbringen würde, beschrieb er jedoch nicht. In den Beschreibungen der Zusammentreffen mit Mitgliedern von Herrscherfamilien in Frankreich, Großbritannien und Belgien inszenierte sich Dreger als patriotischer Beamter. Aus der Lektüre des letzten Absatzes des Briefes an Fürst Metternich geht hervor, wie sehr Gottfried von Dreger um Anerkennung rang, wobei er seine Ängste ungefiltert auf den Adressaten projizierte:

»E[uer] D[urchlauchts] Geduld muß, wenn Sie diese ärmlichen Zeilen je eines Blickes würdigen, bereits lange schon erschöpft sein und ich schließe meine lange, inhaltsleere Vorstellung mit der Entschuldigung, daß ich sie schrieb, um meine an E. D. einst gestellte Bitten um einen Posten als Consul, ja selbst als Courier zu rechtfertigen und nicht, wie einst Baron Stürmer und neuerlich Baron von Ottenfels ob vermeinter Gewinnsucht mich abwies, um Geld zu gewinnen, sondern um E. D. bei meiner Verwendung im Auslande als simpler Beobachter mehrfach zufrieden zu stellen oder höchstens einmal, wie es vielleicht diesmal der traurige Fall ist, zu langweilen.«⁹²

Im letzten Absatz gipfelte Dregers Wunsch nach Anerkennung ins Grotoske. Ein Mensch wie Metternich empfand den Brief vermutlich als Zumutung – sofern er ihn überhaupt erhielt. Metternich kämpfte um 1840 mit gesundheitlichen Problemen und sah sich seit dem Tod von Kaiser Franz mit politischen Intrigen seines Gegenspielers Franz Anton Graf Kolowrat-Liebsteinsky (1778–1861) konfrontiert.⁹³ Der Staatskanzler zeigte großes Interesse an neuen Techniken und Erfindungen, insbesondere der Daguerreotypie. Ob Gottfried von Dreger das wusste und sich deshalb als Botschafter dieser Technik präsentierte, lässt sich nicht feststellen. Für eine Veränderung seiner beruflichen Laufbahn fehlte es ihm an Protektion. Wie die Historikerin Waltraud Heindl am Beispiel von Josef Freiherr von Hammer-Purgstall (1774–1856) beschreibt, schien Fürst Metternich für Diplomatenposten keine »Poeten«, sondern »charakterlose Maschinen« zu bevorzugen.⁹⁴

Ein weiterer Aspekt ist die Frage, warum Gottfried von Dreger einen Posten im Ausland anstrebte. Er war für das Institut seiner Frau eine wichtige Ressource als Lehrer. Umso mehr verwundert es, wie nachdrücklich er bereits vor seiner gewalttätigen Ausschreitung gegen eine Dienstmagd versuchte, eine berufliche Veränderung zu erwirken, die ihn über lange Zeit von seiner Familie entfernt hätte. Sein Angebot als Diplomat oder Beobachter im Ausland tätig zu sein, deutet nicht darauf hin, dass er vorhatte, seine Familie mitzunehmen.

92 ÖStA/HHStA StK Interioria Personalia 2–57, Gottfried von Dreger 1823–1841, Brief vom 20.03.1841.

93 W. Siemann: Metternich. Stratege und Visionär, S. 210–218.

94 Hammer-Purgstall, Josef Freiherr von: Erinnerungen aus meinem Leben 1774–1852, Wien/Leipzig 1940, S. 236, zitiert in W. Heindl: Rebellen, S. 56.

Als der Fotograf nach Währing zurückkehrte, wartete er vergeblich auf eine Rückmeldung des Staatskanzlers. Dreger wandte sich einem neuen Projekt zu und versuchte sich als Unterhaltungsunternehmer zu etablieren: Er arbeitete an der Gestaltung einer Ausstellung mit optischen Spezialeffekten, die er *Panopticon* nannte und die im Sommer 1842 in einem Nebengebäude der Hausfrauenbildungsanstalt eröffnet wurde. Diese Ausstellung wurde als »optische Warte« bezeichnet und in den großen Wiener Zeitschriften und Zeitungen als »Kunstmerkwürdigkeit« für ein interessiertes Publikum beworben. Berichten zufolge bestand die Ausstellung aus einer Aussichtsplattform unter freiem Himmel mit Blick auf die Wiener Stadtkulisse sowie aus mehreren Ausstellungsräumen. Ein Raum war ein sogenanntes katoptrisches Kabinett, gefertigt vom Optiker Wenzel Prokesch (1796–1860), in dem Spiegel in Form eines Achtecks angeordnet waren, die durch den Einsatz einer *Camera Transparens* einen optischen Effekt erzeugten, so dass Szenen aus Wien und Umgebung an der Wand zu schweben schienen. In einem anderen Raum, genannt *Europorama* wurde ein »Flug durch ganz Europa«⁹⁵ mit dreißig Gemälden von europäischen Städten gezeigt. Für die »interessierte Jugend«⁹⁶ gab es eine Karte mit den verschiedenen Routen zwischen den auf den Landschaftsbildern dargestellten Städten. Für die »Damen« war ein sogenanntes »magisches Kabinett« mit bequemen Sesseln eingerichtet, in dem sie sich in ein Album mit Autogrammen vertiefen konnten. Gottfried von Dreger verstand es, die Werbetrommel für sein Panoptikum heftig zu rühren.⁹⁷

Den für Schulangelegenheiten zuständigen Beamten der Landesregierung und des Fürsterzbischöflichen Konsistoriums blieben die langen und ausladend gestalteten Inserate nicht verborgen. Bald nach Erscheinen der ersten Anzeige wandte sich die Niederösterreichische Landesregierung an den Klerus und forderte den zuständigen Dechant Hieronimus Oesterreicher auf, das *Panoptikum* zu besuchen und einen Bericht zu verfassen. Der Vizepräsident der Niederösterreichischen Landesregierung, Anton Freiherr von Lago (1782–1858), warnte vor den möglicherweise schädlichen Auswirkungen einer solchen Ausstellung für die Schülerinnen:

»Daß diese weibliche Bildungs-Anstalt in deren Nähe jeder störende Zusammenlauf von Schaulustigen weder schicklich noch ersprießlich zu seyn scheint, mit dem Panopticon in einem und demselben Gebäude untergebracht ist; [...]«⁹⁸

Die Behörden waren nicht nur wegen der möglichen Schaulustigen besorgt, sondern auch wegen der Wirkung, die die Ausstellung auf junge Mädchen haben könnte. In der Korrespondenz wurde abgewogen, ob es überhaupt ratsam sei, die Fortsetzung der Ausstellung zuzulassen. In der Werbung für die Ausstellung war ihr Wert für das Fach Geo-

95 Der Adler, 16.08.1842, S. 314.

96 Ebd.

97 WB, Sammlung Handschriften, Sing. H.I.N.–47237, Gottfried von Dreger an Adolf Bäuerle, Wien am 22.11.1842. So versuchte er z.B. den Redakteur der Wiener Theaterzeitung, Adolf Bäuerle, für die Bewerbung seines Panoptikums zu gewinnen.

98 Anton Freiherr von Lago war Vizepräsident der Niederösterreichischen Landesregierung und gemeinsam mit dem Präsidenten Johann Talatzko Freiherr von Gestieticz für die Schulangelegenheiten zuständig. DAW, Schulamtsakten 192/27/4d, Anton Freiherr von Lago: Von der k.k. noe. Regierung, Wien am 11.08.1842.

graphie ausdrücklich hervorgehoben worden. Dreger betonte, dass seine Bestrebungen für die Schülerinnen von Nutzen seien:

»denn was der todte Buchstabe niemals und die colorirten Landkarten und Bilderchen nur unvollkommen erwecken, nämlich eine lebendige Erfassung und treue Bewahrung des geographischen Wissens, das gewähren die mit künstlerischer Wahl ausgesuchten Ansichten der Europäischen Hauptstädte [...]«⁹⁹

Das Argument war durchaus naheliegend: Wie andere Schulen für ein wohlhabendes Klientel verfügte auch das Institut über Bildersammlungen und eine Mineraliensammlung.¹⁰⁰

Dechant Oesterreicher besuchte wie befohlen die Ausstellung und das Institut und befand, dass das *Panoptikum* mit »seltener Kunstfertigkeit und besonderem Fleiße ausgeführt« sei.¹⁰¹ Er empfand den Besuch als sehr amüsant und versicherte der niederösterreichischen Regierung, dass wegen des hohen Eintrittspreises für den Besuch der Ausstellung kein Ansturm von unwürdigen Zuschauern zu erwarten sei.¹⁰² Bisher seien nur fünf bis sechs Personen pro Tag gekommen. Außerdem habe Gottfried von Dreger auf Empfehlung eines katholischen Pfarrers eine Aufsichtsperson angestellt, die für Ruhe und Ordnung sorgen sollte. Das Hausfrauenbildungsinstitut verfüge zudem über einen eigenen Eingang, sodass keine Ablenkung durch die *Panoptikum*-Ausstellung entstehen könne. Der Dechant betonte, dass er keinen unsittlichen Einfluss der Ausstellung auf die Besucher oder Schülerinnen festgestellt habe, und er wiederholte, dass die Ausstellung kein Spektakel für den »Pöbel« sei. Oesterreicher schlug vor, das *Panoptikum* weiter geöffnet zu lassen, zumal die Genehmigung für die Ausstellung ohnehin auf die Sommermonate beschränkt war. Die Anwesenheit einer Aufsichtsperson vor Ort beruhigte die Behörden und sie stellten die Ermittlungen ein.

Wer schaut, wer wird gesehen? Geschlechtsspezifische Blickordnungen

Die Ängste der Behörden im Hinblick auf die Schülerinnen verdienen eine genauere Untersuchung. Die Überlegungen von Vertretern des Klerus und Beamten machen gesellschaftliche Normen und Erwartungen an Mädchen (und Frauen) sichtbar. Dabei wird auch erkennbar, wie wichtig es den Behörden war, Kontrolle über deren Handlungsradius auszuüben. Bei der Begründung des behördlichen Eingreifens wurde stets das Kindeswohl beschworen.

In diesem Abschnitt geht es um geschlechtsspezifisch geprägte Blickregime, die Machtverhältnisse widerspiegeln und zu ihrer Festigung beitragen. Arbeiten aus dem

99 Wiener Zeitung, 25.08.1842, S. 1746.

100 Bote von Tyrol, 20.07.1837, S. 467.

101 DAW, Schulamtsakten 192/27/4b, Hieronimus Oesterreicher: Hochwürdigstes fürsterzbischöfliches Konsistorium 30.08.1842.

102 Die geringe Besucherzahl war möglicherweise auf den relativ hohen Eintrittspreis zurückzuführen, der sich auf einen Gulden pro Erwachsenen belief, der je ein Kind kostenlos mitbringen konnte. Für jedes weitere Kind wurde ein halber Gulden erhoben. Als die Ausstellung ein Jahr später in den Sommermonaten wieder eröffnet wurde, war der Eintrittspreis deutlich niedriger.

Bereich der Filmtheorie vermitteln ein Verständnis für die Präsentation des *Panoptikums* und die Beschreibung von »Blickordnungen« in Eduard von Bauernfelds Theaterstück, in denen Geschlechternormen hergestellt und fortgeschrieben wurden. Die Filmwissenschaftlerin Linda Williams beschäftigte sich mit dem Moment, in dem eine Frau ihren Blick auf etwas oder jemanden richtet. Laut Williams vermeidet die weibliche Protagonistin im klassischen narrativen Kino es häufig, den Blick des begehrenden Mannes zu erwidern. Viele Heldinnen des Stummfilms seien blind, was symbolisch für eine Abwesenheit von Begehren stehe. Diese Blindheit ermöglicht es dem männlichen Protagonisten, die Frau aus sicherer Distanz zu betrachten, ohne dass sie seinen Blick erwidert oder ihr eigenes Begehren zeigt.¹⁰³ Selbst wenn sie nicht blind wäre, würden niedergeschlagene Augen sexuelle Reinheit signalisieren.¹⁰⁴

In seinem Stück »Großjährig« lässt Eduard von Bauernfeld die Schülerinnen mit niedergeschlagenen Augen auf dem Institutsgelände spazieren gehen. Niedergeschlagene Augen waren für zwei Tätigkeiten erforderlich, die im 19. Jahrhundert als typisch weiblich konzipiert und oft gemeinsam ausgeführt wurden: Handarbeit und Beten. Bei der Ausstellung von Gottfried von Dreger war das Gegenteil gefragt: Stehen, Gehen, aktives Betrachten von Abbildungen oder der Blick auf den Horizont, die Silhouette der Stadt Wien. Die Tatsache, dass ein spezieller Raum für »Damen« eingerichtet wurde, in dem sie, eine sitzende Position einnehmend, die Augen auf ein Album mit Autogrammen richteten, zeigt, dass der Großteil der Ausstellung für den männlichen Blick konzipiert war. In der Diskussion über die Zulässigkeit der Ausstellung am Institutsgelände betonten die Behörden die gefährliche Möglichkeit, dass die Mädchen selbst zu einer Attraktion für neugierige Zuschauer werden könnten. Eine weitere Möglichkeit, die nicht erwähnt wurde, bestand darin, dass die Mädchen selbst zu Betrachterinnen werden und die Beschäftigung mit einer solchen Ausstellung und deren Besucher:innen Begehrlichkeiten wecken könnten. Die geschlechtsspezifisch idealtypischen Verhaltensweisen im Hinblick auf Blickregime sind ein wichtiges Element in Eduard von Bauernfelds Stück. Der Charakter Onkel Blase fordert sein Mündel Hermann auf, Auguste anzusehen, um die Vorzüge ihrer Erscheinung zu beurteilen. Als das zukünftige Paar schließlich zusammen und allein in einem Zimmer ist, nimmt Auguste eine sitzende Position ein und beginnt mit niedergeschlagenen Augen, Seide zu wickeln. Hermann geht im Zimmer umher und sagt zu sich selbst: »Ich sollte sie ansehen – aber sie sieht nicht zu mir auf.«

»Auguste (trällert bei der Arbeit).

Hermann (räuspert sich).

Auguste (aufblickend, lässt die Arbeit sinken). Junger Herr! Sie sind hier?

Hermann (nähert sich ein wenig). Ja, mein Fräulein.

Auguste. Richtig! Sie sollen mir ja Gesellschaft leisten.

Hermann. Das thue ich (Blickt ihr starr in die Augen, dann für sich.) Sie ist wirklich

103 Zu Laura Mulvey's Konzept des *male gaze* siehe Chaudhuri, Shohini: *Feminist Film Theorists: Laura Mulvey, Kaja Silverman, Teresa de Lauretis, Barbara Creed*, London/New York: Routledge 2006, S. 31–44.

104 Williams, Linda: *When the Woman Looks*, in: Mary Ann Doane/Patricia Mellencamp/Linda Williams (Hg.), *Re-Vision: Essays in Feminist Film Criticism*, Los Angeles: University Publications of America 1984, S. 83–99, hier S. 83.

hübsch – aber sagen mag ich ihr's nicht.

Auguste. Warum betrachten Sie mich so aufmerksam?

Hermann. Der Vormund will – (Betrachtet sie wieder.) Das heißt – arbeiten Sie nur weiter.

Auguste (Seide wickelnd, wie oben). Sie können meinen Blick nicht aushalten?¹⁰⁵

In dieser Szene stellt Eduard von Bauernfeld den aktiven Blick des Charakters Auguste der zögernden Figur Hermann gegenüber. Obwohl Hermann zunehmend für seine Geschäfte verantwortlich sein soll, wird er in Wirklichkeit von seinem Vormund Blase und dem Berater Spitz vollständig überwacht und geleitet. Nach diesem Dialog zwischen Hermann und Auguste inszeniert Bauernfeld einen Rollentausch im körperlichen Ausdruck und im Verhalten der beiden. Hermann blickt nach unten, wenn Auguste ihn ansieht, sie steht auf und Hermann setzt sich nieder, schlägt die Beine übereinander und schaut sogar einmal zu ihr auf. Das Stück »Großjährig« endet mit der Aussicht auf eine Ehe zwischen den Figuren Auguste und Hermann. Die Ehe, die für Auguste als einziger sinnvoller Lebensinhalt dargestellt wird, wird für Hermann zum neuen Regime. Sowohl im Stück als auch in den Diskussionen rund um die Panoptikum-Ausstellung auf dem Anwesen des Ehepaares Dreger spielt der männliche Blick und das weibliche Nicht-sehen-sollen eine wichtige Rolle. Betrachtet man die Zeichnung, mit der im August 1842 für das Institut geworben wurde (Abb. 11), als die Panoptikum-Ausstellung von den Behörden scharf kritisiert wurde, so stellt sich die Frage, ob die geschlossenen Fensterläden und die besondere Betonung des Zauns eine zusätzliche Bedeutung hatten. Neben der Abbildung des Hauses könnte der Zweck der Darstellung darin bestanden haben, den Eindruck zu erwecken, dass die Mädchen kein Teil des Spektakels waren. Dafür sprechen die meisten anscheinend verschlossenen Fenster, die begehrliche Blicke nicht zulassen.

Blickordnungen wurden durch die Erfindung des neuen Mediums Fotografie neu verhandelt. Wenn man über Privilegien verfügte, gab es durchaus die Möglichkeit, sich Blicken zu entziehen. Kaiserin Elisabeth von Österreich praktizierte das ab den 1850er-Jahren, indem sie kaum fotografische Aufnahmen von sich im Familienverband zuließ und aktiv in den Prozess der Vervielfältigung ihrer Abbildung eingriff.¹⁰⁶

Ein rascher Rückgang

Ab 1841 geriet das Ehepaar Dreger in finanzielle Schwierigkeiten, worauf die Inserate für die Vermietung von Räumen hindeuten. Bereits im Frühjahr 1841 wurde eine »Sommerwohnung« im Gebäude des Hausfrauenbildungsinstituts, vorzugsweise für ein Ehepaar mit Töchtern, inseriert.¹⁰⁷ Im Juni 1842 folgte eine Anzeige, in der Wohnungen für ein Jahr um sechzig bis achtzig Gulden im Haus Nr. 59 in Währing angeboten wurden. Zusätzlich wurde die Vermietung des an die Schule angeschlossenen Weinkellers inse-

105 Bauernfeld, *Großjährig*, Akt 2, Szene 6.

106 Gruber Florek, Olivia: The Absent Empress. Photomontage, Monarchy, and Celebrity in the Nineteenth Century, in: Werner Telesko (Hg.), *Die Repräsentation der Habsburg-Lothringischen Dynastie in Musik, visuellen Medien und Architektur*, Wien/Köln/Weimar: Böhlau 2017, S. 80–94.

107 Wiener Zeitung, 14.04.1841, S. 644.

riert.¹⁰⁸ Die Knappheit der Geldmittel macht sich visuell durch die stetige Verkleinerung der Anzeigen für das Institut bemerkbar. In der Hoffnung auf einen Neuanfang richtete Therese von Dreger im Jänner 1842 eine Bitte an die Schulbehörden, den Standort des Instituts von Währing in die Wiener Innenstadt verlegen zu dürfen. Im selben Monat wandte sich Gottfried von Dreger mit der Bitte um Bewilligung eines »Bildungs-, Erheiterungs- und Lesevereins für Damen«¹⁰⁹ an das Wiener Magistrat. Das Vorhaben wurde nie realisiert und war nicht näher beschrieben. Die Polizeidirektion der Alservorstadt wurde beauftragt »über das in Frage stehende Unternehmen des v. Dreger'schen Ehepaares, überhaupt, ehemöglichst anhin mitzuteilen.«¹¹⁰ Im Polizeibericht wird die Abnahme der Schülerinnenzahl konkret beziffert, nämlich, »daß die Zahl der Zöglinge sich jetzt nur auf 15 beläuft, deren es vor nicht langer Zeit noch bei 50 waren.«¹¹¹ Einige Eltern hatten ihre Töchter aus der Schule genommen, nachdem die Verurteilung Gottfried von Dregers wegen der Züchtigung einer Dienstmagd bekannt geworden war. In dem Bericht wurde angemerkt, dass es abgesehen von diesem Vorfall zu keinen weiteren negativen Vorfällen gekommen war. Der Regierungsbeamte Anton Freiherr von Lago argumentierte, dass die Behörden übereingekommen wären, dass der Zweck, die Mädchen durch praktische Kenntnisse in der Hauswirtschaft auf ihre künftige Aufgabe als Hausfrauen vorzubereiten, nicht erfüllt werde, wenn das Institut in der Stadt Wien angesiedelt sei, wo keine praktischen Kenntnisse in der Landwirtschaft vermittelt werden könnten.¹¹² Angesichts der häufigen Übersiedlungen anderer Institute hatte die abschlägige Entscheidung möglicherweise mit einem Argument des Fürsterzbischöflichen Konsistoriums zu tun, dass »die ausgesprochen beschränkte Tendenz der Unternehmerin«¹¹³ keine Erwartungen auf einen neuerlichen Aufschwung zuließe. Obwohl sich ihr Ehemann einer Gesetzesübertretung schuldig gemacht hatte, wurde Therese von Dreger die Fähigkeit zur Leitung ihres Instituts abgesprochen. Das legt nahe, dass sie sich den Normen und Erwartungen der Schulaufsicht nicht ausreichend angepasst hatte. Darauf deutet auch der verärgerte Brief an den Priester Karl Eckl hin.

Zudem müssen die Kosten für die Reise durch Europa mit fotografischem Equipment und die Ausstattung der Panoptikum-Ausstellung enorm gewesen sein. Offensichtlich hatte die Vermarktung der Reise nicht die erhofften Einnahmen generiert. Nachdem die Ausstellung in den Sommermonaten des Jahres 1842 in Währing für ein zweites Jahr eröffnet worden war, verlegte Gottfried von Dreger sie in die Stadt, konkret in die Weihburggasse. Die Polizeibezirksdirektion Kärtnerviertel sprach sich für eine Genehmigung aus und Dreger durfte mit Transparenten und Ankündigungstafeln für die Ausstellung werben.¹¹⁴ Im Juni 1843 wurde sie am Institutsgelände in Währing wiedereröffnet, allerdings mit einem deutlich niedrigeren Eintrittspreis als im Sommer zuvor – möglicherweise, um mehr Besucher anzulocken.¹¹⁵ Bei den Überlegungen der

108 Wiener Zeitung, 22.06.1842, S. 1039.

109 NÖLA, k.k. Polizeioberdirektion Wien, Sign. 2142, Bericht vom 03.02.1842.

110 Ebd.

111 Ebd.

112 NÖLA, k.k. Polizeioberdirektion Wien, Sign. 2142, Bericht vom 23.04.1834.

113 NÖLA, k.k. Polizeioberdirektion Wien, Sign. 2142, Bericht vom 22.02.1842.

114 NÖLA, k.k. Polizeioberdirektion Wien, Sign. 2142, Bericht vom 10.11.1842.

115 Wiener Zeitung, 07.06.1843, S. 1210.

Behörden, ob die Verlegung zurück auf das Institutsgelände gestattet werden sollte, spielte das Argument eine Rolle, dass die Ausstellung ohnehin kaum Besucher verzeichnete und somit kaum Schaden anrichten könne.¹¹⁶ Im Herbst 1843 erschien das letzte Inserat für die Bewerbung der Aufnahme von Mädchen in das Institut. Zeitgleich brachte Therese von Dreger im Alter von einundvierzig Jahren das letztgeborene Kind des Ehepaares zur Welt: Mathilde.¹¹⁷ Im März 1844 waren keine Schülerinnen mehr am Institut. Therese von Dreger schloss das Institut offiziell im April 1844.¹¹⁸ Im selben Monat inserierte ihr Ehemann Gottfried seine Suche nach einem Geschäftspartner für den Versuch, ein Unternehmen für Seiden-, Baumwoll- und Schafwollproduktion zu gründen. Möglicherweise hoffte er, an der nach wie vor florierenden Seidenindustrie zu partizipieren, doch dieses Projekt erwies sich als eine weitere Sackgasse.¹¹⁹ Gleichzeitig meldete er ein »Privilegium für die Erfindung und Verbesserung in der Benützung eines Dunstlichtes«¹²⁰ an. In Bezug auf den Verkauf des Gebäudes wandte sich Gottfried von Dreger in Wir-Form als Ehepaar Dreger an die Behörden, diesmal mit der Bitte das Haus in ein Theater und den Garten in eine Arena umgestalten zu dürfen, »wo alle Schaustücke, Opern ausgenommen, dargestellt werden sollen.«¹²¹ Zusätzlich war die Eröffnung eines Restaurants oder Kaffeehauses angedacht. Gottfried von Dreger war zu diesem Zeitpunkt der Autor einer regelrechten Flut an behördlichen Ansuchen. Im Zuge der Bitte um die Umfunktionierung des Hauses stellte Dreger zahlreiche Überlegungen an, wie das Haus unternehmerisch genutzt werden könnte. Die Polizeihofstelle beurteilte diese Überlegungen kritisch, das Gebäude sei zu weit weg von der Stadt und Dregers unternehmerische Fähigkeiten begrenzt: »Aus der so eben versuchten Betrachtung des Sachverhaltes geht hervor, daß Bittsteller [...] zur Realisierung aller von ihm projektirten Unternehmungen nicht geeignet erscheint [...].«¹²² Wenig später wandte sich Dreger an die Staatskanzlei und damit an Metternich, um Empfehlungen für eine Reise nach »Belgrad, Bukarest, Galatz und den Orient«¹²³ zu erhalten.

An wen das Haus schließlich verkauft wurde ist unklar. Im Jahr 1846 wurden die Stockwerke in Wohnungen aufgeteilt und mit oder ohne Garten vermietet.¹²⁴ In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde darin eine orthopädische Heilanstalt eröffnet.¹²⁵ Der Versuch die Schule in ein Unterhaltungsunternehmen umzuwandeln, stellt eine Parallele zu Anton Michael Koppensteiners Aktivitäten dar: Er eröffnete auf dem

116 NÖLA, k.k. Polizeiobdirektion Wien, Sign. 2142, Bericht vom 18.05.1843.

117 TM Währing, 09.10.1844, Mathilde Maria Theresia von Dreger.

118 DAW, Schulamtsakten 189/4/2, Therese von Dreger legt ihre Befugnis zurück.

119 Wiener Zeitung, 12.04.1844, S. 523.

120 Wiener Zeitung, 23.03.1844, S. 657.

121 NÖLA, Polizeiobdirektion Wien, Sign. 2142, Bericht vom 16.03.1844; ÖStA, AVA Inneres PHST 1913, Bericht vom 04.07.1844.

122 NÖLA, Polizeiobdirektion Wien, Sign. 2142.

123 ÖStA/HHStA, Ministerium des Äußeren, AR 11-7-15, Parteisache: Dreger, Gottfried von, Brief an Staatskanzlei, Wien am 07.07.1844.

124 Wiener Zeitung, 07.05.1846, S. 728.

125 Seis, Eduard: Führer durch Wien und Umgebung. Praktisches Handbuch für Reisende und Einheimische, Wien: Lechner 1878, S. 19.

Institutsgelände eine Molkencuranstalt¹²⁶ und ein Casino.¹²⁷ Koppensteiner vermietete ebenfalls Sommerwohnungen.¹²⁸ Nach seinem Tod im Alter von 56 Jahren im Jänner 1843 verkaufte seine Witwe schließlich die Häuser und Grundstücke.¹²⁹

Die Hausfrauenbildungsanstalt wird 1845 im Kontext einer musikalischen Aufführung erwähnt, die zeigt, dass Gottfried von Dreger weiterhin versuchte, mit Unterhaltung unternehmerisch aktiv zu sein. Er gründete gemeinsam mit der Opernsängerin Anna Maria Wilhelmine van Hasselt-Barth (1813–1881), die als musikalische Leiterin auftrat, einen Damen-Gesangsverein.¹³⁰ Am 24. März 1845 fand die Generalprobe für die erste Aufführung des Vereins statt. Zu dieser waren 300 Gäste aus Kreisen des Wiener Hofes sowie der Theater- und Musikszene eingeladen. Da die Wiener Zeitungen nicht über die Aufführung berichteten, ist davon auszugehen, dass die Berichterstattung ebenso untersagt wurde, wie auch die eigentliche Aufführung. In der von 1841 bis 1941 in Leipzig erscheinenden Musikzeitschrift »Signale für die musikalische Welt« wurde die Aufführung des Damen-Gesang-Vereins, bei der Stücke einiger zeitgenössischer Komponisten und auch Gottfried von Dregers aufgeführt wurden, heftig kritisiert. 45 Frauen und Mädchen sangen geleitet von Hasselt als Dirigentin.

»[...] endlich traten noch vier kleine Mädchen auf, die Karten spielten, in Rococo-Kleider gehüllt waren, und in Versen eine komisch seinsollende Scene aufführten, die ebenfalls von Dreger verfaßt war, aber für so kleine Kinder so viel Unpassendes enthielt, daß Erwachsene hätten erröthen müssen, und Herr Dreger hatte doch früher eine – Kindererziehungs-Anstalt!!! [sic] So endete jene geheimnißvolle Generalprobe, unter dem Secretariat des Herrn Gottfried von Dreger.«¹³¹

Ohne zusätzliche Quellen ist eine Einordnung dieses Zitats schwierig. Die Tatsache, dass die Aufführung des Stücks polizeilich verboten wurde, deutet darauf hin, dass die bei der Aufführung anwesenden Vertreter der Polizei Gefahr in Verzug sahen. Die Tatsache eines Chors mit ausschließlich weiblichen Mitgliedern, der von einer Frau dirigiert wurde, trug vermutlich nicht zum Wohlwollen der Behörden bei. Auch in anderen Bereichen taucht der Name Gottfried von Dreger auf, während Therese von Dreger nach dem letzten Inserat für die Schule im Herbst 1843 aus der Öffentlichkeit verschwand. Bis zu ihrem Tod kurz vor ihrem 48. Geburtstag im Jahr 1850 in Tárnok, einem Ort in der Nähe

126 Wiener Zeitung, 09.05.1838, S. 633.

127 Wiener Zeitung, 08.05.1838, S. 623.

128 Wiener Zeitung, 02.04.1839, S. 17.

129 Wiener Zeitung, 03.05.1843, S. 14.

130 Ein gemeinsamer Brief an den Komponisten Anton Emil Titl ist in der Wienbibliothek überliefert. Darin baten sie Titl um seinen kompositorischen Beitrag zur Aufführung. WB, Sammlung Handschriften, Sign. H.I.N.–6856, Maria Wilhelmine Hasselt-Barth und Gottfried von Dreger an Anton Emil Titl (1809–1882), o.O. am 13.02.1845. Die Initiative wurde möglicherweise durch die Aktivitäten der Ballettlehrerin Josepha Weiss inspiriert. Sie unternahm mit ihren Schülerinnen zur gleichen Zeit Reisen, um Aufführungen zu geben. ÖStA/HHStA, Ministerium des Äußeren, AR Parteisachen 7–6, Josepha Weiss, Ballettmeisterin, Rückkehr nach dem Auftritt in London und Paris mit den ihr reisenden 36 Mädchen.

131 Signale für die musikalische Welt, Heft 18, April 1845, S. 139f.

von Budapest, wurde sie lediglich in Gerichtsakten erwähnt, die Prozesse über ausstehende Zahlungen ihres Mannes betrafen. Eine Ausnahme bildet eine Quelle in der angemerkt wird, dass Gottfried von Dreger seine Familie in der Nähe von Budapest besucht habe, während er in der Wiener Leopoldstadt residierte.¹³² Nach zahlreichen Versuchen mit Fabrikzeugnissen unternehmerisch tätig zu werden oder als Autor Fuß zu fassen, wurde Dreger 1855 von seinem Posten an der k.k. Staatsschulden-Kassa wegen Krankheit beurlaubt und starb im Jahr darauf.¹³³

Das Hausfrauenbildungsinstitut thematisiert die Chancen und Herausforderungen unternehmerischer Tätigkeit von Frauen und gibt Einblicke in die Verhandlung und Vermittlung geschlechtsspezifischer Normen. Restriktion und Innovation waren eng miteinander verflochten, der Drang nach Bildung und Unterhaltung brachte vielerlei Projekte hervor, wobei der Tatendrang Gottfried von Dregers von den Behörden zunehmend kritisch gesehen wurde.¹³⁴ Die Existenz des Instituts diente der Ausbildung künftiger Hausfrauen im Sinne von Haushaltsvorständinnen. Neben den Bildungszielen und der Hoffnung auf ökonomischen Erfolg, scheint die öffentliche Anerkennung eine wichtige Triebkraft für die Aktivitäten von Therese und Gottfried von Dreger gewesen zu sein. Das von Anton Michael Koppensteiner gegründete Institut verfolgte eine ähnliche Werbestrategie und war ebenfalls bestrebt, Nähe zum kaiserlichen Hof zu demonstrieren. In einer Gesellschaft ohne Sozialleistungen war die Protektion durch ein Mitglied der kaiserlichen Familie oder durch ranghohe Adelige mit politischer Funktion die aussichtsreichste, wenn auch unsichere, Chance auf Erfolg. Das Ehepaar Dreger stammte aus Beamtenkreisen. Laut Waltraud Heindl stellten diese die wichtigste Gruppe dar, die »der Kultur in den Städten der Monarchie zumindest in der Zeit der dreißiger und vierziger Jahre des 19. Jahrhunderts ihren Stempel aufprägte.«¹³⁵ Das Institut ermöglichte es Therese von Dreger, sich zwölf Jahre lang als Expertin für die Erziehung von Hausfrauen zu positionieren. Während allerdings Anton Michael Koppensteiner sein Erziehungsprogramm als eigenständige Publikation veröffentlichte, nutzte Therese von Dreger lediglich den Raum in Printmedien für die Darstellung und Bewerbung ihres Instituts. Ob die Bildungsinhalte den satirischen Kommentaren Bauernfelds in seinem Stück »Großjährig« glichen, lässt sich unter anderem deshalb nicht beurteilen, weil sich die Frage stellt,

132 NÖLA, Polizeioberdirektion Wien, Sign. 2142, k.k. Polizeibezirksdirektion Leopoldstadt, Bericht vom 13.01.1846.

133 SM Währing, 10.02.1856, Gottfried von Dreger, k.k. Provinzial-Zollamts-Kontrollor, Witwer, gebürtig von Wien. Sein Todesort ist die »k.k. Irrenanstalt«, weshalb Dreger in Behandlung war, ist nicht dokumentiert.

134 Für Dreger, der mit immer neuen Ideen versuchte sich gesellschaftlich zu positionieren und ökonomisch abzusichern, ist der Begriff des »Projektemachers« zutreffend, siehe Brakensiek, Stefan: Projektemacher. Zum Hintergrund ökonomischen Scheiterns in der Frühen Neuzeit, in: Stefan Brakensiek/Claudia Claridge (Hg.), *Fiasko – Scheitern in der Frühen Neuzeit*, Bielefeld: transcript Verlag 2015, S. 39–58.

135 W. Heindl: Bürokratisierung, S. 197.

welcher Maßstab anzulegen wäre. Aus heutiger Sicht waren die Inhalte der Mädchenbildung in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts sehr beschränkt. Im Vergleich zu Anton Michael Koppensteiners Erziehungsplan, der aufbauendes Wissen vermittelte, lag der Fokus auf der Vermittlung praktischer Fähigkeiten. Intellektuelle Fähigkeiten auszubilden war weder das Ziel des Instituts noch etwas, das von den Schulbehörden begrüßt worden wäre.

Das Haus Nr. 59 in Währing, in dem die Mädchen auf ihre häuslichen Pflichten vorbereitet wurden, war gleichzeitig ein Internat und das Zuhause des Ehepaares Dreger und ihrer acht Kinder, von denen zwei in jungen Jahren starben. Die Eltern von Gottfried von Dreger lebten bis zu ihrem Tod ebenfalls dort mit der Familie.¹³⁶ Abgesehen von Gottfried Junior wurden alle Kinder – Friedrich, Therese Maria Octavica, Maria, Benjamine Theresia und Mathilde – mit Hilfe der Hebamme Aloisia Oesterreicher im Schulgebäude geboren.¹³⁷ Die Kinder und Enkelkinder der Familie schlugen teilweise künstlerische Karrieren ein, bekannt wurde die Sängerin Maria Löwe-Destinn, geb. Dreger (1838–1921) oder der Enkel des Paares, Tom von Dreger (1868–1948), der als Künstler, unter anderem als Porträtmaler, Karriere machte.

Das Institut bot der Familie Dreger die Möglichkeit, in einem gutshofähnlichen Anwesen zu leben, was für einen Beamten in Gottfried von Dregers Position sonst nicht erschwinglich gewesen wäre, doch der Herkunft von Therese von Dreger entsprach. Die Schule war nicht nur ein Ort des theoretischen Lernens und des Handarbeitsunterrichts, sondern die Mädchen leisteten im Rahmen ihrer praktischen Ausbildung unentgeltlich landwirtschaftliche Arbeit und halfen beim Unterrichten. An diesem Ort der Produktion wurden Mädchen im Alter von fünf bis neunzehn Jahren auf ihre zukünftige Rolle vorbereitet. Wie effizient, konstruktiv oder in bestimmten Aspekten missbräuchlich diese Erziehung war, lässt sich nicht feststellen.

Das von Anton Michael Koppensteiner geleitete Knabeninstitut vermittelte den Schülern bürgerliche Werte in einer Gesellschaft, die sich auf dem Weg ins industrielle Zeitalter befand, was in den technisch orientierten Inhalten erkennbar wird. Ehe und Monogamie wurden anhand des Vorbildes der Erziehungseltern vorgelebt. Es wurde besonderer Wert auf die Ausübung von Gebeten, eine kontinuierliche Überwachung sowie die Gewährleistung einer angemessenen Körperhygiene gelegt. Durch die kurzzeitige Erziehung des afrobrasilianischen Knaben Emanuel Rio wurde zudem an einer imperialen »Zivilisationsmission« teilgenommen. Bemerkenswert ist, dass Anton Michael Koppensteiner, anders als das Ehepaar Dreger, nicht aus Beamtenkreisen stammte: Sein Vater war Tagelöhner und seine Mutter stammte aus einer Weberfamilie.¹³⁸

136 SM Währing, 18.06.1836, Dem wohlledlen Herrn Gottfried von Dreger, Scriptor in der k.k. Universitätsbibliothek sein Kind, Canutus. SM Währing, 15.05.1840, Dem Herrn Gottfried von Dreger, Cassa Offizier der k.k. Staatsschuldencassa, s. Kind Caroline.

137 Die beiden jüngeren Schwestern wurden wahrscheinlich gemeinsam mit den Schülern der Schule unterrichtet. TM Währing, 27.09.1836, Friedrich. TM Währing, 19.06.1833, Theresia Maria Octavica. TM Währing, 11.04.1838, Maria. TM Währing, 23.10.1841, Benjamine Theresia. TM Währing, 09.10.1843, Mathilde.

138 TM Weitra, 03.09.1807, Michael Koppensteiner. Die soziale Herkunft seiner Frau Anna konnte nicht ermittelt werden.

In der offiziellen Korrespondenz wurde Gottfried von Dreger häufig als Direktor des Instituts angesprochen, obwohl seine Frau Therese die Schulbefugnis innehatte und ihr Unternehmen öffentlich repräsentierte. Therese von Dreger korrespondierte mit den Behörden, wobei unklar bleibt, inwieweit sich das Paar über die Inhalte beriet. Ab 1840 dürften sie getrennte Ziele verfolgt zu haben. Neben der Verwirklichung der jeweiligen Vorhaben scheint der Aspekt der Repräsentation für beide eine treibende Kraft gewesen zu sein. In finanzieller Hinsicht versprach das Institut kein stabiles Einkommen. Was es versprach, war die Verwirklichung pädagogischer Ziele und öffentliche Sichtbarkeit, die das Prestige mit Mitgliedern des Hochadels in Kontakt zu kommen einschloss. Anton Michael Kopensteiner musste seine Schule aufgrund der Reduktion der Schülerzahl in Folge der Cholera-Epidemie schließen, da er nicht über die finanziellen Mittel verfügte, um auf einen Aufschwung zu warten. Gottfried von Dregers Misshandlung einer Dienstmagd setzte dem Bildungsunternehmen seiner Frau ein jähes Ende. In beiden Fällen verloren die Eltern aus unterschiedlichen Motiven das Vertrauen in das Institut.

5. Umwälzungen?

»Gegenüber den rastlosen Bemühungen der österreichischen Schulbehörden, das öffentliche Unterrichtswesen des großen Kaiserstaates den Anforderungen der Neuzeit entsprechend umzugestalten, gereicht es uns zu besonderer Befriedigung, bestätigen zu können, daß auch die Privatthätigkeit hinter diesen Bestrebungen der Regierung nicht zurückbleibt. Während nämlich die kaiserliche Regierung ihr Hauptaugenmerk auf Hebung des Unterrichts der männlichen Jugend gerichtet hat, bleibt der zweite, wenn auch weniger in die Augen springende, so doch nicht minder wichtige Faktor des Unterrichts nach wie vor der Privatthätigkeit überlassen: die Erziehung des weiblichen Geschlechts.«¹

Diese Zeilen aus der Leipziger *Illustrierten Zeitung* [sic] aus dem Jahr 1858 leiteten einen Bericht über das Wiener Mädchen-Lehr- und Erziehungsinstitut der Schwestern Barbara Franziska (Betti/Betty, 1806–1888) und Marie Fröhlich (1819–1875) ein. In diesem Kapitel wird die Geschichte dieses 1849 gegründeten Instituts vor dem Hintergrund der bildungspolitischen Diskussionen des Revolutionsjahres und der darauffolgenden Zeit beleuchtet.² Darüber hinaus wird das Institut zu anderen Privatschulen, die zur gleichen Zeit existierten, in Beziehung gesetzt.

5.1 Aufbruch 1848

Die Revolution von 1848 war mit großen Hoffnungen verbunden. Diese konzentrierten sich auf politische Mitbestimmung, rechtliche Gleichstellung, Pressefreiheit sowie Veränderungen bzw. eine Neukonzeption des Bildungsangebots und dessen Verwaltung. Diese liberalen Ideale galten jedoch ausschließlich für Knaben und waren schichtspezifisch geprägt. Maßnahmen zur Umsetzung dieser Ideen wurden von Männern aus

1 *Illustrierte* [sic] *Zeitung*, 16.01.1858, S. 47.

2 Das Institut wurde auch in diesem Beitrag thematisiert: Schütz, Waltraud: The Fröhlich Institute, 1849–1889. Women as girls' school owners in 19th century Vienna, in: *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften* (OeZG) 28/2 (2017), S. 193–217.

bürgerlichem und adeligem Umfeld getragen, die in geschlechtsspezifischen Kategorien dachten. In der diskursiven Trennung von öffentlich und privat wurden politische Mitbestimmung, Erwerbsleben und Beruf einmal mehr dem öffentlichen Sektor zugeordnet, während Frauen auf ihre Mutterrolle reduziert und im häuslichen Bereich verortet wurden, wo es scheinbar keinen Bedarf an Veränderungen gab.³ Auch die Schwestern Fröhlich betonten die Notwendigkeit der Orientierung zur Häuslichkeit:

»Denn, im Gegensatze zu der mehr nach außen gerichteten Thätigkeit des Mannes, bezeuge sich des Weibes edler Wille vor Allem thätig an ihren Angehörigen; im Hause wirke die Frau; da zeige sie ihre Charakterstärke durch immer gleichen Sanftmuth, Güte und Duldsamkeit, und durch ausdauernden Frohmuth; im Hause suche sie den Ihrigen Alles wohl und recht zu machen; im Hause bereite sie der Liebe und dem gegenseitigen Vertrauen eine sichere, unverletzliche Ruhestätte.«⁴

Bereits in den ersten Tagen der revolutionären Ereignisse im März 1848 wurde eine wesentliche studentische Forderung umgesetzt: Die Lehr- und Lernfreiheit an Universitäten wurde verkündet.⁵ Der Philosophieprofessor Franz Serafin Exner (1802–1853), der an der Universität Prag tätig war, war Anhänger dieser Forderung. Nachdem er bereits seit 1844 an der Gymnasialreform mitgearbeitet hatte, wurde er 1848 zur weiteren Mitarbeit an umfassenderen Reformen ins »Ministerium des öffentlichen Unterrichts«, kurz Unterrichtsministerium, berufen. Dieses löste im März die Studienhofkommission ab.⁶ Im Sommer 1848 präsentierte Exner gemeinsam mit Hermann Bonitz (1814–1888), ab 1849 Professor für Klassische Philologie an der Universität Wien, den »Entwurf der Grundzüge des öffentlichen Unterrichtswesens in Österreich«.⁷ Dieser Entwurf bildete die Grundlage für die Bildungs- und Universitätsreformen, die unter dem ab Juli 1848 (bis 1860) amtierenden Unterrichtsminister Leo Graf Thun-Hohenstein und zwanzig Jahre später, im Zuge des Reichsvolksschulgesetzes von 1869, umgesetzt wurden. Das

3 G. Hauch: Frau Biedermeier, S. 18f.

4 Fröhlich, Betty/Fröhlich, Marie: Die Lehr- und Erziehungsanstalt für Töchter, geleitet von Betty und Marie Fröhlich. Gedrängte Darstellung der Grundsätze, nach welchen sie vorgeht, und ihrer inneren Organisation und Wirksamkeit, nebst Notizen über die im Interesse der Bildung des weiblichen Geschlechtes unternommenen Rundreisen durch Deutschland, Belgien, Frankreich und die Schweiz, Wien: J. F. Greß 1853, S. 15.

5 Maisel, Thomas: Lehr- und Lernfreiheit und die ersten Schritte zu einer Universitäts- und Studienreform im Revolutionsjahr 1848, in: Christof Aichner/Brigitte Mazohl-Wallnig (Hg.), Die Thun-Hohenstein'schen Universitätsreformen, Wien/Köln/Weimar: Böhlau 2017, S. 99–117.

6 Exner arbeitete gemeinsam mit Hermann Bonitz (1814–1888) an der Neuorganisation der Gymnasien und Realschulen. C. B. Cohen: Education and middle-class society in imperial Austria 1848–1918, S. 23f.; P. Urbanitsch: Schulwesen, S. 24f.

7 Nach Exners Plan sollte der Volksschule zentrale Bedeutung zukommen. Exner, Franz Serafin: Entwurf der Grundzüge des öffentlichen Unterrichtswesens in Österreich, Wien 1848. §10. Zur Geschichte der Familie Exner sowie zu Franz Serafin Exners Rolle in den Bildungsreformen siehe Coen, Deborah R.: Vienna in the age of uncertainty. Science, liberalism, and private life, Chicago: University of Chicago Press 2007, S. 53–63. Boyer, Ludwig: Elementarschulen und Elementarunterricht in Österreich. Illustrierte Chronik der Schul- und Methodengeschichte von den ältesten Quellen bis zum Ende des 19. Jahrhunderts, Graz: Leykam 2012, S. 221.

kaiserliche Patent vom 4. März 1849 behielt den Grundsatz der Lehr- und Lernfreiheit bei und entzog der katholischen Kirche vorübergehend die Aufsichtsfunktion:

»Die Wissenschaft und ihre Lehre ist frei. Unterrichts- und Erziehungsanstalten zu gründen und in solchen Unterricht zu erteilen ist jeder Staatsbürger berechtigt, der seine Befähigung hiezu in gesetzlicher Weise nachgewiesen hat. Der Religionsunterricht in den Volksschulen wird von der betreffenden Kirche oder Religionsgesellschaft besorgt. Der Staat führt über das Unterrichts- und Erziehungswesen die Oberaufsicht.«⁸

In anderen Ländern sah die Lage ähnlich aus: In Frankreich wurden mit dem *Falloux-Gesetz* 1850, benannt nach dem Bildungsminister Alfred de Falloux (1811–1886), die ersten nationalen Bildungsstandards für Mädchen eingeführt. Dabei wurde allerdings nicht zwischen Primar- und Sekundarschulbildung unterschieden. Stattdessen wurden alle Bildungseinrichtungen für Mädchen der Primarschule zugeordnet und der entsprechenden Inspektion unterstellt.⁹

Standesbewusstsein ohne Lehrerinnen

Im Revolutionsfrühling spielte die Bildung von Mädchen kaum eine Rolle, und Lehrerinnen und Institutsinhaberinnen wurden nicht in die neu gegründeten Vereine einbezogen, die sich mit der Verbesserung der Arbeitsbedingungen und der Diskussion von Unterrichtsinhalten beschäftigten. Die Historikerin Ulla Wischermann weist darauf hin, dass das von Männern formulierte Ideal der »politischen Partnerin« keine Gleichheit in der Beziehung vorsah, sondern auf der Selbstaufgabe der Frauen und der Dominanz der Männer basierte.¹⁰ In diesem Kontext wurden auch Lehrerinnen und Leiterinnen von Instituten nicht miteinbezogen.

Der unter Erzbischof Vincenz Eduard Milde tätige fürsterzbischöfliche Konsistorialbeamte Joseph Kaiser, Inhaber einer Privatschule für Knaben, gründete bereits 1842 die Zeitschrift *Österreichisches Pädagogisches Wochenblatt* und im selben Jahr einen *Unterstützungs- und Pensions-Verein für Lehrgehilfen*.¹¹ Diese Aktivitäten deutet der Historiker und Schuldirektor Helmut Engelbrecht als erwachendes Standesbewusstsein von Lehrern.¹² Im Februar 1848 erhielt Kaiser die Bewilligung zur Gründung eines pädagogischen Vereins. Da man Kaisers Aktivitäten dem erkonservativ-katholischen Lager zurechnete, wurde einen Monat später, angeregt von Vertretern der in Umstrukturierung befindlichen staatlichen Schulbehörde, der fast gleichnamige Konkurrenzverein *Unterstützungs-*

8 Allgemeines Reichsgesetz- und Regierungsblatt für das Kaiserthum Österreich, Jg. 1849. S. 148–150.

9 C. de Bellaigue: *Schooling*, S. 32.

10 Wischermann, Ulla: »Das Himmelskind, die Freiheit – wir ziehen sie groß zu Haus«. Frauenpublizistik im Vormärz und in der Revolution von 1848, in: Elke Kleinau/Claudia Opitz (Hg.), *Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung*, Frankfurt/New York: Campus Verlag 1996, S. 35–50, hier S. 41.

11 Die Bewilligung erfolgte am 28.12.1842. *Österreichisches pädagogisches Wochenblatt*, 31.12.1842, S. 893. Der Begriff Lehrgehilfe wurde auch synonym mit dem Begriff »Volkslehrer« verwendet.

12 H. Engelbrecht: *Geschichte* Band 3, S. 242f.

und *Pensions-Verein für Lehrgehilfen in Wien* gegründet, der ähnliche Ziele verfolgte. Der erste Vereinsobmann Jakob Spitzer verfasste am 6. April 1848 eine Petition zur Verbesserung der Lage der Volksschullehrer.¹³ Die Petition forderte nichts Geringeres als die Emanzipation des Schulwesens:

»Die gehorsamst Unterzeichneten, Lehrer an den Klassen der Volksschulen Wiens, finden sich durch die erfreuliche Ernennung Eurer Excellenz zum Minister des öffentlichen Unterrichts veranlaßt, Dero Augenmerk auch auf einen Stand hinzulenken, der eines der wichtigsten Getriebe in der großen Staatsmaschine darstellt, da hauptsächlich von seinem Wirken die geistige und sittliche Ausbildung der jungen Staatsbürger, und mit dieser das künftige Wohl und Weh des Staates abhängt.«¹⁴

Der Schuldienst böte weder einen sicheren Arbeitsplatz – auch langjährig tätige Lehrer könnten suspendiert werden –, noch würde er sich finanziell lohnen: Die meisten Lehrer müssten einer Nebenbeschäftigung nachgehen. Der höchste Posten, den ein Lehrer erreichen könne, sei der eines Schulleiters bzw. -inhabers. Von Lehrerinnen bzw. Schulinhaberinnen war nicht die Rede. Im Mai wurde in Konkurrenz zu Kaisers Verein ein *Pädagogischer Centralverein* für die Monarchie gegründet, dessen erste Sitzung an der Universität Wien stattfand. Auch dabei spielte Jakob Spitzer eine wichtige Rolle. Er war im vierköpfigen Vereinsausschuss vertreten.¹⁵ Spitzer wurde in der zweimonatigen Tätigkeit vom Unterstaatssekretär für das Unterrichtswesen, Ernst Freiherr von Feuchtersleben (1806–1849), beauftragt, vier Lehrer damit zu betrauen, Schulen in der Habsburgermonarchie und im Ausland zu besuchen und »nach ihrer Rückkehr auf Grund der gewonnenen Erfahrungen die Wiener Volks- und Landschulen zu organisieren«.¹⁶ Trotz Feuchterslebens Abgang wurde die geplante Reise zwar unternommen, eine Neuorganisation der Volksschulen erfolgte jedoch erst 20 Jahre später. Spitzer berichtete über die Reise in der *Wiener Schulzeitung* zwischen September und Oktober 1848.¹⁷

Auch der katholische Klerus griff zum Mittel der Petition, um seine Forderungen vorzubringen. Kirchliche Würdenträger setzten sich vehement für den Erhalt der kirchlichen Aufsicht über die Volksschulen ein.¹⁸ Nach dem Ende der Revolution und der Verkündung der oktroyierten Verfassung im März 1849 wandten sie sich gegen die »Propaganda des Umsturzes«¹⁹ und richteten eine Petition direkt an Leo Graf Thun-Hohenstein, um den Einfluss des Klerus auf den Volksschulunterricht zu bewahren bzw. wiederzuerlangen. Ihrer Bitte um Weiterführung der in der *Politischen Verfassung der Deutschen Schulen* festgelegten Schulaufsicht wurde nachgekommen. Mit dem Konkordat von

13 Joseph Kaiser wurden von Jakob Spitzer unter anderem »schwarzgelbe Gesinnungen und jesuitische Kunstgriffe« vorgeworfen. Beilage zur *Wiener Schulzeitung*, 18.07.1848, S. 137.

14 *Wiener Schulzeitung*, 11.04.1848, S. 5.

15 *Wiener Schulzeitung*, 30.05.1848, S. 73.

16 *Biographisches Lexikon des Kaiserthums Österreich*, Band 36 (1878), S. 188.

17 Siehe Rubrik »Reiseberichte«, in der *Wiener Schulzeitung*, 22.09.1848, S. 263; 06.10.1848, S. 13; 08.10.1848, S. 17. Das Blatt erschien unregelmäßig zwischen 11. April und 25. Oktober 1848.

18 Strakosch-Graßmann, Gustav: *Geschichte des österreichischen Unterrichtswesens*, Wien: Verlag von A. Pichler's Witwe & Sohn 1905, S. 210.

19 Strakosch-Graßmann zitierte die Petition der Bischöfe ohne Quellenangabe. Ebd., S. 212f.

1855 wurde der Einfluss der Kirche auf die Bildungsbelange abermals gestärkt. Wie das Eingangszitat feststellt, blieb auf der Ebene der Volksschulen vieles beim Alten, besonders im Hinblick auf die Bildung von Mädchen. Die Wissensvermittlung für Mädchen über die Bildungsinhalte der Primarstufe hinaus blieb weiterhin der Initiative von Privatpersonen überlassen.²⁰

Barrikadenunterricht

Mit seinem Werk »Verkauf der Wahrheit« schuf der Maler Johann Nepomuk Höfel (1788–1864) eine Darstellung der Aufbruchsstimmung des Revolutionsfrühlings: Er zeigte Jung und Alt, Frauen und Männer, die sich in Gespräche vertieft vor einer Plakatwand versammelten. An der Kleidung der Personen ist erkennbar, dass sie aus unterschiedlichen sozialen Schichten stammten.²¹ Der Maler schuf das Bild in der zweiten Jahreshälfte 1848, als, ausgelöst durch das Ende der Zensur, eine schier unüberschaubare Anzahl von Zeitungen und Flugblättern erschien.

Auf der Plakatwand wird die Vielfalt der Printmedien angedeutet. Auf rotem Untergrund ist eine Werbung für das von Alfred Julius Becher (1803–1848) herausgegebene Blatt *Der Radikale* zu sehen. Becher wurde am 23. November 1848 aufgrund seiner revolutionären Aktivitäten standrechtlich erschossen. Daneben, auf blauem Hintergrund, ist der Ausruf »Auflage 16000!« abgebildet, der auf die Satirezeitschrift *Wiener Katzenmusik* hinweist, die vier Mal wöchentlich erschien. Ebenfalls abgebildet sind der ab Juni 1848 erschienene *Politische Studenten Courier*, die Zeitschrift *Der reisende Teufel* und ein satirisches Lexikon namens *Politisches ABC* von Joseph Seegen (1822–1904) und Max Schlesinger (1822–1881). In der linken Bildhälfte wird für eine Lotterie sowie für den Tiergarten Schönbrunn (Menagerie) und den Vergnügungspark Universum geworben. Letzterer befand sich im Gebiet der unregulierten Donau und wurde 1848 durch einen im Zuge der Revolution ausgelösten Brand beschädigt. Ganz links werden außerdem die Printmedien *Der falsche Humorist*, *Der Prophet* und *Gradaus* angekündigt. Zudem hängt ein Flugblatt mit der Frage »Wer darf einen Schnurrbart tragen?« aus.²²

20 Flich, Renate: Bildungsbestrebungen und Frauenbewegungen, in: Helmut Rumpler/Peter Urbantsch (Hg.), *Die Habsburgermonarchie 1848–1918*, Band 8/1, Wien: Österreichische Akademie der Wissenschaften 2006, S. 941–964, hier S. 943.

21 Nicht nur soziale Schicht, auch revolutionäre Sympathiebekundungen sind an Kleidung und Accessoires abzulesen. Für einen Überblick über Mode im Revolutionsgeschehen siehe G. Hauch: *Frau Biedermeier*, S. 94–102 und S. 181.

22 Zur »Schnurrbart-Debatte« siehe *Wiener Schulzeitung*, 05.09.1848, Forum S. 237: »Wie sich die Geistlichkeit um Sachen bekümmert, die nicht zur Religion gehören, und sie nichts angehen. Der Dechant des Hainburger-Dekanats fordert einen Lehrer auf, seinen Schnurrbart unverzüglich zu beseitigen«. Der Redakteur Josef Thuma erwiderte in einem offenen Schreiben.

Abb. 13: Johann Nepomuk Höfel, Verkauf der »Wahrheit« zu Wien im Juni 1848 um 1 Kreuzer Conventionsmünze.



Quelle: Wien Museum Inv.-Nr. 88676 (<https://sammlung.wienmuseum.at/objekt/521/>)

In dieser Mischung aus Revolutions-Printmedien und Unterhaltungsankündigungen ist die Werbung für eine nicht näher genannte *Lehr- und Erziehungs-Anstalt für Mädchen* eine Ausnahme, die unter dem Plakat für das »Universum« abgebildet ist. Dass Frauen ihre Schulen nicht nur in Zeitungen inserierten, sondern auch in Plakatform ankündigten, war nicht ungewöhnlich. Im Zusammenhang mit dem Revolutionsgeschehen wird in dieser Abbildung die Teilhabe am gesellschaftlichen Leben einer sonst »im Privaten« verorteten Schulform metaphorisch sichtbar.

In einer Ausgabe vom Juni 1848 veröffentlichte das christlich-konservative *Pädagogische Wochenblatt* folgende Anekdote:

»In den Tagen der Barrikaden führte eine Mädchenschul-Inhaberin, die wir sonst zu den vorzüglicheren zählen, ihre zahlreichen Schülerinnen in die Stadt, damit sie jene Theaterbauten erklettern und besehen könnten. Ja sie ging noch weiter und führte den Zug auch in die Aula, wo sie in französischer Sprache ihrer jungen Schaar [sic] über die Umgebung ihre Ansichten und Begriffe mittheilte, aber von einigen Studenten die Erinnerung hinnehmen mußte, daß sie sich auf einer deutschen Universität befände.«²³

Das Revolutionsgeschehen hielt somit auch Einzug in den Schulalltag. Die als Konkurrenz zu Joseph Kaisers *Pädagogischen Wochenblatt* gegründete *Wiener Schulzeitung* berich-

23 Österreichisches pädagogisches Wochenblatt, 28.06.1848, S. 426.

tete, dass die Schülerinnen der seit 1845 bestehenden Mädchenschule der Anna Werner (1810–1892) in der Alservorstadt 110 eine deutsche Fahne besorgten und diese im Klassenzimmer aufstellten.²⁴ Im September berichtete die *Wiener Schulzeitung* über eine Prüfung am Institut Epp:

»Die Lehr- und Erziehungsanstalt der Frau Epp hat seit Jahren ihren Ruf begründet und befestigt. Auch heuer leisteten die Schülerinnen Erhebliches und es freuten mich vorzüglich die konstitutionellen Fortschritte, welche ich im Vortrage der Geschichte und Geographie, in dem die jüngsten Ereignisse freisinnig und getreu von den Zöglingen wiedererzählt wurden, zu gewähren. Also die Mädchenschulen müssen zuerst den Nutzen der Lern- und Lehrfreiheit den pädagogischen Anhängern des alten Zopfes beweisen? Das ist ja eine ganz hübsche Emanzipation und die Emanzipation des Geistes heißen wir auch beim weiblichen Geschlechte willkommen.«²⁵

Der Tonfall des nächsten Paragrafen macht deutlich, dass der Verfasser die Emanzipation, wie sie wenige Tage später vom *Demokratischen Frauenverein* in seiner ersten Zusammenkunft im Wiener Volksgarten gefordert wurde, durchaus ambivalent sah. Er erinnerte das männliche Lehrpersonal daran, die geschlechterspezifischen Rollen nicht zu vergessen. Ebenso forderte er das Lehrpersonal auf, sich gegenüber den »Fräuleins« galant zu verhalten.

Der Wahrheitsgehalt dieser Anekdoten lässt sich nicht überprüfen. Sie belegen jedoch, dass mit den revolutionären Ereignissen verbundene Ängste auf die heranwachsenden Mädchen und ihre Lehrerinnen projiziert wurden. Das Verlassen des Instituts, um die Barrikadenbauten zu besichtigen, steht für die Teilnahme von Frauen aller Schichten am Revolutionsgeschehen. Frauen beanspruchten Raum auf der Straße sowie an Orten, die traditionell Männern zugeschrieben wurden, wie etwa der Universität. Der Hinweis im Zitat, dass in der Aula der Universität Deutsch gesprochen werden solle, unterstreicht die Ablehnung des Französischen als Sprache der wohlhabenden Gesellschaftsschichten sowie die Deplatziertheit der Lehrerinnen und ihrer Zöglinge, die keinen Zugang zur universitären Ausbildung hatten. Genau dieser Zugang zur Universität wurde 1848 erstmals gefordert – wenn auch nur vereinzelt.²⁶

Für den im August 1848 gegründeten *Demokratischen Frauenverein*, den ersten politischen Zusammenschluss von Frauen in der Habsburgermonarchie, war Bildung ein zentrales Thema. In Paragraph 2 der Statuten wurde die dreifache Aufgabe des Vereins formuliert: *politisch*, in Form von Weitergabe von Informationen über das »demokratische Prinzip in allen weiblichen Kreisen«,²⁷ *sozial*, in Form der Umgestaltung des Unterrichts für Mädchen und *human*, in Form der Fürsorge für die Verwundeten der Revolution. Nach

24 Wiener Schulzeitung, 02.05.1848, S. 38. Anna Werner stammte aus Hadersdorf am Kamp und war die Tochter eines Glasermeisters. Nachdem sie zunächst in Wien als Gouvernante gearbeitet hatte, eröffnete sie im Jahr 1845 eine Mädchenschule. Diese schloss sie im Zuge ihrer Heirat. TM Alservorstadt, 15.08.1850: Anna Werner und Franz Wehli, Hof- und Gerichtsadvokat.

25 Wiener Schulzeitung, 08.09.1848, S. 241f. Die Abbildung einer Einladungskarte zu einer Prüfung am Institut Epp leitet das Kapitel 4.1. ein.

26 C. Hauch: Frau Biedermeier, S. 151.

27 Ebd., S. 235.

Jahrzehnten, in denen die Bestimmung der Frau hervorgehoben und die Bildung von Mädchen systematisch vernachlässigt wurde, klang die Forderung nach Informationsweitergabe und Umgestaltung des Unterrichts für Mädchen mit dem Ziel der Gleichberechtigung von Frau und Mann vermutlich wie eine Forderung von einem anderen Stern. Auch andernorts wurden Veränderungen in der Mädchenbildung gefordert. Bereits ab 1846 setzte sich Louise Otto-Peters (1819–1895) für die Verbesserung der Lebensbedingungen von Industriearbeiter:innen ein, 1847 folgte die Forderung nach Gleichberechtigung. Im Revolutionsjahr und den Folgejahren verlieh sie ihren Forderungen durch ihre Publikationstätigkeit Nachdruck.²⁸

In der Habsburgermonarchie wie auch in den deutschen Ländern gab es keinen kollektiven Zusammenschluss von Lehrerinnen, die eine Veränderung ihrer beruflichen Situation oder der Mädchenbildung forderten. Wie die Historikerin Christl Knauer beschreibt, waren Reformbestrebungen bezüglich der höheren Bildung von Mädchen in Bayern nicht zu finden, wurden jedoch von männlichen Lehrern, beispielsweise in Preußen, gefordert. In protestantischen Teilen Deutschlands waren Männer häufig nicht nur Lehrer, sondern auch Vorsteher von Mädchenschulen, anders als in Bayern oder in der Habsburgermonarchie.²⁹ Im April 1848 tagten 13 Lehrer und Inhaber von Mädchenschulen in Elberfeld in Preußen und diskutierten Veränderungen der Bildungsinhalte sowie die bestehenden konfessionellen Beschränkungen für die »in jeder Hinsicht gleichberechtigte Hälfte der Jugend.«³⁰ Damit war nicht Gleichberechtigung gemeint, wie sie der *Demokratische Frauenverein* in Wien forderte, sondern vielmehr, dass für Mädchen derselbe Aufwand betrieben werden sollte, wie für Knaben. Diese Formulierung verdeutlicht, dass Nachlässigkeit im Unterricht an Mädchenschulen bis zu diesem Zeitpunkt möglicherweise weit verbreitet war. Sie drückt zudem den Wunsch aus, den Lehrerberuf aufzuwerten, was in den 1840er-Jahren in vielen Regionen gefordert wurde. Laut Knauer wurden die damit verbundenen Proteste in Bayern von männlichen Lehrern getragen, die ihre eigenen Interessen vertraten.³¹ Die einzigen Versuche eines Zusammenschlusses von Lehrerinnen im deutschsprachigen Raum zu dieser Zeit dürften Josephine Stadlins (1806–1875) Bestrebungen in Zürich gewesen sein. Im Zuge ihrer jahrelangen Arbeit als Lehrerin und Institutsinhaberin an verschiedenen Standorten publizierte Stadlin ab 1845 die Zeitschrift »Die Erzieherin«, die bis 1850 erschien. 1846 erhielten sie und ihre

28 Otto-Peters gründete die erste »Frauen-Zeitung«, die von April 1849 bis 1852 in Deutschland erschien. Schütz, Susanne: Emanzipationsvorstellungen bei Louise Otto-Peters, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte*. Louise Otto Peters 69/8 (2019), S. 4–10.

29 Knauer, Christl: *Frauen unter dem Einfluß von Kirche und Staat. Höhere Mädchenschulen und bayerische Bildungspolitik in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts*, München: Kommissionsverlag 1995, S. 440. Eine vergleichende Untersuchung verschiedener Gebiete über einen längeren Zeitraum muss noch vorgenommen werden. Petra Meyer hat für den Zeitraum von 1816 bis 1848 23 Lehr- und Erziehungsanstalten in Frankfurt ausfindig gemacht, von denen eine von einem Mann, eine von einem Ehepaar und alle anderen von Frauen geleitet wurden, siehe P. Meyer, *Mädchenbildung*, S. 73.

30 Beckmann, Emmy: *Die Entwicklung der höheren Mädchenbildung in Deutschland von 1870–1914*, Berlin 1936, S. 4f, zitiert nach C. Knauer, *Frauen*, S. 440.

31 Ebd., S. 442.

Freundin Elise Sidler die Zulassung als erste Hörerinnen an der Universität Zürich.³² Inspiriert vom Besuch einer Gedenkversammlung zum hundertsten Geburtstag Pestalozzis realisierte sie, zusätzlich zu ihrem Erziehungsinstitut, ein Seminar. Dieses bildete Lehrerinnen für Kleinkinderschulen sowie für Mädchenschulen aus. Es war geplant, dass diese Lehrerinnen später an den noch zu gründenden konfessionslosen Mädchenschulen unterrichten sollten.³³ Das Seminar musste mangels Schülerinnenzahl 1850 wieder schließen, während Stadlin ihr Institut noch zwei Jahre weiter als Schule für Mädchen ab 15 Jahren betrieb.³⁴ Wie die Historikerin Elisabeth Joris vermutet, hätte es wohl einer politischen Vernetzung bedurft, um das Projekt zu institutionalisieren. Schulden und die zunehmende Konkurrenz durch andere private Institute trugen zum Scheitern des Unternehmens bei.³⁵

Inwieweit Stadlins Initiative in Wien bekannt war, ist unklar. Bei der Lektüre von Zeitungen und Zeitschriften zu pädagogischen Themen lassen sich jedoch Vorbehalte gegen eine mögliche Vernetzung und Weiterbildung von Lehrerinnen und Institutsinhaberinnen erkennen. Am ausgeprägtesten fiel die Kritik von Joseph Kaiser in seinem *Pädagogischen Wochenblatt* aus. Darin äußerte er seine Ansichten zu notwendigen Bildungsreformen und nahm dabei auch die Mädchenbildung ins Visier. Kaiser übte harsche Kritik an Privatlehranstalten für Mädchen und deren Vorsteherinnen. Eine Frau sei, so Kaiser, »mit höchst seltenen Ausnahmen, zur wissenschaftlichen Unterweisung Anderer gar nie mit besonderem Nutzen verwendbar.«³⁶ Er zeigte sich kritisch gegenüber den von Frauen geleiteten Schulen und bemängelte die Leitungsfunktion, die Frauen ausüben durften. Mädchenschulen seien die »verderblichsten Institute, das Grab der Volksgesittung und Volksbildung; und an der Zeit ist es, daß mit diesen so wichtigen Lehr-Anstalten eine große, große [sic], ja gänzliche Umgestaltung geschehe. – Gute und kluge Hausfrauen, ehrbare und emsige Mädchen – sollen aus der Mädchenschule hervorgehen [...].«³⁷ Die Leitung einer Schule war im pädagogischen Bereich die einzige Aufstiegsmöglichkeit. Für einige Lehrer war die Vorstellung, dass Frauen diese Funktion ausübten, eine Herausforderung. Kaiser wiederholte seine expliziten Angriffe auf Lehrerinnen im November 1848:

»[...] aber dessen ungeachtet wird die Zahl der Mißgriffe in der Menschenbildung durch jede neu ernannte Lehrerin nur sicher vermehrt. Das Weib, möge es einmal wieder dahin gelangen, daß es durch sein Sein und Wirken die häusliche Mädchen-Erziehung zu fördern im Stande sei; wissenschaftlichen Unterricht zu erteilen wird ihr nie gelingen!«³⁸

32 Joris, Elisabeth: Liberal und eigensinnig. Die Pädagogin Josephine Stadlin – die Homöopathin Emilie Paravicini-Blumer. Handlungsspielräume von Bildungsbürgerinnen im 19. Jahrhundert, Zürich: Chronos-Verlag 2011, S. 189f.

33 Ebd., S. 152f.

34 Die Erzieherin. Eine Zeitschrift über weibliche Erziehung, Jg. 5, Heft 4 (letzte Ausgabe), S. 32.

35 E. Joris: Liberal, S. 171f.

36 Österreichisches pädagogisches Wochenblatt, 21.06.1848, S. 411.

37 Österreichisches pädagogisches Wochenblatt, 21.06.1848, S. 409.

38 Österreichisches pädagogisches Wochenblatt, 15.11.1848, S. 774f.

Kaisers vehemente Kritik lässt vermuten, dass er durch seine Tätigkeit als Konsistorialbeamter über die Praxis, Institutsinhaberinnen Ausnahmegenehmigungen zur Lehre in bestimmten Fächern zu erteilen, Bescheid wusste. Nach seiner Logik sollten Lehrerinnen das Unmögliche vollbringen: Sie sollten professioneller auftreten und sich gleichzeitig ausschließlich auf die häusliche Erziehung konzentrieren. Es sollte ihnen keinesfalls in den Sinn kommen, wissenschaftliche Kompetenz zu erwerben. Allerdings gab es Frauen, die genau die wissenschaftliche Fundierung ihrer Schulunternehmen explizit betonten. Entsprechend kommentierte Kaiser die Eröffnung eines neuen Mädchen-Lehr- und Erziehungsinstituts, das von Beginn an äußerst professionell aufgezogen wurde, mit den Worten: »Pompöser kann sich doch keine Mädchenschule ankündigen.«³⁹

5.2 Die Mädchen-Lehr- und Erziehungsanstalt von Betty und Marie Fröhlich

Betty Fröhlich wurde 1806 in Vitanje/Weitenstein als Tochter des Mediziners Johann Nepomuk Fröhlich (1771–1850) und seiner Frau Barbara, geb. Novak (1782–1856) geboren. Im Alter von 40 Jahren eröffnete Betty Fröhlich gemeinsam mit ihrer dreizehn Jahre jüngeren Schwester Marie das Fröhlich-Institut am Franziskaner-Platz Nr. 911, später Nr. 1. Sie hatten zuvor als Privatlehrerinnen gearbeitet.⁴⁰ Im Juni 1849 gaben die Schwestern bekannt, dass sie mit Genehmigung des Unterrichtsministeriums eine wissenschaftliche »Inspektionsreise« unternommen hatten. Möglicherweise hatten die Schwestern in der *Wiener Schulzeitung* von den einige Monate zuvor unternommenen Reisen von Lehrern gelesen, die Jakob Spitzer schilderte. Zweck der Rundreise über die Grenzen der Habsburgermonarchie hinaus war es, die Leiterinnen anderer Mädchen-Lehr- und Erziehungs-Anstalten zu besuchen. Außerdem beabsichtigten Betty und Marie Fröhlich, Kontakte zu knüpfen, »um von den praktisch-nützlichen Neuerungen stets die schnellste und zuverlässigste Kunde zu bekommen.«⁴¹

Pädagogische Reiseberichte waren im 19. Jahrhundert eine beliebte Lektüre. Sie stammten vor allem von Pädagogen aus deutschen Ländern. Laut der Historikerin Sylvia Kesper-Biermann widmeten sich die Reisenden im frühen 19. Jahrhundert, als diese Reiseberichte in Fachkreisen und darüber hinaus beliebt wurden, zunächst Fragen zur Organisation des Volksschulwesens und zur Ausbildung von Lehrpersonen. Anschließend rückte die Sekundarstufe in den Fokus, schließlich, gegen Ende des Jahrhunderts, Mädchenschulen.⁴² Der Reisebericht der Fröhlich-Schwester war demnach eine Ausnahme in diesem Genre, da solche Reisen üblicherweise von Männern unternommen wurden. Aus der zweiten Reise ging eine sechzigseitige Broschüre hervor, gerichtet an Eltern von Schülerinnen sowie an Leser:innen, die sich für die Mädchenerziehung interessierten. In ihrer Reisebeschreibung stellten sich Betty und Marie Fröhlich als objektive

39 Österreichisches Pädagogisches Wochenblatt, 05.10.1850, S. 634.

40 B./M. Fröhlich: Darstellung, S. 16.

41 Die Presse, 14.06.1849, S. 4.

42 Kesper-Biermann, Sylvia: »Praktische Wahrheit« und »anschauende Erkenntnis«. Pädagogische Reisen und Wissenstransfer im 19. Jahrhundert, in: Eckhardt Fuchs/Sylvia Kesper-Biermann/Christian Ritzl (Hg.), Regionen in der deutschen Staatenwelt. Bildungsräume und Transferprozesse im 19. Jahrhundert, Bad Heilbrunn: Julius Klinkhardt 2011, S. 251–272.

Beobachterinnen dar, die die Bildungseinrichtungen, die sie auf ihrer Reise besuchten, mit ihrem eigenen Institut verglichen. Ihr Reisebericht von 1853 zeugt von ihrem Wissen über die Institutionen in den besuchten Ländern. Demnach waren Schulen in Belgien und Frankreich in der Regel größere Einrichtungen, die als Internate fungierten. Eine typische Schule befand sich in einem großen Haus mit Garten. Dieses Schulumfeld galt auch in der Habsburgermonarchie als Ideal, und das Vorhandensein eines Gartens wurde in Anzeigen oft positiv hervorgehoben.⁴³

Dem Bericht zufolge waren die Inhaberinnen der Pariser Institute selten aufgeschlossen, wenn es um die Besichtigung ihrer Schulgebäude ging. Die Schwestern kritisierten, dass die Inhaberinnen oft wenig mit dem Unterricht zu tun hätten, da sie verheiratet und somit mit ihrer eigenen Familie beschäftigt wären. Damit sollte die Hingabe der ledigen Institutsinhaberinnen zu ihrem Bildungsunternehmen hervorgehoben werden. Auch in Wien waren viele Institutsinhaberinnen verheiratete Frauen, was durch den katholischen Klerus gefördert und gutgeheißen wurde. Den Turnunterricht in französischen Internaten hielten die Schwestern für knabenhaft und unzweckmäßig. Die Mädchen würden streng beaufsichtigt und hätten kaum Kontakt zur Außenwelt. Die Schwestern hatten unter anderem das 1832 eröffnete Institut von Sophie Bascans, geb. Lagut (1801–1878) in der Rue de Chaillot in Paris besucht, wo die Tochter von George Sand, ein Pseudonym der Schriftstellerin Amantine Aurore Lucile Dupin de Francueil (1804–1876), die Schule absolvierte.⁴⁴

Die Schweiz wurde als ein Ort fortschrittlicher Mädchenerziehung beschrieben, und die Schwestern äußerten Bewunderung für den pädagogischen Ansatz der Schweizer Bildungseinrichtungen, der »eine für uns Deutsche oder gar Österreicher ganz und gar unerreichbar hohe Stufe der Vollendung erreicht« hätte. Warum sollte es also nicht möglich sein, »in unserer Heimath etwas gleich Gutes hinzustellen?«⁴⁵ In der Broschüre äußerten Betty und Marie Fröhlich tiefe Enttäuschung über die Schließung des Instituts von Josephine Stadlin, die sich ebenfalls an der Lehre von Pestalozzi orientiert hatte. Es würden staatlich finanzierte Schulen die Bildungslandschaft im Osten der Schweiz dominieren, während es im französischsprachigen Teil der Schweiz zahlreiche kleine private Mädcheninternate mit durchschnittlich sechs Schülerinnen pro Schule gäbe. Ein Nachteil dieser geringen Schülerzahl sei, dass die Schulgebühren äußerst hoch seien und sich nur sehr wohlhabende Eltern diese Schulen leisten könnten. Ausreichende finanzielle Mittel waren laut dem Reisebericht die einzige Voraussetzung für die Gründung einer Mädchenschule. In Frankreich verlangte die Regierung hingegen eine formelle Bewerbung sowie eine Prüfung, um die Eignung einer Kandidatin für die Eröffnung einer Mädchenschule zu testen. In den kleinen Schweizer Instituten, in denen sich bis zu zwei Mädchen ein Zimmer teilten, herrschte laut der Darstellung der Schwestern eine familiäre Atmosphäre. Das Leben sei gesellig und es wurden sogenannte Abendzirkel organisiert.⁴⁶

43 B./M. Fröhlich: Darstellung, S. 53.

44 C. de Bellaigue: Schooling, S. 69.

45 B./M. Fröhlich: Darstellung, S. 5.

46 Ebd., S. 59f.

Nach Zürich machten sich die Schwestern auf den Weg, um Bildungseinrichtungen in Stuttgart, Heidelberg, Frankfurt, Leipzig, Berlin und schließlich in Dresden zu besuchen. Die Institute in den deutschen Gebieten waren, wie in den Städten der Habsburgermonarchie, vielfach als Internate eingerichtet. Die Aufnahme externer Tagesschülerinnen in eine Bildungseinrichtung war, wie in Frankreich, nicht üblich, doch wurden, laut Betty und Marie Fröhlich, Ausnahmen gemacht. Diese Ausnahmen würden zeigen, dass eine Kombination aus Internat und Tagesschule vorteilhaft sei. Die Schwestern erwähnten neben kirchlichen und staatlichen Einrichtungen fünf private Bildungseinrichtungen, darunter Ottilie von Steybers (1804–1870) Schule in Leipzig. Steyber spielte ab Mitte der 1860er Jahre als Mitbegründerin des *Frauenbildungsvereins* (1865) sowie des im selben Jahr gegründeten *Allgemeinen Deutschen Frauenvereins* eine wichtige Rolle in der sich formierenden Frauenbewegung.⁴⁷ Den Schwestern Fröhlich zufolge entsprach die von Elise Hebenstreit von 1843 bis 1866 geleitete Schule in Dresden am ehesten ihren Vorstellungen in Bezug auf Organisation und Lehrmethoden.⁴⁸ Sie hoben die Gründlichkeit der deutschen Ausbildung der Lehrenden sowie den Respekt hervor, der Lehrpersonen – auch im Privatsektor – entgegengebracht wurde. Mit diesem Hinweis spielten die Schwestern auf die Missachtung an, die ihnen vermutlich auch widerfuhr, wie die einleitende sarkastische Bemerkung Joseph Kaisers andeutet. Die Reisen in den Jahren 1849 und 1853 waren nicht die letzten pädagogischen Reisen der Schwestern. 1857 besuchten die beiden erneut Institutsinhaberinnen in Städten des deutschsprachigen Raums und 1866 unternahmen sie ihre vierte und letzte »Instruktionsreise«⁴⁹ zu Erziehungszwecken nach Deutschland und Frankreich.

Der Vorwurf religiöser Gleichgültigkeit

Mehrere Quellen deuten darauf hin, dass die Fröhlich-Schwester eine offene Haltung gegenüber der Konfession ihrer Schülerinnen praktizierten. Möglicherweise waren sie von Pariser Vorbildern beeinflusst, wo an Privatschulen für Mädchen sowohl katholische als auch protestantische Schülerinnen aufgenommen wurden.⁵⁰ Im Jahr 1856, ein Jahr nach der Unterzeichnung des Konkordats, wurde eine anonyme Beschwerde gegen die Besitzerinnen zweier Institute eingebracht: das Fröhlich-Institut und das Institut von Theresia Herrmann (1798–1865),⁵¹ da in beiden Schulen griechisch-orthodoxe und jüdische Mädchen gemeinsam mit den katholischen unterrichtet wurden. Der Schuldistrikt-aufseher für die Stadt Wien, den heutigen ersten Bezirk, Ferdinand Zenner (1814–1882), wies die Wiener Stadtregierung aufgrund einer anonymen Beschwerde und unter Hinweis auf das Konkordat auf den Fall hin:

47 E. Glaser: Lehrerinnen, S. 179–193, hier S. 182.

48 *Dresdner Journal*, 24.12.1868, S. 1446.

49 *Neues Fremden-Blatt*, 02.10.1866, S. 15.

50 C. de Bellaigue: *Schooling*, S. 152.

51 Auch Theresie/Theresie Her(r)mann. In der Todesanzeige wird Herrmann als »Mädcheninstitutsinhaberin« bezeichnet, die 65-jährig an Erschöpfung starb. *SM Am Hof*, 23.10.1865, Theresie Herrmann, Mädcheninstitutsinhaberin.

»Der ganze Unterricht der katholischen Jugend wird in allen sowohl öffentlichen als nicht öffentlichen Schulen der Lehre der katholischen Religion angemessen sein; die Bischöfe aber werden kraft des ihnen eigenen Hirtenamtes die religiöse Erziehung der Jugend in allen öffentlichen und nicht öffentlichen Lehranstalten leiten und sorgsam darüber wachen, daß bei keinem Lehrgegenstande etwas vorkomme, was dem katholischen Glauben und der sittlichen Reinheit zuwiderläuft.«⁵²

Der Appell des Schuldistriktaufsehers zeigt, dass dieser Unterricht ernst genommen wurde. Die von Theresia Herrmann geleitete Schule in der Kurrentgasse wurde zu diesem Zeitpunkt von siebenundzwanzig Internatsschülerinnen besucht, von denen zehn griechisch-orthodox waren. Zusätzlich besuchten zwei griechisch-orthodoxe und acht jüdische externe Schülerinnen das Institut. Neun griechisch-orthodoxe und zwei jüdische Mädchen besuchten das Fröhlich-Institut. Theresia Herrmann und die Fröhlich-Schwester beschäftigten einen griechisch-orthodoxen Priester, der den Religionsunterricht in beiden Schulen erteilte. Ob die jüdischen Schülerinnen, die das Fröhlich-Institut besuchten, gesonderten Religionsunterricht erhielten, ist nicht überliefert. Rechtlich gesehen war es erlaubt, nichtkatholische Schüler:innen aufzunehmen, solange ein separater Religionsunterricht erteilt wurde. Für das Fürsterzbischöfliche Konsistorium war der gemischte Schulbesuch jedoch inakzeptabel geworden:

»Ist die Richtung eines katholischen Lehr- und Erziehungs-Instituts, bei dem die religiöse Erziehung unstreitig das vorwiegendste Moment bilden soll, offenbar eine von der bei den anderen Konfessionen und insbesondere von der israelitischen Religion ganz verschiedene und es steht zu befürchten, daß bei dem gegenseitigen engen Verkehr der Zöglinge mit einander und dem Austausch der Ideen und Grundsätze dem ohnehin soweit um sich greifenden religiös-kirchlichen Indifferentismus hiedurch noch mehr Vorschub geleistet wird.«⁵³

Bemerkenswert ist, dass Zenner vermutete, die Mädchen würden Grundsätze und Ideen austauschen, etwas, das dem weiblichen Geschlecht in seiner angeblichen Passivität gewöhnlich abgesprochen wurde. Der Bischof äußerte außerdem seine Besorgnis darüber, dass nichtkatholische Mädchen katholische Schülerinnen wegen ihrer religiösen Verehrung verspotten könnten. Private Institutsinhaberinnen ließen, so der Schuldistriktaufseher, möglicherweise andere Auffassungen als jene des katholischen Glaubens in ihrem Institut zu und förderten daher religiösen Indifferentismus mit Wort und Beispiel. Zenner betonte, dass solche Institute eigentlich nicht katholische, sondern »Simultaninstitute«⁵⁴ genannt werden müssten. Darüber hinaus befürchtete der Schuldistriktaufseher die Gefahr, die von gemischtkonfessionellen Lehrern in Bildungseinrichtungen ausgehe. Zenner plädierte dafür, die Erlaubnis zur Eröffnung von Knaben- und Mädchen-

52 Artikel 5, Konkordat von 1855. Mit dem Inkrafttreten des Konkordats durften Lehrpersonen anderer Konfessionen nicht mehr an katholischen Schulen unterrichten.

53 DAW, Schulamtsakten 261/3/2, Bischof Franz Xaver Ritter von Zenner an die Statthaltereie, Wien am 02.04.1856.

54 Ebd.

Lehr- und Erziehungsanstalten in Zukunft von der Konfession der Anstaltsinhaber:innen abhängig zu machen. Durchgestrichen ist die Aufforderung Zenners, dass die jüdischen Schülerinnen zu einem »israelitischen Privat-Mädchen-Lehrinstitut«⁵⁵ wechseln sollten. Ein Grund dafür ist nicht angegeben. Ob der Bericht Konsequenzen hatte ist unklar. Mehrere Inserate aus den 1860er-Jahren belegen, dass die Fröhlich-Schwestern offen für die Aufnahme von Schülern anderer Konfessionen blieben. Das Fröhlich-Institut gewährte ausdrücklich die Freiheit der Religionsausübung.⁵⁶

»Den Familien protestantischer Confession diene insbesondere zur Notiz, daß allen Zöglingen vollkommen freie Religionsübung und der sorgfältigste Religionsunterricht gewährleistet wird.«⁵⁷

Zu dieser Zeit bestanden in Wien zwei jüdische Tagesschulen für Mädchen und ein Erziehungsinstitut. Auf Letzteres, das »israelitische Privat-Mädchen-Institut« nahm Zenner vermutlich Bezug. Jede katholische Mädchenschule, die jüdische Schülerinnen aufnahm, stellte somit auch eine Konkurrenz für jüdische Schulen dar. Eine Übersicht über die Erziehungsanstalten in Wien für das Schuljahr 1853/54 vermittelt einen Eindruck von der Schülerinnenzahl. Nach der Konfession wurde in der Tabelle nicht unterschieden, wohl da die Schulbehörden zu diesem Zeitpunkt nicht darüber informiert waren, dass in katholischen Schulen gemischtkonfessioneller Schulbesuch stattfand. Im Jahr 1853/54 gab es in der Stadt Wien und den umliegenden Orten 19 Erziehungsanstalten für Mädchen, davon befanden sich neun Schulen auf dem Gebiet des heutigen ersten Bezirks. Elf dieser Schulen waren 1848/49 oder danach gegründet worden. Im Revolutionsjahr mussten einige von ihnen schließen, da die Eltern ihre Töchter vermutlich aus der Stadt herausholen wollten. Von den Neugründungen hatte das Institut Fröhlich mit 30 Mädchen die meisten Internatsschülerinnen, hinzu kamen 58 Tagesschülerinnen. Das Institut von Karoline Szántó in der Leopoldstadt zählte zehn Internatsschülerinnen und 35 Tagesschülerinnen. Die meisten Internatsschülerinnen besuchten das Privatinternat der Ursulinen. Das 1836 von Marianne Epp gegründete Institut besuchten insgesamt 135 Schülerinnen, gefolgt vom 1840 gegründeten Institut von Theresia Herrmann mit 65 Schülerinnen, davon 25 im Internat.⁵⁸

55 Ebd.

56 Im Jahr 1861 war das Protestanten-Patent erlassen worden, das protestantischen Gläubigen die Religionsfreiheit garantierte. Gottas, Friedrich: Die Geschichte des Protestantismus in der Habsburgermonarchie, in: Adam Wandruszka/Peter Urbanitsch (Hg.), Die Habsburgermonarchie 1848–1918, Band 4, Wien 1995, S. 489–595.

57 Nordböhmischer Gebirgsbote, 16.05.1866, S. 156. Es wäre interessant zu wissen, wie Marie Luithlen die an protestantische Eltern gerichtete Werbung der Schwestern aufnahm, die 1861 in unmittelbarer Nähe des Fröhlich-Instituts ein Internat für protestantische Mädchen eröffnete. Siehe Flich, Renate: »Die Erziehung des Weibes muß eine andere werden« (Louise Otto-Peters). Mädchenschulalltag im Rahmen bürgerlicher Bildungsansprüche, in: Brigitte Mazohl-Wallnig (Hg.), Bürgerliche Frauenkultur im 19. Jahrhundert, Wien/Köln/Weimar: Böhlau 1995, S. 269–299.

58 1850 gründete eine gleichnamige Lehrerin, geb. Bude ein Institut, das von 50 Schülerinnen, davon 6 im Internat, besucht wurde. DAW, Schulamtsakten 277/1/3a, Übersicht der [...] bestehenden Erziehungsanstalten 1853/54.

Institute für jüdische Kinder und antijüdische Parolen

Anfangs beschäftigte das Fröhlich-Institut den jüdischen Lehrer Abraham Brandeis, der den Deutschunterricht erteilte. Dies könnte auch als ein Signal an jüdische Eltern gedacht gewesen sein, dass das Institut ihre Töchter willkommen hieß.⁵⁹ Brandeis unterrichtete allerdings nur ein Jahr am Institut. Ob die Schulbehörden eingriffen, oder ob es sich um einen der vielen, nicht unüblichen Personalwechsel handelte, ist unklar.

Im Folgenden werden Privatinstitute für jüdische Kinder vorgestellt, die zur gleichen Zeit wie das Fröhlich-Institut gegründet wurden. Der Vergleich zeigt, dass die Argumentationsstrategien der Schulinhaber:innen oft unabhängig von Geschlecht und Religion waren und diese in Bezug auf die soziale Herkunft der Schüler:innen eine gemeinsame Position einnahmen. Joseph Kaiser, der in seinem *Pädagogischen Wochenblatt* regelmäßig anti-jüdisch agitierte, bemerkte 1852, dass Brandeis eine Bürgerschule für jüdische Knaben errichten wolle. Brandeis hatte erwähnt, dass Wien 15.000 jüdische Einwohner:innen hätte. Kaiser hielt es für notwendig diese Zahl zu korrigieren und ging von 353 »wirklich zuständigen israelitischen Familien« aus, alle anderen seien »Lebensmittel-Vertheuerungs-Mitglieder.«⁶⁰ Ähnlich wie bei der Berichterstattung, die »in jeder Ausgabe antisemitische Artikel bzw. Leserbriefe publizierte«, ⁶¹ war antijüdische Hetze regelmäßig Teil der Berichterstattung des Redakteurs des *Pädagogischen Wochenblatts*.⁶² Im Jahr 1857 warf ein jüdischer Lehrer ihm vor, durch seine »katholische Färbung«⁶³ einseitig zu berichten. Daraufkonterte Kaiser mit einer mehrteiligen Artikelserie unter dem Titel »Die Juden«, in der er den Vorwurf des Schmarotzertums wieder aufgriff: »Hätte Wien weniger Juden, so hätten vielleicht die Christen genug Wohnungen, billigere Lebensmittel, weniger Verführung zu Geldschwindelei, genügsamere Kaufleute, mehr Geld und Geldeswerth.«⁶⁴

Die anfängliche Euphorie über die im Zuge der Revolution verkündete Gleichberechtigung führte zur Öffnung einiger Privatinstitute für jüdische Kinder. In diesem Sinne bewarben Joseph Szántó (1819–1873) und sein jüngerer Bruder Simon (1820–1882) in ihrem Programm ihr erstes jüdisches Knaben-Erziehungsinstitut in der Habsburgermonarchie mit den Worten: »Eine neue Ära ist für die Bildungsgeschichte der Menschheit

59 Das *Pädagogische Wochenblatt* druckte die Ankündigung der Lehrpersonen des Instituts mit der Fußnote »Israelite« bei Brandeis' Namen ab.

60 Österreichisches pädagogisches Wochenblatt, 31.10.1852, S. 690.

61 Hecht, Dieter J.: Simon Szántó (1819–1882) und die Neuzeit (1861–1903): Eine jüdische Wochenzeitung wehrt sich, in: Michael Nagel/Moshe Zimmermann (Hg.), *Judenfeindschaft und Antisemitismus in der deutschen Presse über fünf Jahrhunderte: Erscheinungsformen, Rezeption, Debatte und Gegenwehr*, Bremen: edition lumière 2013, S. 223–240, hier S. 231.

62 Anti-jüdische Hetze ist auch im frühen 19. Jahrhundert weit verbreitet. William Godsey beschreibt den Fall eines am 27. April 1808 verabschiedeten Statuts mit dem der niederösterreichische Ritterstand Personen mit jüdischer Abstammung von der Aufnahme ausschloss, es blieb in Kraft bis 1827. Godsey, William D.: *Nation, Government, and ›Anti-Semitism‹ in Early Nineteenth-Century Austria*, in: *The Historical Journal* 51/1 (2008), S. 49–85.

63 Österreichisches pädagogisches Wochenblatt, 13.05.1857, S. 298.

64 Ebd., S. 300.

aufgegangen!«⁶⁵ Die Brüder nannten, wie auch die Schwestern Fröhlich, Schulen deutscher Städte als Vorbild für ihr Erziehungsinstitut:

»Erfreuliche Früchte haben dergleichen Institute bei den Israeliten in Hamburg und Frankfurt zur Reife gebracht, und daß eine solche Anstalt für Wien, als den Brennpunkt der österreichischen Monarchie, ein dringendes Bedürfnis sei, bedarf kaum eines Beweises.«⁶⁶

Joseph und Simon Szántó formulierten in ihrem dreieinhalb seitigem Konzept Moralität und Religion als Basis der Erziehung in ihrem Institut:

»Moralität und Religion bilden die Basis unseres Erziehungssystems. Die Aufgabe des Pensionates ist, die ihm anvertrauten Zöglinge zu tüchtigen Menschen und brauchbaren Bürgern heranzubilden.«⁶⁷

Jede Woche zum Sabbat veranstalteten sie einen Jugendgottesdienst für die Zöglinge.⁶⁸ Das Szántó-Institut nahm Schüler ab einem Alter von sechs Jahren in ihre Schule auf. Sie hoben die Vorteile einer Privatanstalt im Vergleich zur öffentlichen Schule hervor: Privatschüler kämen aus besseren Häusern und würden mehr Aufmerksamkeit erhalten. Dies würde der »Sittenverderbnis«⁶⁹ vorbeugen, ein Argument, das oft vorgebracht wurde. Bildungsreformen seien noch Zukunftsmusik: »[...] allein die Neuorganisation aller öffentlichen Lehranstalten, die mit so vielen Schwierigkeiten verbunden ist, wird noch viel Zeit erfordern.«⁷⁰ Simon Szántó hatte im Zuge seines Bildungsweges zur Rabbiner-Autorisation bei Franz Serafin Exner in Prag Philosophie studiert⁷¹ und wusste womöglich aus erster Hand über die zähen bildungspolitischen Verhandlungen Bescheid.

Bereits in den 1830er-Jahren hatte Flora Unger das erste Internat für jüdische Mädchen in der Habsburgermonarchie in Wien gegründet.⁷² Danach folgte in Wien erst 1851 die nächste Gründung einer jüdischen Mädchenschule mit Internat durch Caroline (auch Karoline) Schlesinger (1828–1912). Diese heiratete ein Jahr später Joseph Szántó, ihre Schwester Katharina Schlesinger (1829–1909) heiratete dessen Bruder Simon. Caroline führte ihr Institut nach der Heirat weiter und fügte ihren Anzeigen den Zusatz »geb. Schlesinger« hinzu. Ihre Verdienste um die Gründung und den Erhalt des Instituts wurden jedoch ab dem Zeitpunkt der Heirat oft ihrem Ehemann Joseph und dessen Bruder zugeschrieben. Die beiden waren neben der Leitung des Knabeninstituts auch als Lehrer in ihrer Schule tätig.⁷³ In den 1860er-Jahren bezeichnete sich Joseph Szántó

65 WB, Sammlung Flugschriften, Signatur Q0404, Programm einer Erzieh- und Unterrichtsanstalt für Knaben isr. Confession in Wien, 01.08.1848.

66 Ebd.

67 Ebd.

68 Die Neuzeit, 27.01.1882, S. 25–30, hier S. 26.

69 Ebd.

70 Ebd.

71 ÖBL 1815–1950, Bd. 14 (Lfg. 63, 2012), S. 115.

72 Siehe Kapitel 3.1.

73 Diese Zuschreibung wurde in biografische Texte über die Brüder übernommen und in der Sekundärliteratur weiter tradiert.

in der von seinem Bruder Simon und Leopold Kompert (1822–1886) 1861 gegründeten Zeitschrift *Die Neuzeit*⁷⁴ selbst als Direktor der Mädchenschule.⁷⁵ Auch in der Sekundärliteratur finden sich weiter Tradierungen dieser Fremd- und Selbstzuschreibung, die so weit gehen, dass behauptet wird, Simon Szántó habe zusammen mit seinem Bruder die Schule gegründet und sie lediglich nach seiner Schwägerin Caroline benannt.⁷⁶ Das wäre jedoch rechtlich nicht möglich gewesen, da Mädchenschulen nur von Frauen gegründet und geleitet werden durften.

Caroline Szántó war mit ihrem Institut, das sich, wie alle Institute dieser Art, an ein wohlhabendes Publikum richtete, erfolgreich. Vermutlich aufgrund ihres Alleinstellungsmerkmals als Institut für jüdische Mädchen zu diesem Zeitpunkt, verlangte die Institutsinhaberin im Schuljahr 1853/54 jährlich 450 Gulden für Internatsschülerinnen und fünf bis acht Gulden Schulgeld pro Monat für Tagesschülerinnen. Zum Vergleich: Die Fröhlich-Schwestern veranschlagten 330 Gulden jährlich und sieben Gulden für Tagesschülerinnen.⁷⁷ Welche Zusatzkosten in der jeweiligen Schule verrechnet wurden, ist dem vom Fürsterzbischöflichen Konsistorium verfassten Jahresverzeichnis nicht zu entnehmen. In einem Bericht über die Institute der Familie Szántó wurde betont, dass die Brüder ihr Institut, das von 90 Schülern, davon 50 im Internat, besucht wurde, »im liberalsten Sinne«⁷⁸ führen würden: »die Erziehung ist eine israelitisch-religiöse, keine jüdisch-frömmelnde.«⁷⁹

Das Institut von Caroline Szántó unterschied sich inhaltlich nicht von anderen Mädchenschulen dieser Zeit. Der liberale Geist machte an der Geschlechtergrenze halt. Im Jahr 1859 erhielt Caroline Szántó die Befugnis, in ihrem privaten Bildungsinstitut jüdische Lehrerinnen und Gouvernanten auszubilden. Laut der *Allgemeinen illustrierten Judenzeitung* ging die Idee von ihrem Ehemann Joseph aus und man betonte, dass vor allem die Erziehung künftiger Mütter im Mittelpunkt stünde.⁸⁰ Die *Allgemeine Zeitung des Judenthums* hob hervor, dass noch nie zuvor einer Privatanstalt eine derartige Befugnis erteilt worden war.⁸¹ Da staatlicherseits allerdings keine eigene Ausbildungsstätte für jüdische Lehrerinnen finanziert wurde und während der Geltung des Konkordats eine Politik der strikten Trennung der Schulformen nach Konfession verfolgt wurde, ist diese Entscheidung nicht überraschend. Im Jahr 1860, als Caroline Szántó ihr viertes Kind zur Welt brachte, fand der erste »Präparandinnenkurs« am Institut statt. Wohl auch, um seine Frau zu entlasten, widmete sich Carolines Mann Joseph verstärkt den Institutsbelangen der Mädchenschule, während sein Bruder Simon das Knabeninstitut gemeinsam mit seinem Schwager Adolf Joseph Pick weiterbetrieb. Dieser hatte seinerseits 1858 ein Insti-

74 Bis zum Inkrafttreten des Staatsgrundgesetzes im Jahr 1867 (RGBl. 142, Artikel 14), das unter anderem die volle Gleichstellung ohne Rücksicht auf die Konfession festlegte, setzte sich Simon Szántó in seiner Zeitschrift für die Emanzipation ein. D. J. Hecht: Szántó, S. 223–240.

75 *Die Neuzeit*, 09.12.1864, S. 586.

76 D. J. Hecht: Szántó, S. 223–240, hier S. 227.

77 DAW, Schulamtsakten 277/1/3a, Übersicht der [...] bestehenden Erziehungsanstalten 1853/54.

78 *Allgemeine Zeitung des Judenthums*, 14.11.1853, S. 598f.

79 Ebd.

80 *Allgemeine illustrierte [sic] Judenzeitung*, 10.08.1860, S. 13f.

81 *Allgemeine Zeitung des Judenthums*, 14.11.1859, S. 683.

tut gegründet.⁸² Dass Caroline Szantó nach wie vor selbst unterrichtete und das Institut leitete, belegt ein schriftliches Gutachten Szantós für die Schulbehörden, betreffend die Eignung einer ihrer Schülerinnen zur Ablegung der pädagogischen Befähigungsprüfung. Das auf Aufforderung der Schuldistriktauf sicht hin erstellte Gutachten gibt eine differenzierte Beurteilung der Kandidatin, deren Gesuch die Schulinhaberin abschlägig beurteilte, was von den Schulbehörden kommentarlos akzeptiert wurde.⁸³ Caroline Szantó hatte durch die Durchführung des Präparandinnenkurses und ihre gutachtende Tätigkeit eine wichtige Funktion bei der Zugangskontrolle zum Lehrberuf. Sie entschied maßgeblich darüber, wer in Wien als Lehrerin oder Gouvernante für jüdische Mädchen arbeiten durfte. Im Jahr 1871 wurde der Schule das Öffentlichkeitsrecht verliehen.⁸⁴

Geld spielt (k)eine Rolle

Viele Schulunternehmer:innen klagten über finanzielle Schwierigkeiten und versuchten, Wege zu finden, um die Kontinuität der Einnahmen zu gewährleisten. Es machte einen entscheidenden Unterschied, ob Lehrpersonen zum Zeitpunkt der Gründung ihrer Schule gezwungen waren, Geld zu verdienen und Schulden für den Kauf oder die Miete von Schulräumen aufzunehmen, oder ob sie mit Kapital in das Unternehmen gingen. Aus Christina De Bellaigues Studie zu Privatschulunternehmerinnen in Frankreich und England geht hervor, dass es schwer nachvollziehbar ist, wie Lehrerinnen die Gründung eigener Schulen bewerkstelligten. Wenn die familiären Verhältnisse keinen ökonomischen Rückhalt boten, gab es die Möglichkeit, dass die Leitung der Schule einer Assistentin übertragen wurde, die der ursprünglichen Inhaberin einen jährlichen Betrag zahlte.⁸⁵ Diese Praxis dürfte in der Habsburgermonarchie im Untersuchungszeitraum nicht üblich gewesen sein. In ihrer Analyse des Schulunternehmens von Josephine Stadlin bemerkt Elisabeth Joris, dass die schwierige finanzielle Lage trotz des Fehlens buchhalterischer Unterlagen aus den Briefen hervorgeht. Eine Einschätzung der finanziellen Lage von Instituten in Wien ist schwierig, da private Korrespondenz oder Aufzeichnungen über die Buchhaltung gänzlich fehlen.

Bei den Schwestern Fröhlich dürfte zumindest anfangs beträchtliches Eigenkapital in das Institut geflossen sein. Es wurde überwiegend als Familienunternehmen geführt, in dem Geschwister, Nichten und Neffen angestellt waren. Mit seinem ursprünglich fünfklassigen Programm, das 1870 auf sechs und schließlich 1871 auf acht Klassen erweitert wurde, bot das Institut Fröhlich ein breites Bildungsangebot für Mädchen. Der Unterricht fand an zwei Standorten statt. In den kälteren Monaten weilten die Bildungsunternehmerinnen mit ihrem Personal und den Schülerinnen in einem heute noch existierenden

82 Adolf Joseph Pick gründete im Jahr 1858 eine Lehr- und Erziehungsanstalt für Knaben in Wien und heiratete ein Jahr später Josephine Schlesinger. Pick, Adolf Josef: Zweiter Jahres-Bericht über Dr. Ad. Jos. Pick's Lehr- und Erziehungs-Institut für Knaben israelit. Konfession, Wien: Carl Gerold's Sohn 1859. S. O. M. Yanovsky: Jewish Education, S. 38f.

83 Gutachten betreffend Josephine Spitäler. DAW, Schulamtsakten 162/2/22d, Caroline Szantó an die Schuldistriktauf sicht des 2. Wiener Bezirkes, Wien am 24.09.1861.

84 Als Caroline Szantó 1912 verstarb, wurde ihre Bildungseinrichtung unter dem Namen »C. Szantó« weitergeführt, die letzte Anzeige erschien 1929. Prager Tagblatt, 18.08.1929, S. 24.

85 C. de Bellaigue: Schooling, S. 70.

tierenden Gebäude (Orellisches Haus, zunächst Nr. 911, später Nr. 1) am Franziskanerplatz. Ab 1853 verbrachte die Schule die warmen Monate des Jahres in einer von den Schwestern erworbenen Villa in der Karlsgasse 166 in Baden. Die Eltern der Schwestern lebten bis zu deren Tod im Jahr 1850 (Vater) bzw. 1856 (Mutter) ebenfalls im Institut.

Wie andere Institutsinhaberinnen betonten auch die Schwestern Fröhlich, dass sie ihre Schule nicht zum Zweck privatwirtschaftlichen Nutzens betrieben. Habgier sei oft die einzige Motivation von Erzieherinnen, die hinsichtlich der Schülerinnen nicht geeignet seien, »die Selbsttäuschungen der Eitelkeit und Glanzsucht zu enthüllen, [...]«. ⁸⁶ Ihre eigene Motivation beschrieben sie als inneren Antrieb: Bei der Gründung ihrer Schule gehe es nicht um den Drang nach finanziellem Gewinn oder materiellem Vorteil, sondern vielmehr um den »inneren Berufsdrang und das natürliche Streben, unseren Fachkenntnissen, die wir als Privatlehrer nicht so fruchtbar machen konnten, eine ausgedehntere Wirksamkeit zu geben.« ⁸⁷

Die finanzielle Abhängigkeit der Schulunternehmerinnen vom Schulgeld ermöglichte es den Eltern, Flexibilität einzufordern. In einem Privatinstitut, das, wie öffentliche Schulen, an die Unterrichtspflicht gebunden war, gab es mehr Spielraum bei der Duldung von unterbrochenem Schulbesuch. Entscheidend war jedoch, dass die Schüler:innen bei der halbjährlichen öffentlichen Prüfung gute Leistungen erbrachten. Der Umgang mit Spezialwünschen und Ausnahmen stellte auch eine finanzielle Herausforderung dar. Zusatzaktivitäten wurden gebucht und wieder storniert und manchmal blieben Kinder über längere Perioden dem Unterricht fern. Aus einem Brief geht hervor, wie sehr die Institutsinhaberinnen bemüht sein mussten, individuelle Lösungen zu finden. Anna Freiin Pongracz, ⁸⁸ deren Tochter Josephine das Institut als Tagesschülerin besuchte, informierte eine Lehrerin brieflich über das Ende der Teilnahme ihrer Tochter an den Unterrichtsstunden. ⁸⁹ Der Termin für das zusätzlich belegte Fach war zwar so eingerichtet worden, dass Josephine die Schule früh genug verlassen konnte, aber der neue Unterrichtsort würde sich mit ihrem Gesundheitszustand nicht vereinbaren lassen, da die Distanz bei Schlechtwetter nicht zu bewältigen sei.

Von dem Knabeninstitut der Brüder Szántó ist ebenfalls ein Brief überliefert, der sich mit Schwierigkeiten in der Kontinuität des Unterrichtsbesuchs beschäftigte. Die Berechnung des Kostgelds für den Ziehsohn von Ludwig August Frankl von Hochwart (1810–1894) zeigt, dass die Lösungen individuell angepasst wurden. In vielen Instituten musste das Schulgeld vorab für einige Monate entrichtet werden, was vermutlich auch beim Szántóschen Institut nicht anders war. Frankl war mit den Brüdern Szántó befreundet. Der vielseitig engagierte Autor hatte einen zwölfjährigen Knaben auf einem Sklavenmarkt in Jerusalem gekauft und nach Wien gebracht, wo er am Institut Szántó

86 B./M. Fröhlich: Erziehungsanstalt, S. 16.

87 Ebd.

88 Möglicherweise handelt es sich um die ungarische Autorin Anna Freiin Pongracz (1817–1891) aus Felsőtúr, nicht zu verwechseln mit der ebenfalls als Schriftstellerin tätigen Anna Gräfin Pongracz (1849–1923). <http://biografia.sabiado.at/pongraz-anna/> vom 10.07.2025.

89 Wienbibliothek im Rathaus, H.I.N.-175617, Anna Freiin Pongrácz an Unbekannt, Wien am 25.09.1852.

unterrichtet wurde.⁹⁰ In einem Brief vom 30. Dezember 1856 erwähnte Simon Szántó den Schüler des Instituts Mussa Said:

»Der Zögling M. S. besucht seit der Mitte August mein Institut mit so häufigen Unterbrechungen, daß die gesamte Frequentationszeit auf kaum höher als auf drei Monate zu veranschlagen ist. In diesem Quartale hat er gar keinen Unterricht, aber regelmäßig Mittagsmahl und Imbisse und sehr unregelmäßig wenn auch häufig die obligaten Prügel empfangen. Rechnen wir also für obgesagte Halbkost und Prügel 100 fl pro Anno, so ist nach Adam Rieses System für das abgelaufene Quartale fünf und zwanzig Gulden zu erlegen.«⁹¹

Gleiche Lehrpersonen mit unterschiedlichen Bildungsinhalten?

Bis zum Jahr 1847 war es Privaterziehungsanstalten untersagt, externe Schüler:innen aufzunehmen. Im Jahr 1847 stellte der Inhaber eines Knabeninstituts, Johann Schubert⁹², einen Antrag auf Genehmigung zur Aufnahme von Tageschülern, der bewilligt wurde. Dies führte zu einer Welle von Anträgen anderer Institute, die ebenfalls Tageschüler:innen unterrichten wollten.⁹³ In der Folge stieg die Anzahl der Schüler:innen in Privatinstituten, wobei sich diese in Pensionär:innen und Tageschüler:innen aufteilten. Der Anstieg der Schüler:innenzahlen erforderte an vielen Instituten einen zahlenmäßig umfangreicheren Lehrkörper. Dieser setzte sich in der Regel aus einem kleinen Stammpersonal sowie Privatlehrer:innen zusammen, die stundenweise unterrichteten, sowie aus Lehrern von Pfarrschulen der Primar- und Sekundarstufe, die ihr Gehalt durch den Unterricht an den Instituten aufbesserten.

Anfangs bestand ein Drittel des Lehrkörpers des Instituts Fröhlich aus Verwandten. Ernst Hilarius Fröhlich (1811–1886), der Bruder von Betty und Marie, war viele Jahre lang für den Unterricht in den naturwissenschaftlichen Fächern verantwortlich und fungierte zudem als Schularzt. Der älteste Neffe der Schwestern, Benjamin Possanner von Ehrenthal (1822–1906), der 1839 seine Lehrerausbildung in Ljubljana/Laibach abgeschlossen hatte, arbeitete neben seiner Tätigkeit als Beamter als Oberlehrer am Institut.⁹⁴ In Absprache mit seinen Tanten war er als Oberlehrer für den Lehrplan verantwortlich.

90 Ausführlich dazu Hecht, Louise: »Durch Wort und That«: Motto und Credo, in: Louise Hecht (Hg.), Ludwig August Frankl (1810–1894). Eine jüdische Biographie zwischen Okzident und Orient, Köln/Weimar/Wien: Böhlau 2016, S. 291–321, hier S. 307–311.

91 Wienbibliothek im Rathaus, H.I.N.-10416, Simon Szántó an Ludwig August Frankl von Hochwart, Wien, 30.12.1856.

92 Der aus Lipnick (heute Teil von Bielsko-Biala in Polen) gebürtige Schubert wurde 1848 für seine »freieren und fortschrittsreicheren Tendenzen« gelobt. Der Humorist, 02.09.1848, S. 2.

93 Österreichisches pädagogisches Wochenblatt, 31.10.1852, S. 1.

94 Diese Tätigkeit trug möglicherweise dazu bei, dass er seiner Tochter Gabriele Possanner (1860–1940) ermöglichte, zunächst in der Schweiz Medizin zu studieren. Nach abermaligen Prüfungen an der Universität Wien ging sie als erste promovierte Ärztin Österreichs in die Geschichte ein. Zum Werdegang von Gabriele Possanner siehe Stern, Marcella: Gabriele Possanner von Ehrenthal, die erste an der Universität Wien promovierte Frau, in: Marina Tichy/Waltraud Heindl (Hg.), Durch Erkenntnis zu Freiheit und Glück – Frauen an der Universität Wien, Wien: WUV Universitätsverlag 1990, S. 189–219.

Die Nichten Auguste, Camilla (später verheiratete Jüllig) und Maria unterrichteten Französisch und Deutsch sowie Musik und Handarbeit. Bald nach Eröffnung des Instituts begann auch Ernst Possanner (1832–1900), damals Anfang zwanzig, die Fächer Stenografie, Geschichte und Geografie zu unterrichten. Im Schuljahr 1853/1854 schloss sich Amalia (1819–1907) ihren Geschwistern an und unterrichtete Rhetorik und Rezipitation. Damit lehrten zu diesem Zeitpunkt alle Kinder von Susanne Possanner (geb. Fröhlich, 1802–1866), der Schwester der Institutsinhaberinnen, am Institut. Sie war nach dem Tod ihres Mannes 1845 nach Wien übersiedelt. Das Schulprojekt bot den jungen Erwachsenen vermutlich eine Starthilfe und für einige von ihnen eine lebenslange Beschäftigung. Die anderen Lehrenden waren entweder selbstständig tätig und gaben zusätzlich zum Privatunterricht Stunden an Instituten, oder sie lehrten an umliegenden Pfarrschulen oder Gymnasien. Ein Beispiel ist Joseph Gischig (1816–1871) der Französisch unterrichtete. Er lehrte zusätzlich zu seiner Tätigkeit am Schottengymnasium⁹⁵ am Institut Fröhlich und am Institut der Ginevra Ducati, geb. Zambelli (1821–1867), das sich am Graben befand. Joseph Hofer (1820–1900)⁹⁶ unterrichtete Physik am Institut. Er arbeitete mehrere Jahrzehnte an der Unterrealschule zu St. Leopold und publizierte 1850 ein Lehrbuch namens »Populäre Physik«, das für »Real- und Gymnasialschüler, für höhere Mädchenschulen, wie auch zum Selbststudium für Jedermann«⁹⁷ beworben wurde.

James Albisetti betont, dass Mädchenbildung unter den Gesichtspunkten der Angst vor »Verbildung« sowie dem Bestreben, Mädchen traditionelle Rollenbilder zu vermitteln, diskutiert wurde.⁹⁸ Die Bildung der Mädchen sollte sicherstellen, dass sie ihrer gesellschaftlichen »Bestimmung« gerecht wurden. Mitte des 19. Jahrhunderts, insbesondere im Kontext der revolutionären Ereignisse von 1848, erhielt dieser Fokus auf die »Bestimmung« einen erneuten Aufschwung. Gleichzeitig hatte sich die Pädagogisierung der Mutterschaft so weit entwickelt, dass wohlhabende Eltern eine umfassende Ausbildung für ihre Töchter bevorzugten, um sie auf ihre zukünftigen Rollen vorzubereiten – auch wenn dies die potenziellen Risiken einer »Verbildung« mit sich brachte. Auch in der *Wiener Schulzeitung* wird erkennbar, dass die Erziehungstätigkeit von Müttern – und in weiterer Folge von Lehrerinnen – Hoffnungen und Ängste weckte, die männliche Pädagogen zu regulieren versuchten. In der Zeitung gab es eine eigene Rubrik mit dem Titel »Pädagogischer Rathgeber für Mütter«:⁹⁹ »Groß und erhaben ist daher deine Bestimmung, Mutter! unberechenbar die Folgen deiner Handlungsweise.«¹⁰⁰ Ebenfalls in der *Wiener Schulzeitung* findet sich eine der wenigen Thematisierungen von Mädchenbildung im Revolutionsjahr 1848: Jakob Spitzer stellte die Frage: »Welches Lehrbuch soll bei dem Unter-

95 Jahresbericht Schottengymnasium Wien für das Jahr 1851, Wien 1852, S. 15. Gischig unterrichtete auch am Theresianum, der Handelsakademie und der Universität Wien.

96 Hofer unterrichtete ab 1868 an der Lehrerbildungsanstalt in Wien. *Wiener Zeitung*, 07.07.1868, S. 68.

97 *Wiener Zeitung*, 13.04.1850, S. 1149.

98 Die Befürchtung war, dass sich zu viel Bildung negativ auf die Mädchen und ihre spätere Rolle als Ehefrauen, Mütter und Hausfrauen auswirken könnte, siehe J. C. Albisetti: *Schooling*, S. 10.

99 Ankündigung der Rubrik in der *Wiener Schulzeitung*, 11.04.1848, S. 8.

100 *Wiener Schulzeitung*, 11.04.1848, S. 3.

richte der weiblichen Jugend verwendet werden?«¹⁰¹ Er empfahl ein »fragmentarisch abgefaßtes Lehrbuch, dessen Inhalt Geschichte, Geographie, Mythologie, Naturgeschichte und Naturlehre, nebst einer Sammlung dramatischer Aufsätze« umfasste, das Mädchen als Lesebuch verwenden könnten, um sich »diese Wissenschaften, welche in der neuesten Zeit zum dringenden Bedürfnisse geworden sind, wenigstens in allgemeinen Umrissen aneignen zu können.«¹⁰² Zwar gab es zahlreiche Lesebücher für Mädchen, jedoch keine eigenen Lehrbücher für die an Mädchenschulen üblichen Fächer, die an Knabenschulen angeboten wurden. Da an Erziehungsanstalten viele Lehrer von außerhalb unterrichteten, bestand die Sorge, dass diese den Mädchen den gleichen oder zumindest ähnlichen Stoff wie den Knaben beibringen würden. Diese Annahme wird durch Bücheranzeigen wie jene von Joseph Hofer für sein Physik-Lehrbuch bestärkt. Der Knabenschulinhaber und Lehrer am Mädcheninstitut seiner Frau Caroline, Joseph Szántó, thematisierte das Fehlen von gesonderten Lehrbüchern in einem Vortrag vor der Versammlung des Vereins »Volksschule« im Jahr 1864 und kritisierte, dass es weder eigene Lehrbücher für Mädchen, noch speziell ausgebildete männliche Lehrer für die wissenschaftlichen Fächer gab, die ausschließlich an Mädchenschulen unterrichteten. Viele Lehrpersonen waren Externe, die an staatlichen Knabenschulen unterrichteten. Nur in Schulen in ländlichen Regionen gab es Lehrpersonen, die ausschließlich an einer Schule angestellt waren. Szántó war alarmiert, da die Vorbereitung auf den »Beruf des Weibes als Hüterin des häuslichen Herdes«¹⁰³ nirgendwo im Lehrmaterial berücksichtigt wurde.¹⁰⁴

Selbstverleugnung und Selbstachtung

Die Fröhlich-Schwestern begeisterten sich für die Überlegungen des Schweizer Pädagogen Johann Heinrich Pestalozzi. Zwar hatte Pestalozzi die Bildung von Mädchen nicht im Fokus, doch er betrachtete die Erziehung von Kindern als weibliche bzw. mütterliche Aufgabe.¹⁰⁵ Der Pädagoge forderte eine harmonische Entwicklung. Diese Forderung hoben die Schwestern in ihren Erziehungsgrundsätzen hervor, ohne Pestalozzi namentlich zu zitieren. Während Pestalozzi die ineinandergreifende Entwicklung von Geist, Körper und Seele thematisierte, rückten die Schwestern in ihrer Broschüre zunächst die Entwicklung von Körper und Seele in den Vordergrund. Vermutlich wollten sie weder bei den Eltern noch bei den Behörden mit einem Einstieg über die Förderung von als männlich eingestuften intellektuellen Fähigkeiten Sorge erwecken. In der Schule der Schwestern sollten Lehrpersonen verantwortungsbewusste, eigensinnige Individuen mit Selbstachtung und einem ausgeprägten moralischen Kompass nach Pestalozzis reformpädagogischen Verständnis heranbilden. Die Erzieherin, so die Fröhlich-Schwestern, werde »[...] ihre Schutzbefohlenen frühzeitig zur Erkenntnis bringen, daß jeder Mensch berufen ist,

101 Wiener Schulzeitung, 22.08.1848, S. 209.

102 Ebd.

103 Die Neuzeit, 09.12.1864, S. 586f.

104 Das Fehlen von gesonderten Lehrbüchern wurde auch Ende des 19. Jahrhunderts moniert, siehe M. Friedrich: Mädchenerziehung, S. 104.

105 Siehe Kapitel 2.3.

den Akt der Abstimmung mit einer Wahlurne konnten die Mädchen jedes Jahr einen Akt der Selbstbestimmung ausüben, indem sie diejenige wählten, die dem weiblichen Ideal am meisten entsprach.

Institutsklima

Das Institut Fröhlich fand literarisch Eingang in einen Fortsetzungsroman der Wiener Schriftstellerin Maximiliane Franul von Weißenthurn (1851–1931), der vom 12. September 1931 bis zum 5. März 1932 im Vorarlberger Volksblatt erschien. Die Großnichte der Burgtheaterautorin und Schauspielerin Johanna Franul von Weißenthurn (1772–1847) war die Tochter eines Adjunktanten von Erzherzog Johann (1782–1859) und publizierte unter unterschiedlichen Pseudonymen, in diesem Fall als »Max von Weißenthurn«.

In ihrer Erzählung »Die Schloßfrau von Rodenegg« geht es um Themen, die Schülerinnen eines Erziehungsinstituts, Mädchen aus vermögendem Bürgertum und Adel, beschäftigten.

»Während der Rekreatiionsstunde im Institut Fröhlich herrschte stets lebhaftes Treiben unter den Schülerinnen, besonders unter jenen der höheren Klassen. Thilde von Berting war es, die mit ihrem lebhaften Wesen und ihren ulkigen Einfällen oft alle in Atem zu halten verstand, und wo sie das Szepter schwang, pfl egten Lachsalven an der Tagesordnung zu sein, so auch jetzt.«¹¹²

Die Figur Thilde stammt aus einer Freiherrenfamilie und ist im Roman mit einer Gräfin namens Ines befreundet. Sie sind Schülerinnen im selben Alter, die ihr Leben lang auf die Heirat vorbereitet wurden. Entsprechend dominiert dieses Thema die Gespräche der jungen Frauen. Ines wird von einem Mann umworben, ist jedoch einem anderen versprochen. Schließlich stirbt sie an gebrochenem Herzen – eine Figur, die in der Tradition von Romeo und Julia häufig anzutreffen ist. Sie symbolisiert die tragischen Konsequenzen gesellschaftlicher Zwänge und unerfüllter Liebe. Der Konflikt zwischen den eigenen Wünschen und den Erwartungen der Familie beschäftigte junge Frauen sehr, weshalb sich solche Erzählungen und Romane großer Popularität erfreuten.¹¹³

Die untersuchten Quellen geben nur wenig Auskunft über die Stimmung im Institut. Einige Aussagen in der Broschüre lassen jedoch die Vermutung zu, dass es dort, wie im literarischen Beispiel von Weißenthurn, zwar streng, aber dennoch lebendig zugeht. In der Broschüre der Schwestern ist außerdem zu lesen, dass sich keine der Schülerinnen gröbere Übertretungen zu Schulden hatte kommen lassen:

»Das schwarze Buch, bestimmt für die Namen von Schülerinnen, welche sich irgend einer bedeutenderen Verletzung der Schulgesetze schuldig machen würden, konnte höchst erfreulicher Weise seit dem Bestande der Anstalt, trotz der fortwährend sehr bedeutenden Anzahl von Zöglingen, noch völlig unberücksichtigt bleiben.«¹¹⁴

112 Vorarlberger Volksblatt, 24.10.1031, weiters 31.10.1031, S. 7.

113 Zu Veränderungen von Lesegewohnheiten siehe E. Saurer: Bewahrerinnen S. 37–58, hier S. 38.

114 B./M. Fröhlich: Darstellung, S. 43f.

Diese Feststellung enthielt vermutlich auch die Botschaft an die Eltern, dass ihre Töchter von braven Schulkolleginnen umgeben waren.

Auf einer Werbung für das Institut im Jahr 1858 ist das Gebäude der Sommerresidenz der Schule zu sehen.

Abb. 14: Das Landhaus des Fröhlich'schen Instituts im Helenenthal bei Wien.



Das Landhaus des Fröhlich'schen Instituts im Helenenthal bei Wien.

Quelle: ANNO/ÖNB, Illustrierte Zeitung, 16.01.1858, S. 48. Das Gebäude befindet sich noch heute in Baden.

Ein Bericht über die Rückkehr von Betty und Marie Fröhlich aus ihren Sommerferien im Jahr 1874, veröffentlicht in der *Neuen Freien Presse*, gibt einen Eindruck von der idealen Beziehung zwischen den Schwestern und ihren Schülerinnen. Dem Bericht zufolge war die Villa in Baden am Abend des 28. August mit Kerzen erleuchtet, um die Rückkehr der Schwestern zu feiern. Ein Mädchen habe auf dem Balkon mit einem Korb voller Blumen gewartet und diese gestreut, sobald die Institutsleiterinnen eintrafen. Diese Geste sei vom Ausruf eines »tief-gemüthlichen Segensspruches«¹¹⁵ begleitet gewesen. Kinderchöre seien ertönt, und die Schülerinnen führten ein improvisiertes Theaterstück in modernen Sprachen auf. Der Artikel schloss mit der Feststellung, dass dieser Anlass den »angenehmen Geist« des Fröhlich-Instituts sowohl in der imperialen Stadt als auch in der Villa im Helenenthal in Baden zeige. Im selben Jahr feierte das Institut sein 25-jähriges Jubiläum.¹¹⁶

115 Neue Freie Presse, 05.09.1874, S. 5.

116 Neue Freie Presse, 17.02.1874, S. 5.

Mutterschaft versus Mütterlichkeit als Eignungskriterium

Marianne Hainisch, geb. Perger, eine Pionierin der Mädchenbildung um 1900, stammte aus einem liberal-bürgerlichen Haushalt und war Schülerin des Instituts Fröhlich, dem sie in ihren unveröffentlichten Lebenserinnerungen ein eigenes Kapitel widmete. Die Historikerin Michaela Königshofer verarbeitet in ihrer Dissertation Auszüge dieser unveröffentlichten Quelle.¹¹⁷ Die Familie Perger übersiedelte 1854 nach Wien, um den Söhnen eine Ausbildung zu ermöglichen. Marianne Perger war zunächst, wie ihre Brüder, zu Hause unterrichtet worden und besuchte nach ihrer Ankunft in Wien ein Jahr lang das Institut der Fröhlich-Schwester.¹¹⁸ Als Perger im Jahr 1870 an Stelle der höheren Töchterschule ein Realgymnasium für Mädchen forderte, stand Betty Fröhlich, mit der sie nach dem Schulbesuch weiter in Kontakt geblieben war, der Forderung zunächst kritisch gegenüber:

»Mein Eintreten für eine Mädchenschule gleich der der Knaben, kränkte sie zwar zunächst und sie meinte, es sei unrecht von mir, sie aufs Trockene setzen zu wollen. Als sie jedoch meinen Plänen näher trat, war sie unvoreingenommen genug, meine Bestrebungen gut zu heißen.«¹¹⁹

Es scheint Perger wichtig gewesen zu sein, dass ihre ehemalige Lehrerin ihre Aktivitäten nicht verurteilte. In ihrer Reaktion verweist Betty Fröhlich auf die ökonomische Bedeutung des Instituts, das durch verstärkte staatliche Initiativen seine Berechtigung verlieren würde.

Marianne Perger wurde bei ihrem Schuleintritt in die letzte Klassenstufe des Instituts aufgenommen. Höhepunkte des Unterrichts waren für sie der Religionsunterricht, geleitet vom Priester des Deutschen Ordens Joseph Holzapfel (1815–1854), und die »moralische Stunde« mit Betty Fröhlich.¹²⁰ Dieser Unterricht sei für sie »erbauend und nie langweilig«¹²¹ gewesen: »Unvergesslich diese feinen Bemerkungen über die Nächstenliebe, Pflichterfüllung, Selbstveredelung.«¹²² Im Rückblick betonte Perger den Wert der seelischen Entwicklung für die Schülerinnen. Es ist nicht möglich, zu ermitteln, ob sie die Inhalte des Instituts anders beurteilt hätte, wenn sie früher dort eingetreten wäre. In der letzten Klassenstufe wurde speziell auf die Vorbereitung auf weibliche Pflichten Wert gelegt.

117 Königshofer, Michaela: »Ein Mädchen sein wird nicht mehr bedeuten ausgeschlossen sein...«. Mädchenbildung in den Tagebüchern und Publikationen von Marianne Hainisch (1839–1936). Unveröffentlichte Dissertation, Wien 2015, S. 294.

118 Lediglich eine weitere Schülerin konnte lokalisiert werden: Nina Hoffmann, geb. Matscheko (1844–1914), Tochter eines höheren Beamten in der damaligen »Staatskanzlei«, die sich unter anderem im Verein für erweiterte Frauenbildung engagierte und sich später »religiösen und theosophischen Studien« widmete. Korotin, Ilse (Hg.): *biografiA*. Lexikon österreichischer Frauen, Band 1: A–H, Wien/Köln/Weimar: Böhlau 2016, S. 1329.

119 Marianne Hainisch, *Erinnerungen aus meinem Leben*, unveröffentlicht, S. 9. Zitiert in M. Königshofer: Hainisch, S. 50.

120 Ebd.

121 Ebd.

122 Ebd.

»Gewiss ist, dass, wenn das Institut Fröhlich auch dem Ziele, das wir heute dem Mädchenunterricht stecken müssen, nicht gerecht wurde, es doch ausserordentlich viel für die seeliche [sic] und aesthetische Entwicklung seiner Zöglinge tat.«

Bemerkenswert an Marianne Hainischs Lebenslauf ist ihre Entwicklung hin zu einer öffentlich engagierten Frau. Bereits 1870 forderte sie die Öffnung der Realgymnasien für Mädchen. Zeitlebens wurde ihre Rolle als Ehefrau und Mutter besonders hervorgehoben.¹²³ In viktorianischen Romanen des 19. Jahrhunderts oder dem im vorigen Kapitel zitierten Stück von Eduard von Bauernfeld finden sich Erzählungen von scharfsinnigen Frauencharakteren, die von der engen Definition von Weiblichkeit abwichen, wie sie in Erziehungsinstituten oder Etikette-Büchern propagiert wurde.¹²⁴ Diese konträren Rollenkonzepte waren sowohl am Fröhlich-Institut als auch im Leben vieler Akteurinnen der Frauenbewegung präsent. Die daraus resultierenden Konflikte wurden unterschiedlich argumentativ ausgetragen.

In ihrer Analyse über bürgerliche, ledige Frauen und Männer untersucht die Historikerin Bärbel Kuhn das Konzept der geistigen Mutterschaft, das in frauenbewegten Diskursen um 1900 eine wichtige Rolle spielte. Ledige Frauen aus der Mittel- und Oberschicht standen im 19. Jahrhundert und weit darüber hinaus unter großem Rechtfertigungsdruck.¹²⁵ Bis sie zu allen Fächern zugelassen wurden, wurde verheirateten Frauen in der Habsburgermonarchie aufgrund ihrer physischen Mutterschaft eine natürliche Neigung und Fähigkeit zum Lehrberuf zugeschrieben. Pädagogen wie Pestalozzi und Friedrich Fröbel (1782–1852) betonten die Wichtigkeit der Mutter-Kind-Beziehung. Diese Vorstellungen flossen in das Konzept der »geistigen Mütterlichkeit« ein.¹²⁶ Die Schwestern Fröhlich machten sich diese Ideen zu eigen und legitimierten damit im diskursiven Textaufbau ihrer Broschüre ihre Lebensweise als ledige, selbstständige Frauen und Lehrerinnen. Der Drang, sich zu rechtfertigen, zeigt sich im Argument der Schwestern, dass Frauen, die leibliche Kinder hatten und Bildungseinrichtungen leiteten, mit zu vielen Aufgaben gleichzeitig belastet wären. Zu ihrer kommunikativen Strategie gehörte es auch, ihre Bildungsreisen als Ausdruck ihres Engagements darzustellen, das ihren Schülerinnen zu Gute kommen sollte und damit zugleich ihren »Ledigenstatus« in ein positives Licht zu rücken. Wie andere Institutsinhaberinnen im 19. Jahrhundert erklärten auch die Fröhlich-Schwestern ihr Institut zu einem familiären Ort: Die Schülerinnen

123 M. Königshofer: Hainisch, S. 41–45.

124 Martha Vicinus thematisiert diese Gleichzeitigkeit im Hinblick auf viktorianische Romane mit weiblichen Hauptcharakteren. Vicinus, Martha: Introduction: The Perfect Victorian Lady, in: Martha Vicinus (Hg.), *Suffer and Be Still. Women in the Victorian Age*, Bloomington: Indiana University Press 1972, S. vii–xv, hier S. x.

125 B. Kuhn: Familienstand: ledig.

126 Der Begriff wurde in den 1870er Jahren von Fröbels Großnichte Henriette Schrader Breyman (1827–1899) geprägt. Ebd., S. 75. Zum Begriff und den damit verbundenen Überlegungen von Pestalozzi und Fröbel siehe Jacobi, Juliane: »Geistige Mütterlichkeit«. Bildungstheorie oder strategischer Kampfbegriff gegen Männerdominanz im Mädchenschulwesen?, in: Zeitschrift für Erziehungswissenschaft, Bildungspolitik und pädagogische Praxis. Beiheft: Die Deutsche Schule (1990), S. 208–224.

wurden als Adoptivtöchter bezeichnet. Betty und Marie Fröhlich betonten, dass sie ihren Erziehungsauftrag mit aufopfernder Liebe zu ihren Kindern erfüllten.¹²⁷ In ihrem Programm formulierten sie detailliert den Selbstentwurf der mütterlichen Erzieherin:

»Das Verhältnis der Zöglinge sei auch gegen die Vorsteherin kindlich, gegen die übrigen Lehrerinnen verwandtschaftlich, und innig und schwesterlich gegen die Mitschülerinnen. Das Benehmen der Erzieherin gegen ihre Zöglinge sei mütterlich, voll immer gleicher Ruhe, und heiteren Ernstes.«¹²⁸

Das Unterrichtsprogramm des Fröhlich-Instituts

Im Instituts-Programm aus dem Jahr 1853 wurde ein detaillierter Lehrplan abgedruckt, der folgende Fächer beinhaltete:¹²⁹

Erste Klasse (2 Semester). Wöchentlich 18 Stunden vormittags.

2h Religion | 4h Lesen | 2h Schreiben | 2h Rechnen | 2h Naturgeschichte | 6h Französisch

Zweite Klasse (4 Semester). Wöchentlich 18 Stunden vormittags.

2h Religion | 2h Lesen | 2h Schreiben | 2h Rechnen | 1h Deutsche Sprachlehre | 2h Rechtschreibung | 2h Naturgeschichte | 5h Französisch

Dritte Klasse (4 Semester). Wöchentlich 18 Stunden vormittags.

2h Religion | 1h Lesen | 3h Schreiben | 2h Rechnen | 2h Sprachlehre | 1h Geographie | 1h Naturgeschichte | 5h Französisch

Vierte Klasse (4 Semester). Wöchentlich 19 Stunden vormittags und 3 Stunden nachmittags.

2h Religion | 2h Schreiben | 2h Rechnen | 2h Sprachlehre und Styl | 4h Vortrag, Poesie und Literatur | 2h Rechtschreibung | 2h Geschichte | 2h Geographie | 2h Naturgeschichte | 4h Französisch

Fünfte Klasse (4 Semester). Wöchentlich 19 Stunden vormittags und 7 Stunden nachmittags.

2h Religion | 2h Schreiben | 2h Rechnen | 2h Sprachlehre und Styl | 4h Vortrag, Poesie und Literatur | 1h Rechtschreibung | 1h Psychologie | 1h Physik | 3h Geschichte | 3h Geographie | 2h Naturgeschichte | 3h Französisch

Mit der Übersiedlung des Instituts vom Franziskanerplatz zur Grünangergasse Nr. 1 im Jahr 1870 wurden die Klassenstufen gleichzeitig auf sechs erhöht. Ab 1871 boten die Schwestern ein achtklassiges System an. Die meisten Fächer deckten sich mit denen anderer Mädchenschulen. Geschichte nahm mit zwei Stunden in der vierten Klasse und drei Stunden in der fünften Klasse einen prominenten Platz ein. Ungewöhnlich war der

127 Wiener Zeitung, 05.06.1864, S. 760.

128 B./M. Fröhlich: Erziehungsanstalt, S. 16.

129 Erstellt basierend auf B./M. Fröhlich: Darstellung, S. 33–37.

Unterricht in Psychologie mit einer Stunde in der fünften Klasse. Konkret sollte in der Psychologie-Stunde in den letzten beiden Jahren Folgendes unterrichtet werden:

»Encyclopädische Einteilung. Grund-Character des Menschen; der Leib, die Seele; Erklärung der psychischen Erscheinungen u. Seelenthätigkeiten; das psychologische Individuum; Hauptgrundsätze der Pädagogik.«¹³⁰

Physikvorträge waren schon in den 1830er-Jahren bei Frauen aus gehobener Gesellschaft beliebt. Anna Gräfin Harrach, geb. Lobkowitz (1809–1881) trug am 26. Februar 1833 in ihr Tagebuch ein: »Physik Vorlesung im Polytechnikum«.¹³¹ Am Institut Fröhlich beinhaltete die Physikstunde die »naturwissenschaftlichen Grundbegriffe, Erscheinungen der Anziehung, der Schwingung, der Strömung; Erscheinungen am Himmel (populäre Astroномie)«. ¹³² Auch am Institut von Otilie Steyber in Leipzig, das die Schwestern besucht hatten, wurden Lektionen in Physik angeboten. In den von Christina de Bellaigue untersuchten Privatmädchenschulen in Frankreich wurde an 30 Prozent der Schulen Physik unterrichtet.¹³³

Das Institut Fröhlich unterhielt eine Arbeitsschule, in der die Kinder, wenn sie gerade nicht vom übrigen Unterricht in Anspruch genommen waren, in den »schönen und feinen Handarbeiten« ausgebildet wurden. Zu diesem Zweck wurde unter anderem die Kunststickerei-Unternehmerin Maria Benkovits¹³⁴ (auch Benkowits/Benkowitz, 1807–1876) beschäftigt. Die Schwestern hoben allerdings hervor, dass Handarbeiten zwar wichtig seien, jedoch nicht im Mittelpunkt des Unterrichts stünden, weshalb die unterschiedlichen Kenntnisse über das Jahr verteilt vermittelt wurden.

Zudem wurde die Ausbildung der sogenannten »Talente« angeboten. Betty und Marie Fröhlich betonten jedoch: »So wünschenswerth es ist, irgend ein Talent zu besitzen, so nachtheilig ist es, eines üben zu wollen, welches man nicht besitzt.«¹³⁵ Mündlicher Vortrag, Deklamation, Zeichnen und der Tanzunterricht gehörten zu den obligatorischen Unterrichtsgegenständen. Letzterer wurde zur Auflockerung zwischen den Unterrichtsstunden eingesetzt und sollte »Lebendigkeit« und »Vergnügen«¹³⁶ vermitteln. Dieser Hinweis zeigt, dass die Schwestern Bewegung als etwas Lustvolles sahen, das die Kinder genießen durften. Das Spaziergehen mit Erzieherinnen und Lehrerinnen war bereits in den frühen Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts eine akzeptierte

130 Ebd., S. 37.

131 ÖStA, AVA FA Harrach HS 577, Tagebuch 1829–1833.

132 Ebd.

133 C. de Bellaigue: *Schooling*, S. 191.

134 Trauungsmatrike St. Stephan: 07.02.1829, Stephan Joseph Benkowitz, k.k. Feldkriegskanzlei Adjunkt und Maria Anna Einhorn. Die Ehefrau des Beamten Stephan Benkowitz (1803–1875) unterhielt eine »Kunststickerei–Ausbildungsanstalt« und nahm an zahlreichen Kunstausstellungen der *Gesellschaft adeliger Frauen zur Beförderung des Guten und Nützlichen* teil, 1848 gründete sie einen Verein, der sich der Bekleidung von Schulkindern widmete, deren Eltern nicht über die finanziellen Mittel verfügten. ÖStA/HHStA PFF GDPFF 3a-1-499/1861, Vortrag des Fondskassendirektors Carl Seifert über das Gesuch der Marie Benkovits, Vorsteherin des Vereins zur Bekleidung bedürftiger Schulkinder, um eine Unterstützung.

135 B./M. Fröhlich: *Darstellung*, S. 41.

136 Ebd., S. 42.

Form der Bewegung für Mädchen. Bei den Fröhlich-Schwestern stand der Spaziergang um zwölf Uhr mittags als tägliche Übung auf dem Lehrplan. Die Zeitung *Die Presse* berichtete, ähnlich wie im Stück von Eduard Bauernfeld im vorigen Kapitel, über diese Praxis, die vermutlich von mehreren Institutsinhaberinnen betrieben wurde:

»In den späteren Nachmittagsstunden vertritt die Bastei die Stelle des Praters. [...] Zuweilen wandelt ein Student oder ein Dichter einsam, ein Buch in der Hand haltend und lesend oder träumend einher, und die jungen Mädchen, die an der Seite der älteren Pädagogin züchtig einherschreiten, werfen einen raschen Blick auf den jungen Mann.«¹³⁷

Bereits im 18. Jahrhundert nahm die Leibesertüchtigung in den Lehrplänen privater Knaben-Erziehungsanstalten einen breiten Raum ein und wurde häufig als militärische Übung beworben. Mit der Entwicklung der deutschen Turnerbewegung förderten männliche Experten geschlechtsspezifische Formen der körperlichen Ertüchtigung.¹³⁸ Ein neues Merkmal der Mädchenschulen in den 1850er-Jahren war die Aufnahme körperlicher Betätigung in den Lehrplan, die den Körper zwar dehnen, jedoch nicht kräftigen sollte. Im Institut von Caroline Szántó wurde deshalb Gymnastik angeboten. Die Schulinhaberin beschäftigte dafür eine Turnlehrerin aus Berlin.¹³⁹ Die Schwestern Fröhlich bewarben zusätzlich zu einer Form der Gymnastik namens Calisthenie (Calisthenics) das Schwimmen, das auch bei Mädchen und Frauen wohlhabender Schichten eine beliebte Aktivität war.¹⁴⁰ Einen Teil ihres Erziehungsprogramms widmeten die Schwestern der Körpererziehung. Dabei wiesen sie auf die Gefahren knabenhafter Übungen hin, wie sie etwa in französischen Erziehungsanstalten üblich waren. Letztere verfügten oft über einen eigenen Übungsraum mit Geräten, die auch für calisthenische Übungen verwendet werden konnten.¹⁴¹

»Nur rücksichtlich der Übung der körperlichen Kräfte und der Aneignung körperlicher Gewandtheit glauben wir bemerken zu müssen, daß bei Mädchen das Streben nicht auf Erlangung körperlicher Stärke, sondern auf die Entwicklung, die ebenmäßige und schöne Entfaltung der einzelnen Körperteile gerichtet sein kann.«¹⁴²

Schon 1829 hatte der Schweizer Militärhauptmann Phokion Heinrich Clias (1782–1854) die Calisthenie, auch Anmutslehre genannt, für den Unterricht von Mädchen und Frauen populär gemacht.¹⁴³ Die Kenntnis dieser Art der Gymnastik seitens der Fröhlich-Schwestern steht im Zusammenhang mit ihrer Bewunderung Heinrich Pestalozzis, der Clias'

137 *Die Presse*, 04.04.1857, S. 1.

138 In den 1860er-Jahren eröffneten Gregor Bartsch, Franz Chimani und Josef Eggerth in Wien Turnschulen. DAW, Schulamtsakten 263/4/4.

139 DAW, Schulamtsakten 277/1/3a, Übersicht der [...] bestehenden Erziehungsanstalten 1853/54.

140 W. Schütz: Wasser, S. 61–90.

141 B./M. Fröhlich: Darstellung, S. 53. In Christina Bellaigues Arbeit über französische Mädchenschulen finden diese keine Erwähnung. C. de Bellaigue: *Schooling*.

142 B./M. Fröhlich: Darstellung, S. 11.

143 Clias, Phokion Heinrich: *Kallisthenie oder Übung zur Schönheit und Kraft für Mädchen*, Bern: C. A. Jenni 1829.

Gymnastikübungen an seinem Institut integriert hatte.¹⁴⁴ Der Begriff der Leibeserziehung war weit gefasst und beinhaltete eine regelmäßige Lebensweise und einen strengen Ordnungssinn: »[...] und die Ordnungsliebe, die segensbringende, erhaltende und mehrende Blüthe einer guten Erziehung wird sich entfalten, und wird zur Mutter der echten weiblichen Häuslichkeit reisen.«¹⁴⁵

Dass die Sprachenvielfalt und die Vielfalt kultureller Identitäten im Wien der 1850er Jahre besonders gefördert wurde, soll abschließend anhand einer Anzeige betreffend einer Talentprüfung im Jahr 1857 am Fröhlich-Institut gezeigt werden. Wie Benedict Anderson in seinen Überlegungen zur »Erfindung der Nation« betonte, war die Mythenbildung rund um die Leistungen Einzelner in Bezug auf die sprachliche und kulturelle Entwicklung enorm.¹⁴⁶ Tatsächlich waren es die institutionellen Strukturen der Habsburgermonarchie und damit das Bildungssystem, das Sprachenvielfalt feierte und ermöglichte.

»Die diesjährige Talentprüfung fand am 22. Februar statt, und schon das reichhaltige Festprogramm gewährte der Aufmerksamkeit einen angenehmen Anhaltspunkt. Den Reigen eröffneten 12 der jüngsten Clavierspielerinnen, deren Leistungen eine tüchtige Schule beurkundeten. Hierauf folgten Deklamationspièces, nach Inhalt und Sprachverschiedenheit in Gruppen getheilt, unter denen jene in ungarischer und serbischer Sprache, des gelungenen Vortrags wegen, einen besonderen Anklang fanden. Eine nationale [sic] Dichtung von einer kleinen Slovenin, mit dem süßen Wohl laut des südslavischen Dialects gesprochen, erregte einen äußerst günstigen Effect. Die deutschen, italienischen und französischen Declamationen erhielten durch richtige Betonung, Klarheit und Verständniß des Vortrags eine allgemeine Anerkennung, vorzugsweise das patriotische Gedicht: »Il ritorno di poëta«, und »le peintre dans les catacombes de Roma« von Delisle.«¹⁴⁷

Werbung für das Institut wurde überwiegend in Deutsch gemacht, eine Anzeige in der *Pesther Zeitung* zeigt einen französisch-deutschen Werbetext.

144 Clias war ein Zeitgenosse von Friedrich Ludwig Jahn und dessen Schüler Ernst Eiselen, die die moderne Gymnastik propagierten. Merta, Sabine: Wege und Irrwege zum modernen Schlankheitskult. Diätkost und Körperkultur als Suche nach neuen Lebensstilformen 1880–1930, Wiesbaden: Franz Steiner Verlag 2003, S. 224–226.

145 B./M. Fröhlich: Darstellung, S. 12.

146 Anderson, Benedict: Imagined Communities. Reflections on the Origin and Spread of Nationalism, London, New York: Verso 2006. Tara Zahra verdeutlicht die Auswirkungen der Sprachenpolitik, die von nationalistisch engagierten Gruppierungen in späteren Jahrzehnten verfolgt wurde. Zahra, Tara: Kidnapped souls. National indifference and the battle for children in the Bohemian Lands, 1900–1948, Ithaca: Cornell University Press 2008.

147 Wiener Theater-Zeitung, 01.03.1857, S. 206. Gemeint war vermutlich der Schöpfer der Marseillaise, der Komponist und Dichter Claude Joseph Rouget de Lisle (1760–1836).

Abb. 15: Werbung für das Fröhlich-Institut im Pester Lloyd.

INSTITUTION FRÖHLICH
Pensionnat de Demoiselles
à Vienne, place des Franciscains Nr. 1.

Nous avons l'honneur de recommander notre institution aux parents et tuteurs, qui ont à coeur de donner à leurs enfants ou pupilles une éducation distinguée tant sous le rapport intellectuel que physique.

Les élèves divisées en cinq classes, sont instruites par les meilleurs professeurs et les maîtres les plus renommés de la capitale, dans toutes les matières d'instruction élémentaire et scientifique, y compris les langues allemande, française, anglaise, italienne, et la langue maternelle de chaque élève, de même dans les ouvrages de femme, la musique, le chant, le dessin et la peinture, et la danse.

L'institution prend tous les ans sa résidence d'été au ravissant Helenthal près Baden où l'enseignement dans toutes les matières principales et en particulier dans les langues étrangères et la musique est continué.

S'adresser, pour le programme détaillé et des renseignements particuliers, à la direction du pensionnat. 4085 2-3

Institut Fröhlich,
Lehr- und Erziehungs-Anstalt für Töchter in Wien,
Stadt, Franziskanerplatz Nr. 1.

Eltern und Vormündern, welche ihren Pflegebefohlenen die sorgfältigste geistige und leibliche Ausbildung gewähren wollen, erlauben wir uns, unsere Anstalt hienit zu empfehlen. Der Unterricht, welcher ten in fünf Klassen gruppirten Böglingen in streng sachlicher Ueberung von den tüchtigsten Professoren und Lehrern der Residenz erteilt wird, umfasst alle Zweige der Elementar- und wissenschaftlichen Ausbildung, insbesondere auch die deutsche, französische, englische und italienische, sowie die Muttersprache jedes Bögling; die weiblichen Arbeiten, die Musik, den Gesang, das Zeichnen und Malen, und den Tanz.

Die Sommermonate verbringt die Anstalt im eigenen Landhause im reizenden Helenthal bei Baden, wo der Unterricht in allen Hauptfächern, namentlich auch in Musik und Fremdsprachen ununterbrochen fortgesetzt wird.

Ausführlich: Programme in deutscher und französischer Sprache werden überall kostenfrei versendet.

Quelle: ANNO/ÖNB, Pester Lloyd, 23.09.1863, S. 4

In dieser Anzeige wird hervorgehoben, dass neben Deutsch, Französisch, Englisch und Italienisch auch die Erstsprache der Kinder berücksichtigt wurde. Für Eltern, die ihre Töchter viele Jahre in Wien unterrichten ließen – vermutlich mit der Motivation, dass sie gut Deutsch und Französisch lernten –, war es möglicherweise beruhigend, dass ihre Töchter ihre Herkunftssprache nicht verlernten. Die Wertschätzung dieser Sprachen und die fehlende Hierarchisierung in der Beschreibung der Talentprüfung zeugen davon, dass das Nebeneinander der Sprachen zu diesem Zeitpunkt noch akzeptiert war. Englisch ist neben Französisch häufig in den Curricula von Mädchenschulen zu finden und gehörte für Mädchen aus gehobenen Schichten zur Lektüre. Die Fröhlich-Schwester sahen keinen Widerspruch zwischen der Förderung der Vielsprachigkeit einerseits und der Ausrichtung des Instituts als kaiserlich-patriotisch andererseits.¹⁴⁸ Im Jahr 1856 wurde im Rahmen einer Talentprüfung ein Gemälde von Kaiserin Elisabeth von Österreich enthüllt. Es wurde an die Seite des Gemäldes von Kaiser Franz Joseph im Prüfungssaal des Instituts platziert.¹⁴⁹ In einem ähnlichen Zusammenhang würdigte die Anstalt kurz vor der Hochzeit von Kaiser Franz Joseph I. und Elisabeth von Wittelsbach deren

148 Der Historiker Pieter Judson zeigt, dass sich viele nicht mit der Nation identifizierten oder keinen Widerspruch in Mehrfachidentitäten sahen. P. M. Judson: *Guardians*, S. 2.

149 Wiener Theater-Zeitung, 10.02.1856, S. 136

Verlobung mit einem Gedicht des Oberlehrers Benjamin Possanner mit dem Titel »Des Kaisers Brautfahrt«. Zum Vortrag dieses Gedichtes bemerkte die Zeitung *Oesterreichischer Soldatenfreund*: »[...] das Eine möchten wir besonders hervorheben, daß der Jugend als erste und heiligste Pflicht die Liebe zum Monarchen und zum Vaterlande eingepägt wird [...].«¹⁵⁰

Die im Jahr 1849 gegründete Mädchenschule der Schwestern Fröhlich steht im Kontext der bildungspolitischen Diskussionen des Revolutionsjahres 1848, als die Hoffnungen auf politische Mitbestimmung und rechtliche Gleichstellung groß waren. Die Bildungsreformen zielten jedoch auf katholische Knaben aus Familien privilegierter Gesellschaftsschichten ab. Die Erziehung von Mädchen aus diesen Schichten wurde weiterhin weitgehend Privatpersonen überlassen. Als Marianne Hainisch im Jahr 1870 den Zugang von Mädchen zum Realgymnasium forderte, zeigte sich, wie ausgeführt, ihre ehemalige Lehrerin Betty Fröhlich zunächst wenig begeistert. Als langjährige Institutsinhaberin und Großtante der Ärztin Gabriele Possanner von Ehrenthal (1860–1940) hielt sie Mädchen vermutlich nicht für unfähig diese Ausbildung zu absolvieren. Vielmehr zeigt ihre Besorgnis, dass staatlich organisierte Bildungsmöglichkeiten ihr Institut überflüssig machen könnten, die finanzielle Notwendigkeit eines Einkommens, das auch ihren Nichten und Neffen ein Gehalt garantieren sollte. Unklar ist, wie die Fröhlich-Schwestern diese Forderung nach inhaltlich gleicher Bildung im Hinblick auf ihre Vorstellungen von geschlechtsspezifischen Rollenverteilungen sahen. Sie betonten stets die Rolle der Frau im häuslichen Bereich und sahen ihre Bildungsbestrebungen als Vorbereitung auf die Bestimmung von Mädchen. Gleichzeitig erfüllten sie selbst diese Bestimmung nicht. Vor dem Hintergrund der katholischen Schulaufsicht ist eine explizit katholische Ausrichtung des Instituts nicht überraschend. Der Vorwurf der religiösen Gleichgültigkeit der Inhaberinnen zeigt jedoch, dass die Schwestern Fröhlich zumindest keine Berührungsgängste hatten, Mädchen anderer Konfessionen an ihrem Institut zu unterrichten. Ob bei jüdischen Mädchen damit ein missionarischer Aspekt verbunden war, lässt sich nicht feststellen. Die Existenz von Instituten für jüdische Kinder und die damit verbundenen antijüdischen Parolen zeugen von den gesellschaftlichen Spannungen dieser Zeit. Ob das Institut Anfeindungen ausgesetzt war, ist nicht überliefert. Lediglich eine Beschwerde von Ernst Possanner über eine fälschlicherweise veröffentlichte Verlobungsanzeige mit seiner Tante Marie zeigt, dass die Inhaberinnen möglicherweise in die Defensive gerieten.¹⁵¹

Die gesellschaftlichen Veränderungen spiegeln sich auch im Unterrichtsangebot des Instituts wider, beispielsweise im Schwimmunterricht, in der Psychologie-Stunde oder in der Bemerkung, dass eine »gründliche Ausbildung der wißbegierigen weiblichen Jugend«¹⁵² vermittelt würde. Letztere Formulierung aus den 1870er-Jahren wäre 20 Jahre zuvor vermutlich von den katholischen Schulbehörden negativ kommentiert worden.

150 *Oesterreichischer Soldatenfreund*, 11.03.1854, S. 150.

151 *Fremden-Blatt*, 01.06.1865, S. 7.

152 *Neue Freie Presse*, 25.09.1875, S. 12.

Der Tod von Bettys Schwester Marie Fröhlich im Jahr 1875 wurde lediglich in einer kurzen Anzeige erwähnt. Ein Nachruf wurde nicht gedruckt, vermutlich um zu signalisieren, dass das Institut in gleicher Weise weitergeführt wurde. In einem Werbetext aus dem Jahr 1883 wurde erwähnt, dass das Institut bereits 3.000 Schülerinnen hatte, davon, »100 den höchsten Kreisen angehörig.«¹⁵³ Fünf Jahre später verstarb Betty Fröhlich. Im selben Jahr wurde der *Verein für erweiterte Frauenbildung* gegründet, der – viele Jahre nach der Forderung von Marianne Hainisch – die Errichtung eines Gymnasiums für Mädchen umsetzen sollte. Wie in vielen anderen Bereichen auch, führte die Kluft zwischen Ideal und Realität zu Gleichzeitigkeiten, die die Schulunternehmerinnen und ihre Zeitgenoss:innen argumentativ zu überbrücken versuchten. Das wird besonders im Nachruf auf Betty Fröhlich ersichtlich:

»Es sei der Anlaß benützt, um noch einige Worte über die merkwürdige Frau zu sagen, die nicht nur in unserer Metropole, sondern in der ganzen Monarchie und einem großen Theile des Auslandes gekannt und geehrt war. Einer guten, vermögenden Familie entstammend, widmete sie sich im Vereine mit ihrer jüngeren Schwester, und als diese starb, im Vereine mit ihren Nichten dem Berufe der Kinder-Erziehung, zu welchem sie von Fröh an den Beruf in sich fühlte. Ihr männlich starker Wille, gepaart mit einem echt weiblichen Gemüth, ihr heller klarer Verstand und ungewöhnlicher Geist machten sie geradezu zur Pädagogin von Gottes Gnaden.«¹⁵⁴

Der Nachruf auf Betty Fröhlich enthält alle gängigen Klischees über Frauen, die selbstständig tätig waren und in der Öffentlichkeit auftraten. Die Schulinhaberin wird mit den Begriffen »merkwürdig« und »ungewöhnlich« als Ausnahmeerscheinung dargestellt. Ihre Berufung wird betont, während der wirtschaftliche Aspekt ihrer Tätigkeit keine Erwähnung findet. Ihr »starker Wille« wird als männlich konnotiert beschrieben, sie habe einen männlichen Willen gepaart mit dem binären Gegensatz der weiblichen Emotionalität gehabt. Im Nachhinein wird Betty Fröhlich zudem noch der Segen für ihre Arbeit erteilt, die ihr von Gottes Gnaden zuteil geworden wäre. Noch im selben Jahr von Betty Fröhlichs Tod übersiedelte das Institut in die Weihburggasse und schloss im Jahr 1889.

153 Neue Illustrierte Zeitung, 01.10.1883, S. 14.

154 Neue Freie Presse, 19.02.1888, S. 5.

6. Ora et labora

Im Zuge der Revolution von 1848/1849 wurde in Wien gegen unmenschliche Arbeitsbedingungen und Niedriglöhne protestiert. Die Aufstände wurden mit Gewalt niedergeschlagen. Der Wiener Hof unter Kaiser Franz Joseph I. beauftragte Ludwig Freiherr von Welden (1782–1853) in seiner Funktion als Militärgouverneur das postrevolutionäre Wien von Aufständischen zu säubern.¹ In dieser Zeit formierte sich in Wien der erste von zwei Frauenvereinen, die sich in den 1850er-/1860er-Jahren und darüber hinaus intensiv der Arbeitserziehung von Mädchen aus dem sogenannten »Proletariat« widmeten. Die beiden in Konkurrenz zueinander stehenden Vereine gründeten zahlreiche Arbeits- bzw. Industrieschulen. Die Auswahl der Mädchen für diese Schulen war eine konzertierte Aktion von Frauen aus bürgerlichen und adeligen Kreisen. Zu diesem Zweck tauschten sie sich vielfach mit Pfarrern und Lehrern von Pfarrschulen aus. In den Wiener Vorstädten besuchten Vertreterinnen der einzelnen Ortsgruppen der Vereine zu zweit Familien aus prekären Verhältnissen, um deren Töchter in die aus Vereinsgeldern finanzierten Schulen zu holen. Im Gegenzug bekamen die Familien Sachspenden, die ihre Not lindern sollten. In diesen Schulen wurde zusätzlich zum Volksschulunterricht, wie er in Pfarrschulen stattfand, das Gebet geübt. Hauptsächlich wurden das Flechten, das Markieren der Kleidung (eine Form war das Monogrammieren) sowie das Häkeln und Stricken unterrichtet. Die Industripädagogik, die die Arbeit in diesen Schulen entscheidend prägte, entstand im Zuge der Aufklärung im 18. Jahrhundert. In der Überzeugung, Nützlichkeit bedeute Glückseligkeit, wurde die Arbeitserziehung als ein entscheidendes Mittel angesehen, um Menschen »brauchbar« zu machen. Den Lohn für ihr arbeitsames Leben sollten die Betroffenen in der Hoffnung auf Erlösung im Jenseits suchen.

Der erste Teil dieses Abschnittes beleuchtet die Rolle der Arbeitserziehung in der Industripädagogik und diesbezügliche Überlegungen der kaiserlichen Regierung. Wie in anderen europäischen Ländern erwogen die habsburgischen Behörden die Einführung einer verpflichtenden Arbeitserziehung für ärmere Bevölkerungsschichten. Aufgrund fehlender finanzieller Mittel wurde diese jedoch nicht umgesetzt, sondern stattdessen Privatgründungen gefördert. Frauen, die vielfach aus Beamten- oder Handwer-

1 Antengruber, Peter/Nemec, Birgit/Rathkolb, Oliver/Wenninger, Florian: Umstrittene Wiener Straßennamen. Ein kritisches Lesebuch, Wien: Pichler Verlag 2014, S. 272–274.

kerfamilien stammten, wurden in diesem Bereich um 1800 als Bildungsunternehmerinnen aktiv und gründeten Arbeitsschulen. Einige dieser Schulen wurden als verdeckte Schneidereien betrieben. Der zweite Abschnitt befasst sich mit Vereinen in Wien, die die Gründung und den Erhalt von Industrieschulen für Mädchen zum Ziel hatten. Die Vereine konnten auf ein bereits bestehendes Netz von Privatarbeitsschulen aufbauen. Einige Handarbeitslehrerinnen, die zunächst selbst über Jahre eine private Arbeitsschule betrieben hatten, erhielten durch die Gründung dieser Schulen in den 1850er-Jahren eine Anstellung.

6.1 Arbeitserziehung

Das Verhältnis zwischen Kindheit und (Erwerbs-)Arbeit hat sich im Laufe der Geschichte und in Abhängigkeit von geografischen Regionen erheblich gewandelt. Nicht nur in der Habsburgermonarchie wurden Kinder bis ins 20. Jahrhundert hinein bereits in jungen Jahren in verschiedene Arbeitsabläufe eingebunden und oft schon früh in die Arbeitswelt integriert.² In vielen Teilen der Welt werden Kinder bis heute als Arbeitskräfte eingesetzt, die – vielfach ausgebeutet – zur Sicherung der wirtschaftlichen Existenz ihrer Familien beitragen. Die Einführung der Unterrichtspflicht hatte langfristig einen Strukturwandel der Kindheitserfahrungen zur Folge.³ Gleichzeitig leisteten Kinder mit ihrer Arbeit einen wichtigen Beitrag zum Überleben ihrer Familien. Sowohl vonseiten der Regierung als auch vonseiten der Betriebe wurde Kinderarbeit als notwendig für das Wirtschaftsleben erachtet. Die Arbeit wurde entweder als Verlagsarbeit im Haus oder in neu etablierten Fabriken verrichtet.⁴ Damit einhergehend änderte sich im Zuge der Industrialisierung der Umgang mit Armut. In sogenannten Industrieschulen, die vielfältige Kenntnisse vermittelten und in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts Verbreitung fanden, sollte das Lernen durch Beschäftigung erfolgen und das emsige Arbeiten gefördert werden. Ähnliche Maßnahmen zur Arbeitserziehung verbreiteten sich zu dieser Zeit in vielen Teilen Europas.⁵ Einer der wichtigsten Vertreter der Industrieschulpädagogik war der Leitmeritzer Bischof Ferdinand Kindermann (1740–1801), der in den 1770er- und 1780er-Jahren in Böhmen die Industrieerziehung unter anderem in Form von Obst- und Gemüseanbau sowie Handarbeiten forcierte.⁶ »Von Böhmen aus breiteten sich die In-

-
- 2 Cunningham, Hugh: *Children and Childhood in Western Society Since 1500*, Harlow: Pearson Education Limited 2005, S. 81.
 - 3 In Philippe Ariès Konzeption fällt die Entwicklung der Schule mit der Entdeckung der Kindheit zusammen, siehe P. Ariès, *Kindheit*, S. 457f.
 - 4 Zum Spannungsfeld von Fabriksarbeit und Unterrichtspflicht siehe W. Schütz: *Fabrik*, S. 244–265.
 - 5 Fejtová, Olga/Hlavačka, Milan: »For You Always Have the Poor With You...«: From Charity to Municipal Social Policy, in: Milan Hlavačka/Olga Fejtová/Václava Horčáková/Veronika Knotková (Hg.), *Poverty, Charity and Social Welfare in Central Europe in the 19th and 20th Centuries*, Newcastle-upon-Tyne: Cambridge Scholars Publishing 2017, S. 6–21.
 - 6 Winter, Eduard: *Ferdinand Kindermann, Ritter von Schulstein (1740/1801), der Organisator der Volksschule und Volkswohlfahrt Böhmens. Ein Lebensbild nach archivalischen Quellen*, Augsburg: Stauda 1926. König, Michael: *Der industrielle Mensch. Die Industripädagogik des 18. Jahrhunderts als ein Spiegel der Pädagogik der Gegenwart*, Frankfurt a.M./Berlin/München: Diesterweg 1984, S. 18f.

dustrieschulen in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts und zu Beginn des 19. Jahrhunderts in fast allen deutschen Territorien aus. Ihre Einrichtung wurde überall von den Regierungen empfohlen, per Gesetz eingeführt und subventioniert. [...] Als obligatorisch galt der Industrieunterricht in Baden (1803), in Bayern (1804) und in Württemberg (1810).⁷

Mit der Beherrschung von Handarbeiten wurden je nach sozialer Herkunft mehrere Ziele verfolgt: Für Mädchen aus Familien, die im Handwerk, im Dienst, in der Landwirtschaft oder in der sich entwickelnden Industrie tätig waren bzw. Gelegenheitsarbeit verrichteten, war die Fähigkeit, Handarbeiten auszuführen, ein wichtiger Bestandteil ihrer künftigen Erwerbstätigkeit, die häufig im häuslichen Dienst begann. Gleichzeitig unterstützte der Unterricht im Handarbeiten die Arbeitskräftebeschaffung, indem Mädchen auf eine mögliche Tätigkeit im Textilsektor vorbereitet bzw. im Erlernen der dafür notwendigen Fertigkeiten ausgebildet wurden. Auch für Mädchen aus Beamtenfamilien, bürgerlichen und adeligen Kreisen waren Kenntnisse verschiedener Handarbeiten wichtig. Für das im bürgerlichen Zeitalter fortwährend propagierte Streben nach Sparsamkeit und guter Haushaltsführung war es von Vorteil, wenn Dienstgeberinnen die Qualität der Arbeit des Dienstpersonals beurteilen konnten. Das Erlernen von Stickerei- oder Tapisserie-Arbeiten blieb Mädchen aus wohlhabenden Schichten vorbehalten und erfüllte eine repräsentative Funktion. Im Laufe des 19. Jahrhunderts entwickelte sich aus diesen oft in Gemeinschaft ausgeführten Tätigkeiten eine Hobbykultur, was durch die Verbreitung von Frauenzeitschriften und seriell gefertigten Vorlagen seit dem Vormärz begünstigt wurde.⁸ Die Raffinesse dieser Stücke zog nicht nur die Aufmerksamkeit der Besucher:innen im Haushalt auf sich, sondern sie wurden auch öffentlich zur Schau gestellt. Die *Gesellschaft adeliger Frauen zur Förderung des Guten und Nützlichen* veranstaltete jedes Jahr eine Ausstellung feiner Handarbeiten im Wiener Volksgarten. Im Rahmen dieser Ausstellung wurden Preise für die besten Werkstücke vergeben. Auch Besitzerinnen privater Bildungseinrichtungen nahmen an diesen Wettbewerben teil. Zudem wurde die halbjährliche öffentliche Prüfung in Privat-Mädchenschulen oft von Präsentationen der Werkstücke der Schülerinnen begleitet.

Dem Ausstellen von Werkstücken kam im 19. Jahrhundert eine besondere Bedeutung zu. Textilunternehmer:innen nahmen an den ab 1835 vom *Niederösterreichischen Gewerbeverein* veranstalteten Kunst- und Industrieausstellungen teil. Ein Preis oder eine lobende Erwähnung bedeutete Publizität, da die lokalen Zeitungen über die verschiedenen Etappen dieser Ausstellungen und die verliehenen Preise berichteten. Pia Schmid zufolge wurde das Handarbeiten für Mädchen aller Schichten deshalb so sehr propagiert, weil sie den Mädchen einen Platz in den bürgerlichen Geschlechterrollen zuwies: Sie saßen, schauten konzentriert auf ihre Handarbeit und waren aufopferungsvoll und pas-

7 Aumüller, Ursula: Industrieschule und ursprüngliche Akkumulation in Deutschland. Die Qualifizierung der Arbeitskraft im Übergang von der feudalen in die kapitalistische Produktionsweise, in: Ursula Aumüller/Klaus L. Hartmann (Hg.), *Schule und Staat im 18. und 19. Jahrhundert. Zur Sozialgeschichte der Schule in Deutschland*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1974, S. 9–145, hier S. 76.

8 C. Holm: *Handarbeiten – Luxusarbeiten*, S. 71–89, hier S. 73f.

siv.⁹ In den Arbeitsschulen wurden das Handarbeiten und Beten forciert, um die Mädchen körperlich und geistig gefügig zu machen.

Im Gegensatz zur heutigen Bedeutung des Wortes »Industrie«, das mit Betrieben in Verbindung steht, stammt die Verwendung des Wortes in diesem Zusammenhang aus dem Bereich der Schulung praktischer Fähigkeiten.¹⁰ In der Krünitz'schen *Ökonomischen Enzyklopädie* wird der Begriff mit den Worten »Geschicklichkeit, Arbeitsamkeit, Arbeitstrieb, Betriebsamkeit, Emsigkeit, Gewerbsamkeit, [und] Kunstfleiß«¹¹ übersetzt. Die Historikerin Christine Mayer zeichnet die pädagogisch-christlichen theoretischen Konzeptionen nach, die die Überlegungen zur Industriebildung im deutschsprachigen Raum prägten. Wichtige Vertreter dieser Strömung waren unter anderem Heinrich Philipp Sextro (1746–1838), Arnold Wagemann (1756–1834) und sein älterer Bruder Ludwig Gerhard (1747–1804), Christian Gotthilf Salzmann und Joachim Heinrich Campe. In ihren Schriften bezogen sie sich auf Jean Jaques Rousseaus *Émile*, dessen Erzieherfigur Mäßigung und Arbeit als die »beiden wahren Ärzte des Menschen«¹² hervorhebt. Sextro ging in seiner 1785 erschienen Publikation *Über die Bildung der Jugend zur Industrie*¹³ auf die Notwendigkeit ein, Kinder sozial benachteiligter Schichten frühzeitig zur Arbeit anzuhalten. Industriebildung sei allerdings auch für Mädchen aus dem Mittelstand wichtig, um Textilien selbst herstellen und dadurch sparsam leben zu können. Sextros Entwurf sah zwar vor, dass auch Knaben durch Arbeiten, wie Stricken und Nähen, eine arbeitssame Haltung erlernen könnten, diese Arbeiten wurden dennoch nicht als Teil der geschlechterspezifisch angemessenen Erziehung für Knaben betrachtet.¹⁴ Die Brüder Wagemann gehörten zum Bekanntenkreis von Heinrich Philipp Sextro und setzten sich ebenfalls für die Industriebildung ärmerer Bevölkerungsschichten ein. Arnold Wagemann publizierte die Schrift *Über die Bildung des Volks zur Industrie*,¹⁵ in der er der Frage nachging, wie der Bauernstand zu besserer Produktivität gebracht werden könne.¹⁶ In eine ähnliche Kerbe schlug Joachim Heinrich Campe, der die Notwendigkeit der bürgerlichen Werte der Ordnung, des Fleißes und der Sparsamkeit hervorhob. Campe bezeichnete das 18. Jahrhundert als das pädagogische Jahrhundert und war wesentlich an der Verbreitung der Ideen der Anti-Masturbationskampagnen beteiligt.¹⁷ Der evangelische Pfarrer und

9 Schmid, Pia: »Weibliche Arbeiten«. Zur Geschichte von Handarbeiten, in: Elke Kleinau/Walburga Hoff/Pia Schmid (Hg.), *Gender-Geschichte/n. Ergebnisse bildungshistorischer Frauen- und Geschlechterforschung*, Köln/Weimar/Wien: Böhlau 2008, S. 49–72, hier S. 60f.

10 M. König: *Industriepädagogik*, S. 3f.

11 Artikel »Industrie«, in: Krünitz, Johann Georg: *Ökonomisch-technologische Enzyklopädie*, Band 29 (1783), S. 710

12 J. J. Rousseau: *Émile*, S. 76.

13 Sextro, Heinrich Philipp: *Über die Bildung der Jugend zur Industrie*, Göttingen: Dieterich 1785.

14 Mayer, Christine: »Industriebildung« als Erziehung zur Erwerbstätigkeit von Mädchen im 18. und 19. Jahrhundert in Deutschland, in: Marianne Friese/Elisabeth Dickmann (Hg.), *Arbeiterinnengeschichte im 19. Jahrhundert. Studien zum sozio-kulturellen Wandel und zum politischen Diskurs in den Frauenbewegungen in Deutschland, England, Italien und Österreich*, Münster/Hamburg: LIT Verlag 1993, S. 271–295, hier S. 275.

15 Wagemann, Arnold: *Ueber die Bildung des Volks zur Industrie. Erster Theil*, Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht 1791.

16 Zur Erziehung des »industriösen Bauern« siehe M. König: *Industriepädagogik*, S. 110f.

17 I. Hull: *Sexuality*, S. 258–280.

Pädagoge Christian Salzmann machte sich ebenfalls nicht nur Gedanken über die Industrieerziehung von Kindern, sondern auch »Über die heimlichen Sünden der Jugend.«¹⁸ Er bezeichnete den Mangel an körperlicher Arbeit als Ursache verschiedenster Übel, besonders der Onanie, und Arbeitsamkeit als die beste Maßnahme, um nicht auf Abwege zu geraten. Die Vorstellungen über Müßiggang, Armut und Industrieerziehung wurden 1805 in einem Abschnitt der *Politischen Verfassung der Deutschen Schulen* festgehalten:

»Da Müßiggang und Armuth die Quelle vieler Vergehen, Fleiß und Arbeitsamkeit hingegen der Grund eines ehrlichen Auskommens und rechtschaffenen Wandels sind; so wird sich der Lehrer einen besonderen Verdienst um die Schuljugend erwerben, wenn er sich angelegen seyn läßt, die Unterweisung und Gewöhnung derselben zu Handarbeiten, zum Spinnen, Stricken, Nähen, u.s.w. gemeinschaftlich mit dem Ortsseelsorger auf alle Art einzuleiten und zu befördern.«¹⁹

Christine Mayer führt am Beispiel der Hamburger Armenanstalt aus, dass speziell Mädchen und Frauen zum Zielpublikum der Industrieschulpädagogik wurden, da diese überproportional von Armut betroffen waren. Ihnen standen nur wenige Berufs- und Erwerbsmöglichkeiten offen:

»Für sie war es aus armenpolitischer Sicht unabweisbar, im Rahmen des Industrieunterrichts ein Gewerbe zu erlernen, auf das sie im Notfall oder nach dem Ausstieg aus dem Dienst zurückgreifen konnten.«²⁰

Arbeitserziehung und Kriminalitätsbekämpfung wurden von Anfang an miteinander verschränkt gedacht. Im 18. Jahrhundert entstanden staatlich sanktionierte Straf- und Besserungsanstalten²¹ sowie Spinnschulen, in denen sich Waisen nützlich machen sollten.²² Die Begriffe Arbeitsschule und Industrieschule wurden zeitgenössisch häufig synonym verwendet. Diese Institutionen hatten jedoch anfangs verschiedene Zielsetzungen. Arbeitsschulen, in denen manuelle Fähigkeiten vermittelt wurden, gab es schon vor dem 18. Jahrhundert. Die Industripädagogik hatte, wie der Historiker Michael König betont, die Formung eines ganz bestimmten Menschen im Sinn, »sie diene als Stütze des sich schnell entwickelnden Bürgertums wie auch dem Herrschaftsanspruch

-
- 18 Salzmann, Christian Gotthilf: Über die heimlichen Sünden der Jugend, Wien: Johann Wilhelm Spitz 1816. Seine knapp 200-seitige Abhandlung zum Thema erschien erstmals 1785, später in dritter Auflage in Wien 1816.
- 19 PSchV 1833, §37, S. 101.
- 20 C. Mayer: Industriebildung, S. 271–295, hier S. 287. Mayer, Christine: Poverty, education and gender: Pedagogic transformations in the schools for the poor (Armenschulwesen) in Hamburg, 1788–1871, in: *Paedagogica Historica* 47/1–2 (2011), S. 91–107.
- 21 Scheutz, Martin: »Hoc disciplinarium ... erexit.« Das Wiener Zucht-, Arbeits und Strafhaus um 1800 – eine Spurensuche, in: Gerhard Ammerer/Alfred Stefan Weiß (Hg.), Strafe, Disziplin und Besserung. Österreichische Zucht- und Arbeitshäuser von 1750 bis 1850, Frankfurt a.M.: Peter Lang 2006, S. 63–96.
- 22 Scheutz, Martin: Pater Kindergeneral und Janitscharenmusik. Österreichische Waisenhäuser der Frühen Neuzeit im Spannungsfeld von Arbeit, Erziehung und Religion, in: *OeZG* 25/1 (2014), S. 41–81.

des absolutistischen Staates.«²³ Königs Argument lässt sich wie folgt zusammenfassen: Der Unterricht in Handarbeiten für Mädchen hatte lange Tradition, wohingegen der Unterricht in den Industrieschulen umfassender und auch berufsvorbereitend gewesen sei.²⁴

In diesem Kapitel werden die Begriffe unter den folgenden Gesichtspunkten weitgehend synonym verwendet: Das Argument, das sich auf ältere Literatur stützt und besagt, dass die Intentionen der Industripädagogik umfassender gewesen seien und über die bloße Vermittlung von Handarbeiten hinausging, hängt auch damit zusammen, dass das Handarbeiten als weibliche Tätigkeit abgewertet wurde. Diese Abwertung ging mit einem zunehmend enger werdenden Fokus des Arbeitsunterrichts einher, der überwiegend Mädchen adressierte. Die Begriffe Arbeits- und Industrieschule werden in den Berichten der habsburgischen Schulbehörden häufig synonym verwendet.

Industrieschulen zur Kriminalitätsbekämpfung?

Während der Napoleonischen Kriege wurde die Armut der Bevölkerung so drückend, dass Kaiser Franz II./I. im Jahr des Staatsbankrotts von 1810 die Gründung des Frauenvereins *Gesellschaft adeliger Frauen zur Beförderung des Guten und Nützlichen* genehmigte. Der erste Frauenverein der Habsburgermonarchie unterstützte unter anderem die Verbreitung des Handarbeitsunterrichts durch die Finanzierung von Arbeitsschulen und den Verkauf von Handarbeiten.²⁵ Im Dezember 1813 berieten Mitglieder der Obersten Justizstelle und der Studienhofkommission über Maßnahmen zur Verbrechensverhütung. In den Überlegungen der Behörden hatte der Arbeitsunterricht das Potenzial, revolutionäre Umtriebe zu schwächen, indem er Moral, Arbeitsamkeit und Vaterlandsliebe vermittelte. Zudem war nach der Aufhebung der Kontinentalsperre Großbritannien als größter Konkurrent der industriellen Produktion zurückgekehrt, sodass fleißige Arbeitskräfte vonnöten waren.²⁶ Trotz eines statistischen Rückgangs der Straftaten in Niederösterreich und Wien zur Zeit des Wiener Kongresses,²⁷ wurde das Thema als dringlich erachtet. Der Mangel an Industrieschulen galt als eine der Hauptursachen der Kriminalität, weshalb die Provinzregierungen aufgefordert wurden, die Möglichkeiten zur Errichtung solcher Schulen zu prüfen.²⁸ Konkret sollten folgende Fragen beantwortet werden: »ob und unter welchen Modalitäten, dann an welchen Orten eigene Industrieschulen zu errichten, und auf welche Art die dazu erforderlichen Kosten zu sichern wären.«²⁹

23 M. König: Industripädagogik, S. 5.

24 Ebd.

25 W. Schütz: Association, S. 119–140.

26 In der Tat überlebten viele Manufakturen, die während der Blockade floriert hatten, insbesondere in der Textilindustrie, die folgenden Jahre nicht. Good, David F.: *The economic rise of the Habsburg empire, 1750–1914*, Berkeley, CA: University of California Press 1984, S. 50.

27 Vaterländische Blätter, 24.05.1815, S. 253f.

28 Hubert Pramhas erwähnt die Herstellung einer Verbindung zwischen Kriminalität und dem Mangel an Industrieschulen, analysiert die entsprechenden Akten jedoch nicht. Siehe Pramhas, Hubert: *Zur Geschichte der Kinderarbeit von Joseph II. bis zum Ende des Ersten Weltkrieges*, Wien 1993, S. 40f.

29 ÖStA, AVA, Unterricht, StHK, 17a in genere: Industrieschulen, S. 9.

Im Zuge der im Jahr 1814 durchgeführten Umfrage wurden mehr als 200 Seiten Berichte produziert und an die Hofkanzlei übermittelt. Aufgrund der angespannten Finanzlage setzte diese das Projekt jedoch nicht in die Tat um. Die Berichte geben Einblicke in die Vorstellungen von industrieller Entwicklung, sozialer Herkunft sowie geschlechtsspezifischen Rollenerwartungen. In den Unterlagen wurden die Begriffe »Industrieschule« und »Arbeitsschule« häufig synonym verwendet, auf Nachfrage definierte die kaiserliche Regierung, was eine solche Industrieschule sei:

»Es werden Lehranstalten verstanden, in denen die Jugend nicht nur mit der zweckmäßigen Art, die Arbeiten ihres künftigen Standes zu betreiben, bekannt gemacht wird, sondern in denen auch in ihr der Trieb zur eigenen Verschaffung der nöthigen Bedürfnisse, zur bürgerlichen Betriebsamkeit und Sparsamkeit durch Lehr- und Angewöhnung erregt und verstärkt werden soll.«³⁰

Die kaiserliche Regierung beschränkte sich nicht darauf, Informationen innerhalb der Habsburgermonarchie einzuholen. Im Jahr 1814 kontaktierte Staatskanzler Clemens Fürst Metternich den Botschafter in London, um Informationen über britische Industrieschulen einzuholen. Zudem beauftragte er Michael Gruber (1750–1823), den Referenten der Studienhofkommission und ehemaligen Gesandtschaftskaplan in Berlin und London, britische Fachliteratur zu diesem Thema zu analysieren.³¹

In den Berichten der Provinzen aus dem Jahr 1814 wird erkennbar, wie breit der Interpretationsrahmen für die potentiellen Inhalte und das Ausmaß industrieller Bildung war. Der Gouverneur der Steiermark, Ferdinand Graf Bissingen-Nippenburg (1749–1831), lehnte die Einführung von Industrieschulen ab. In den existierenden Schulen würde genug unterrichtet und kriegsbedingt herrsche ohnehin ein Mangel an Hilfskräften. Für Knaben hielt er, ganz im Sinne der Förderung der einheimischen Produktionskraft, eine Ausbildung in Obstanbau und Bienenzucht für zielführend.³² Bei Mädchen sei das, was sie zu Hause lernen würden, ausreichend: »so viel eine künftige Landwirthin bedarf, ihre Suppe lernt ohnehin jedes Mädchen von seiner Mutter kochen.«³³

Die überwiegende Meinung war, dass vor allem schulpflichtige Mädchen, aber auch Knaben aus armen Verhältnissen im Alter von sechs bis zwölf Jahren, zusätzlich Industrieunterricht erhalten sollten. Das Kreisamt des Viertels unter dem Manhartsberg forderte zudem, dass Mädchen über die Unterrichtspflicht hinaus, bis zu ihrem Eintritt in den Dienst, zum Industrieunterricht verpflichtet werden sollten, es sei denn, sie seien den ganzen Tag zu Hause beschäftigt. Die Kreisbehörde und der Ortspfarrer sollten die Mädchen überwachen, »damit dieselben in jeder arbeitsfreien Stunde unfehlbar in der

30 Ebd., S. 10.

31 ÖStA, AVA, Unterricht, StHK, 17a in genere: Industrieschulen, S. 112.

32 Die Vermittlung von Kenntnissen in der Obst- und Bienenzucht wurde seit der Einführung der Unterrichtspflicht als wichtig erachtet. 1848 wurde der Unterricht in Seidenraupenzucht hinzugefügt, woran Lehrer mit einem Ministerialerlass vom 25.02.1869 erinnert wurden. L. Boyer: Elementarschulen, S. 271.

33 ÖStA, AVA, Unterricht, StHK, 17a in genere: Industrieschulen, S. 89–93.

Industrieschule, oder, wie man sie besser benennen könnte, in diesem Beschäftigungshause erscheinen, und deren Sittlichkeit beobachtet³⁴ werde. Das Nichterscheinen solle bestraft und der Pfarrer ermutigt werden »bey jeder anderen Gelegenheit gegen den Müßiggang und Nichtbeschäftigung zu eifern.«³⁵

Abb. 16: Kartenspiel (24 Blatt) mit Berufsdarstellungen: Couturière/
Näherin/Sewer, ca. 1830–1835.



Quelle: Wien Museum Inv.-Nr. 47924/6 (<https://sammlung.wienmuseum.at/objekt/123088/>)

34 ÖStA, AVA, Unterricht, StHK, 17a in genere: Industrieschulen, S. 23–68.

35 Ebd.

Die Niederösterreichische Landesregierung schlug vor, im Fall der Einführung von Industrieschulen in der Habsburgermonarchie, der *Gesellschaft adeliger Frauen*, und nicht dem katholischen Klerus, die Aufsicht über diese Schulen zu übertragen. Dieser Vorschlag zeigt, wie sehr der Frauenverein seit seiner Gründung seinen Einfluss im Feld der Wohltätigkeit geltend machen konnte.³⁶ In den Berichten aus den Provinzen wurde wiederholt erwähnt, dass es bereits viele private Mädchenarbeitsschulen gab. In der Zusammenfassung der mährischen Beamten wurde über die Praxis berichtet, Mädchen in städtischen Gebieten außer Haus in Handarbeit unterrichten zu lassen, während Mütter ihre Töchter in ländlichen Gebieten ohnehin zu Hausfrauen ausbilden würden.³⁷ Der Grazer Gouverneur erwähnte Lehrerinnen, die Handarbeitsunterricht erteilten, sowie Näherinnen, die »Lehrlinge« aufnahmen. Der Statthalter von Böhmen, Franz Anton Graf Kolowrat-Liebsteinsky (1778–1861), berichtete von einer beträchtlichen Anzahl von Mädchen-Industrieschulen in den Städten und fügte hinzu: »ihre Vermehrung nimmt mit jedem Jahre zu.«³⁸ In den Städten würden »Meisterinnen«³⁹ Mädchen in allen Arten von Handarbeiten ausbilden, damit diese in Zukunft ein unabhängigeres Einkommen hätten. Unabhängigkeit war allerdings nicht das Ziel von Arbeitserziehung, wie ein Zitat aus der Stellungnahme des Bischofs Sigismund Graf Hohenwart (1745–1825) zeigt, der ebenfalls an der Industrieschulen-Umfrage teilnahm. Er äußerte Bedenken hinsichtlich der Inhalte der Handarbeitserziehung:

»Die erlangte Fertigkeit in schönen Arbeiten verleitet sie so leicht ohne Dienst zu bleiben, und von ihrer Handarbeit zu leben, um die ihre so gefährliche Freiheit und Unabhängigkeit zu behaupten, welche sie, wie die Erfahrung lehret, meistens zur Ausschweifung führt.«⁴⁰

Er war der Meinung, dass nur das unterrichtet werden sollte, was für eine Tätigkeit im Dienst notwendig sei, und merkte an, dass den »Arbeitsmeisterinnen« in solchen Schulen ein gutes Gehalt gezahlt werden müsse, »damit sie den Unterricht mehr auf die armen Schülerinnen richten.«⁴¹ Der Kommentar von Hohenwart zeigt, wie sehr der Handarbeitsunterricht das Potential inne hatte, Frauen zu mehr Handlungsmöglichkeiten zu verhelfen. Die Historikerin Claudia Ulbrich zeigt am Beispiel der Nähschule der ehemaligen Schauspielerin Karoline Kummerfeld, für die der Handarbeitsunterricht zwischen 1785 und 1815 eine wichtige Einkommensquelle war, wie umfangreich die Kenntnisse oft waren:

»Liest man die kritischen Kommentare, die Karoline Kummerfeld in ihren Nähjournalen über einige ihrer Schülerinnen verfasst hat, so entsteht der Eindruck, dass ihr die Erziehung der Mädchen zu Fleiß, gutem Betragen und ordentlicher Arbeit besonders

36 Ebd. Siehe W. Schütz: Association, S. 119–140, hier S. 132.

37 ÖStA, AVA, Unterricht, StHK, 17a in genere: Industrieschulen, S. 95–108.

38 ÖStA, AVA, Unterricht, StHK, 17a in genere: Industrieschulen, S. 76–82.

39 Ebd.

40 ÖStA, AVA, Unterricht, StHK, 17a in genere: Industrieschulen, S. 69–71.

41 Ebd.

wichtig war. Schaut man sich allerdings die Stoffe, mit denen die Schülerinnen gearbeitet hatten, die Techniken, die sie erlernt hatten, und die Objekte, die sie hergestellt hatten, genauer an, so wird deutlich, wie viel handwerkliches Wissen in Kummerfelds Unterricht vermittelt wurde und wie viele Handarbeiten angefertigt wurden, die Raum für Kreativität ließen.⁴²

Auch der spätere Wiener Erzbischof Vincenz Eduard Milde wurde um eine Beurteilung zur Einführung von verpflichtender Industriebildung gebeten. Er betonte das Potenzial des Arbeitsunterrichts als sicherstes Mittel gegen das »Laster«,⁴³ da die Kinder nützlich beschäftigt wurden. Hinzu käme, dass es sich um eine Beschäftigung handle, die auch außer Haus, beim Viehhüten, ausgeführt werden könne. Viehhüten wurde vielfach als potentiell gefährlich betrachtet und in der *Politischen Verfassung der Deutschen Schulen* als Verleitung zur besagten »Immoralität«⁴⁴ beschrieben. Milde zeigte sich wenig begeistert von privat geführten Arbeitsschulen: »Viele derselben sind nicht Bildungsanstalten, sondern Erwerbungsanstalten des Eigennutzes, eigentliche Zwangsarbeits-Häuser.«⁴⁵ In diesem Zusammenhang bezeichnete er die Industrieschulen als Förderer von Eitelkeit und Modesucht, in denen die Bildung des Geistes vernachlässigt würde.

Der zusammenfassende Bericht der Industrieschulumfrage, der 1815 an alle Länderstellen erging, kam zum Schluss, dass der Arbeitsunterricht zwar wichtig sei, jedoch Privaten überlassen werden müsse:

»Wo Private, die die nöthigen Kenntnisse besitzen, sich durch Moralität empfehlen, und unter der Arbeit auch durch Gespräche Gutes wirken können und sich dazu melden, wäre ihnen die Erlaubnis ohne Schwierigkeit zuzugestehen.«⁴⁶

Die Meinungsäußerungen zur Umfrage der kaiserlichen Regierung zeigen, dass speziell für Mädchen der Unterricht in Handarbeiten als wichtig erachtet wurde. Zum Zeitpunkt der Umfrage gab es bereits zahlreiche von Frauen geführte Arbeitsschulen, deren Zahl in den Folgejahren aufgrund des Konsenses über die Wichtigkeit des Handarbeitsunterrichts für Mädchen anstieg. Dazu trug sicher bei, dass die kaiserliche Regierung die Erteilung der Erlaubnis für solche Schulgründungen ausdrücklich empfahl. Für die Behörden stand fest, dass Frauen mit Handarbeitskenntnissen eher in der Lage waren, ihren Lebensunterhalt selbst zu bestreiten. Gleichzeitig wurden Ängste vor einer Selbstständigkeit geäußert, denn das Ziel des Handarbeitsunterrichts für Mädchen aus in Armut lebenden Schichten war ein Leben im Dienst. Frauen, die im Dienst tätig waren und ein Gewerbe anmelden wollten, mussten zunächst jahrelang sparen, bevor sie den Schritt in die Selbstständigkeit wagen konnten.⁴⁷ Zwei Bittgesuche zeugen von den vielfältigen

42 C. Ulbrich/G. Emberger (Hg.): Kummerfeld, S. 47f.

43 ÖStA, AVA, Unterricht, StHK, Teil 2, 695 1, 17a in genere: Industrieschulen, S. 23–68.

44 PSchV 1807, Abschnitt XV, § 7.

45 V. E. Milde: Lehrbuch der allgemeinen Erziehungskunde im Auszuge, Teil 1, S. 54.

46 ÖStA, AVA, Unterricht, StHK, Teil 2, 695 1, 17a in genere: Industrieschulen, S. 9–12.

47 Hannelore Burger beschreibt den Fall der aus dem Königreich Bayern stammenden Elisabeth Hausner, die zunächst als Dienstmädchen gearbeitet hatte und sich nach ihrer Einbürgerung im Jahr 1833 als Schmuckmacherin selbstständig machte. H. Burger: Staatsbürgerschaft, S. 38–44, hier S. 38.

Schicksalen: In einem Bittgesuch vom Dezember 1816 an die vierte Ehefrau des Kaisers, Kaiserin Karoline Auguste, bat eine 18-jährige Handarbeiterin um Unterstützung, da ihr Einkommen nicht ausreiche, um sich und ihren 80-jährigen Vater zu versorgen.⁴⁸ In einem weiteren Bittgesuch aus dem Jahr 1817 schilderte die 27-jährige Ehefrau eines arbeitsuchenden Mediziners, dass sie ohne Einkommen sei, da sie keine Fähigkeiten in der weiblichen Handarbeit besitze.⁴⁹ Es ist unklar, ob in diesen Fällen finanzielle Zuwendungen genehmigt wurden. Die Beispiele unterstreichen jedoch die Wichtigkeit von Handarbeits-Kenntnissen für Mädchen und Frauen, die aber meist nicht zum Ausstieg aus dem Prekariat verhelfen.

Zwischen Unterricht und Handwerk

Im Jahr 1822 wurde es Frauen ermöglicht, ohne eine behördliche Genehmigung einige Mädchen im Handarbeiten zu unterrichten, wobei sie den Unterricht jedoch nicht als »Schule« bezeichnen und dementsprechend bewerben durften. Grund für diesen Beschluss war der Fall der Weißnäherin Magdalena Handlos, die mit Nähen und dem Ausbessern von Unterwäsche, Hemden und Blusen ihren Unterhalt verdiente. Sie beantragte 1821 die Genehmigung zur Einrichtung einer Arbeitsschule. Nach der anfänglichen Ablehnung suchte sie im Frühjahr 1822 erneut um eine Genehmigung an und argumentierte, dass sie im Rahmen ihrer Tätigkeit als Näherin bereits einige Mädchen in Handarbeiten unterrichtete. Sie äußerte offen ihre Absicht, die Regelungen im Hinblick auf Arbeitsschulen für ihr Unternehmen zu nutzen, und wurde daraufhin ein zweites Mal abgelehnt. Der an der Spitze der Niederösterreichischen Landesregierung stehende Augustin Reichmann Freiherr von Hochkirchen bot der Näherin jedoch einen gewissen Spielraum. Er erklärte, dass es Handlos gestattet sei, einige Mädchen in Handarbeit zu unterrichten, sofern sie diesen Handarbeitsunterricht nicht als »Schule« bezeichne und auch nicht für ihre Unterrichtstätigkeit warb.⁵⁰ Die Polizei erhob Einwände gegen diese Entscheidung und forderte Reichmann auf, bei der Erteilung von Genehmigungen für neue Schuleinrichtungen großzügiger zu sein, da zwei Probleme auftreten könnten, wenn solche Vereinbarungen zur gängigen Praxis würden:

»1. daß dadurch die Polizeyaufsicht unmöglich gemacht, und zugleich liederlichen Weibspersonen hierzu Gelegenheit verschafft werde; und 2. daß die gegenwärtigen Besitzer von Befugnissen, zur Entweichung der Erwerbsteuer, dieselben zurücklegen und ohne Aufsicht im Verborgenen unterrichten würden.«⁵¹

48 ÖStA/HHStA KA BS, 1816–1831, Bittgesuch von Elisabeth Steighoffer, Wien am 19.12.1816.

49 ÖStA/HHStA KA BS, 1816–1831, Bittgesuch von Sophie Walter, Wien am 11.01.1817.

50 Richard Wagner erwähnt in seiner Geschichte der Textilarbeiter, dass der Spielraum 1851 geschaffen wurde, während er für Magdalena Heinich bereits dreißig Jahre zuvor bestand. Wagner, Richard: Geschichte der Kleiderarbeiter in Oesterreich im 19. Jahrhundert und im ersten Viertel des 20. Jahrhunderts, Wien: Gewerkschaft der Kleiderarbeiter Österreichs 1930, S. 12.

51 ÖStA, AVA, Unterricht, StHK, Teil 2, 534, 13B2 in genere, Bericht über die Berechtigung, einzelnen Mädchen ohne Bewilligung, in weiblichen Arbeiten Unterricht erteilen zu dürfen.

Diese Regelung blieb jedoch bestehen und ist ein Beispiel für die Möglichkeiten, die sich durch die Praxis der Anlassgesetzgebung mitunter ergaben. Die Grenzen zwischen der Herstellung professioneller Handarbeitsprodukte und der Vermittlung von Handarbeit in einer Industrieschule waren fließend. Offiziell waren Lehrlinge nur in von Männern betriebenen, zünftig organisierten Schneiderwerkstätten erlaubt. Dennoch ist in der Behördenkorrespondenz und auch in Zeitungsanzeigen wiederholt von Frauen und ihren Lehrlingen die Rede.⁵²

Mit dem Inkrafttreten der *Politischen Verfassung der Deutschen Schulen* im Jahr 1806 wurde der Arbeitsunterricht geregelt. Für den Betrieb einer Arbeitsschule war eine Befugnis erforderlich. Ausgenommen von dieser Regelung waren jene Personen, die Mädchen für ihr Unternehmen benötigten. Diese mussten jedoch bereits die sechsjährige Schulpflicht absolviert haben.⁵³ Für Näherinnen hatte die Einrichtung einer Industrieschule den Vorteil, dass Mädchen zusätzlich zum Unterricht in der Volksschule auch den Handarbeitsunterricht besuchten. Somit nahmen sie nicht nur am Unterricht teil, um etwas zu erlernen, sondern stellten bei steigender Fertigkeit auch eine Arbeitskraft dar. Die Feststellung Vincenz Eduard Mildes, dass einige dieser Schulen »Zwangsarbeits-Häuser« seien, war insofern vermutlich zutreffend. Näherinnen waren von den Zünften ausgeschlossen und durften weder Werkstätten einrichten, noch die Rolle einnehmen, die Meistern mit Gesellen und Lehrlingen zukam. Die Aneignung dieser verbotenen Strukturen durch das Schlupfloch des Handarbeitsunterrichts führte zu Protesten der Schneiderzunft. In einem Regierungserlass vom 13. November 1813 wurde genau festgelegt, was die Genehmigung des Handarbeitsunterrichts bedeutete.

»Da die Verfertigung weiblicher Kleidungsstücke zu den weiblichen Handarbeiten gehörte, so steht es auch denjenigen, welche von der Regierung Befugnisse zum Unterrichte in den weiblichen Handarbeiten überhaupt erhalten haben, frei, ihre Zöglinge auch in der Verfertigung weiblicher Kleidungsstücke zu unterrichten.«⁵⁴

Die Umwandlung von Industrieschulen in Schneiderwerkstätten wurde explizit abgelehnt, da diese Praxis eine Gefährdung der Zünfte bedeuten würde:

»Jedoch darf, in so langer Zeit noch in Beziehung auf die Frauenschneider das Innungssystem fortbestehet, derlei Industrieschulen keineswegs in förmliche Schneiderwerkstätte, zur Beeinträchtigung der Innung, umgestaltet werden, und man kann den Inhaberinnen solcher Industrieschulen nicht gestatten, die von ihren Zöglingen daselbst verfertigten Kleidungsstücke zu verkaufen.«⁵⁵

52 Die Näherin und Arbeitsschulinhaberin Katharina Rudesch kündigte 1815 an »Lehrmädchen« aufzunehmen. Sie bezeichnete sich als »k.k. Beamtenfrau, und befugte Inhaberin einer öffentlichen Mädchenschule weiblicher Handarbeiten.«. *Wiener Zeitung*, 26.11.1815, S. 5.

53 Politische Gesetze und Verordnungen 1792–1848, Befugniß zur Haltung der Schulen für den Unterricht in weiblichen Handarbeiten, S. 180.

54 Regierungs-Verordnung vom 13.10.1813.

55 Ebd.

Der Verkauf von Textilwaren war nur erlaubt, wenn die Produzentin allein oder mithilfe von Familienangehörigen diese selbst herstellte.⁵⁶ Dass Frauen dennoch die Möglichkeit des Arbeitsunterrichts für den Betrieb von Werkstätten nutzten, zeigt der Fall der Näherin Magdalena Heinich (1790–1862). In ihrer Anzeige vom 19. Juli 1825 in der *Wiener Zeitung* bewarb sie ihre Arbeitsschule und auch den Verkauf von Erzeugnissen.

Abb. 17: Anzeige von Magdalena Heinich.

A n z e i g e.

Die Unterzeichnete hat die Ehre, einem verehrungswürdigen Publicum hiermit ergebenst anzuzeigen, daß sie ihre Lehranstalt in allen weiblichen Arbeiten mit höchster Bewilligung bereits begonnen habe, worin wohlherzogene Mädchen in ganz feinem Weißnähen, Handsticken und Schlingen bestens unterrichtet werden. Auch gibt sie sich die Ehre, einem hohen Adel und verehrungswürdigen Publicum gehorsamst anzuzeigen, daß auch allda alle Gattungen der feinsten Näh-, Stich- und Schlingarbeiten, wie auch Ausstaffirungen und Damen-Negligeen, um die billigsten Preise verfertigt werden.

Magdalena Heinich,
Eigenthümerinn dieser öffentlichen Lehranstalt,
wohnhast in der Stadt, am Kohlmarkt beyhm
englischen Gruf Nr. 1151.

Quelle: ANNO/ÖNB, Wiener Zeitung, 19.07.1825, S. 1025.

1824 hatte Heinich um die Genehmigung zur Eröffnung einer Arbeitsschule ange-sucht, ohne ihre Tätigkeit als Näherin zu erwähnen. Sie betonte stattdessen die Verantwortung für die Pflege ihrer alten Mutter. Ihr Antrag wurde zunächst abgelehnt, da das Fürsterzbischöfliche Konsistorium der Meinung war, dass es bereits genügend Schulen in der Umgebung gab und eine Heirat eine alternative Versorgungsmöglichkeit darstellte. Diese Reaktion der Behörden auf das erste Ansuchen war nicht ungewöhnlich und kam bei ledigen Frauen im heiratsfähigen Alter häufig vor. Nach der Erläuterung ihrer Situation im Zuge eines neuerlichen Ansuchens erhielt Heinich im Dezember 1824 schließlich die Genehmigung zur Eröffnung der Schule.⁵⁷ In den folgenden Jahren warb die nun autorisierte Arbeitsschullehrerin regelmäßig in der *Wiener Zeitung* für ihr Unternehmen, das sie auch weiterführte, als sie 1830 heiratete.⁵⁸ Magdalena Heinich unterrichtete Schülerinnen im Weißnähen, Sticken und Schlingen (das Erzeugen von Schlaufen in einem Stoff), und verkaufte Textilprodukte wie Näh-, Stich- und Schlingenwaren sowie »Dekorationen und Damennegligés«.⁵⁹ Es ist denkbar, dass Heinich ihren Beruf

56 Das geschah in Bezugnahme auf einen Erlass, den die Hofkanzlei einen Monat zuvor, am 16. September 1813, veröffentlicht hatte.

57 ÖStA, AVA, Unterricht, StHK, Teil 2, 534, 13B2 Niederösterreich/Wien, Magdalena Heinich.

58 Wiener Zeitung, 27.11.1830, S. 796.

59 Wiener Zeitung, 19.07.1825, S. 13.

im Ansuchen um die Genehmigung zur Eröffnung einer Schule aus strategischen Gründen verschwieg. In ihren Verhandlungen mit den Behörden nutzte sie stattdessen das schlagkräftige Argument der Pflegebedürftigkeit der Mutter.

In den Jahren 1829 und 1831 wurde die Regelung für Näherinnen gesetzlich präzisiert. Die kaiserliche Regierung übertrug die Verantwortung für die Angelegenheiten der Näherinnen dem Wiener Magistrat, um eine Trennung zwischen schulischen und betrieblichen Belangen zu schaffen. Der Magistrat war nun für die Prüfung der Anträge von Näherinnen zuständig, die fünf bis sechs Mädchen, die ihnen zuarbeiteten, in Handarbeit unterrichten wollten. Ein Erlass von 1831 stellte klar, dass nur solche Unternehmerinnen eine Genehmigung erhalten durften, die nicht mehr schulpflichtige Mädchen beschäftigten. Alle anderen Antragstellerinnen mussten die Befugnis zur Eröffnung einer Arbeitsschule beantragen.⁶⁰ Insbesondere im Kleidermachergewerbe überwachte die Innung genau, ob sich die Näherinnen an die gesetzlichen Vorgaben hielten. Versuche, diese Vorgaben zu ändern, wurden abgeschmettert.⁶¹

Verflechtungen von Arbeitserziehung und Kinderbewahranstalten

Die Ideen der Industripädagogik flossen in die Überlegungen zur Errichtung von sogenannten Kleinkinderbewahranstalten ein. Deren Zielpublikum waren vor allem Kinder bis zum schulpflichtigen Alter (sechs Jahre), deren Eltern einer Arbeit außer Haus nachgingen. In Wien förderte der jüdische Kaufmann und Schriftsteller Joseph Ritter von Wertheimer (1800–1887) solche Einrichtungen für Kinder aus prekären Verhältnissen. Im Zuge seiner Reisen durch Deutschland, Italien, Frankreich und England hatte er Einrichtungen zur Kinderbetreuung besucht.⁶² Wertheimer übersetzte das Werk *On the Importance of Educating the Infant Poor, from the Age of Eighteen Month to Seven Years*,⁶³ des Leiters der Londoner Zentral-Kleinkinderschule, Samuel Wilderspin (1791–1866) und fügte Ergänzungen hinzu. Seine von der englischen Infant-School-Bewegung beeinflussten Pläne zur Errichtung solcher Betreuungseinrichtungen fanden in Wien zunächst wenig Resonanz. Laut Wertheimers Biografen Gerson Wolf (1823–1892) half ihm die Schriftstellerin Caroline Pichler, in deren Salon Wertheimer Gast war, dabei, seine Veröffentlichung in Pfarren zu verbreiten. Wertheimer erhielt nur zwei positive Rückmeldungen; überwiegend wurde das Projekt als nutzlos oder sogar gefährlich eingestuft.⁶⁴ Vordergründig wurde die Befürchtung geäußert, dass zu viel Bildung schädlich sei. Vermutlich spielte jedoch auch Wertheimers jüdische Herkunft eine Rolle bei der Ablehnung. Parallel dazu bemühte sich die ungarische Adelige Therese Brunszvik Gräfin de Korompa (1775–1861) um die Errichtung einer Kinderbewahranstalt in ihrer Heimatstadt Buda/Ofen. Diese wurde 1828 eröffnet. Zu diesem Zeitpunkt war Brunszvik bereits seit Jahren in einem 1817, nach dem Vorbild der *Gesellschaft adeliger Frauen* in Wien, gegründeten wohltätigen

60 Sammlung der von dem fürsterzbischoflichen Konsistorium zu Wien an den Säkular- und Regular-Klerus dieser Erzdiözese erlassenen Kurrenden vom Jahre 1824 bis 1835, Wien: Grund 1836, S. 137.

61 R. Wagner: Kleiderarbeiter, S. 11.

62 Wolf, Gerson: Joseph Wertheimer. Ein Lebens- und Zeitbild, Wien: Herzfeld & Bauer 1868, S. 32.

63 Wertheimer, Joseph: Ueber die frühzeitige Erziehung der Kinder und die englischen Klein-Kinderschulen, Wien: Carl Gerold 1828.

64 Ebd., S. 34.

Frauenverein in Buda/Ofen tätig. Zu den Tätigkeitsbereichen dieses Vereins zählte auch der Betrieb von fünf Arbeitsschulen für Mädchen aus in Armut lebenden Familien.⁶⁵

Wertheimers Plan wurde schließlich Anfang der 1830er Jahre in Wien in Zusammenarbeit mit dem katholischen Klerus umgesetzt: Am Rennweg, der heute zum dritten Wiener Gemeindebezirk gehört, eröffnete die erste Kleinkinderbewahranstalt, die unter der Ägide des Fürsterzbischöflichen Konsistoriums stand, das die Gründung eines *Centralvereins für Kleinkinderbewahranstalten* veranlasste. Die Idee solcher Einrichtungen für Kinder aus sozial benachteiligten Schichten fand unter der nunmehr katholischen Ägide großen Anklang. 1832 übernahm der neuernannte Erzbischof von Wien, Vincenz Eduard Milde, den Vorsitz des *Centralvereins*.⁶⁶ In den folgenden Jahren entstanden in anderen Städten der Habsburgermonarchie weitere dieser Kindergarten-Vorläufer.⁶⁷ Joseph von Wertheimer strebte in den 1830er-Jahren zudem die Gründung einer separaten jüdischen Kinderbetreuungsanstalt an, die schließlich im Jahr 1843 eröffnet wurde. In den Publikationen zur Förderung dieser Einrichtungen wurde der Fokus auf die frühzeitige Vermittlung von Gottesfurcht, Fleiß, Sauberkeit und Bescheidenheit gelegt. Der für die Zensurbehörde tätige Pädagoge Leopold Chimani verfasste im Jahr 1832 im Namen des *Centralvereins*, in dessen Ausschuss er tätig war, einen Leitfaden für Lehrende an Kinderbewahranstalten. Dieser enthielt ein detailliertes Curriculum.⁶⁸ Chimani betonte darin unter anderem die Bedeutung von Arbeitserziehung und Gebet. Zunächst sollte der Lehrer – bei Chimani ausschließlich in männlicher Form –, an dessen Seite eine sogenannte Aufseherin arbeitete, das Zutrauen der Kinder gewinnen. Im nächsten Schritt sollte er deren Gehorsam trainieren:

»Die Kinder müssen aber auch erfahren, daß sie bey jeder Gelegenheit ihren Willen verläugnen, und dem Willen des Lehrers und der Aufseherin unterordnen müssen, und daß es kein Mittel gibt, deren Willen zu umgehen, oder sich demselben zu entziehen.«⁶⁹

Im Anhang befanden sich 312 gereimte Glaubenssätze, darunter: »Arbeitsamkeit bringt Ehr' und Brot, Müßiggang nur Schand und Noth.«⁷⁰ Zudem waren biblische Musterer-

65 Ausweis über die bei dem Ofner Frauen-Verein, zur Unterstützung der Armen während der Jahre 1823, 1824 und 1825 eingegangenen, und verwendeten milden Beiträge, Ofen: königl. Pesther Universitäts-Schrifte 1826.

66 H. Engelbrecht: Geschichte Band 4, S. 99.

67 Wertheimer, Joseph: Therese, ein praktisches Handbuch für die Erziehung des ersten Kindesalters, Wien: Carl Gerold 1831. Auch in anderen deutschen Städten verbreitete sich die Praxis, sogenannte Bewahranstalten zu eröffnen. Ein Beispiel sind derlei Anstalten in Frankfurt, siehe P. Meyer, Mädchenbildung, S. 68–72.

68 Für eine eingehende Analyse der Inhalte siehe Franke-Meyer, Diana: Kleinkindererziehung und Kindergarten im historischen Prozess. Ihre Rolle im Spannungsfeld zwischen Bildungspolitik, Familie und Schule, Bad Heilbrunn: Klinkhardt 2011, S. 28–43.

69 Chimani, Leopold: Theoretisch-practischer Leitfaden für Lehrer in Kinder-Bewahranstalten enthaltend die Organisation derselben [...], Wien: Verlag des Hauptvereines der Kinder-Bewahranstalten 1832, S. 91.

70 Ebd., S. 239.

zählungen sowie Gebete für verschiedene Anlässe enthalten.⁷¹ Der Leitfaden war Kaiserin Karoline Auguste gewidmet, die in Verbindung mit der Wiener *Gesellschaft adeliger Frauen* die Errichtung solcher Anstalten finanziell maßgeblich förderte.⁷² Sie besuchte auch die Einrichtungen und verteilte Strick-Materialien.⁷³ Chimanis Leitfaden erschien gleichzeitig mit einer weiteren Publikation Wertheimers, die Müttern und Erzieherinnen gewidmet war und die Geschichte der Figur der Erzieherin Therese erzählte, deren Verhalten und Umgang mit Kindern als Beispiel für andere Unterrichtende dienen sollte. In erzählerischen Dialogen und erklärenden Abschnitten erörterte Wertheimer die verschiedenen Aspekte und Stufen der Kleinkindentwicklung. Bemerkenswert ist, dass im Gegensatz zu Chimani nicht der männliche Lehrer als Experte für Kindererziehung angesprochen wurde, sondern die mütterliche Erzieherin, die qua ihres *Frau-seins* Expertise in dieser Tätigkeit habe. Wertheimer unterstrich, dass sich die Erzieherin auf ihren Bereich beschränken und explizit männliche Expertise, wie medizinisches Wissen, nicht aneignen solle.⁷⁴

Der Fall von Josepha Apfl (auch Apfel, 1800–1840), einer Arbeitslehrerin an der ersten Kleinkinderbewahranstalt am Wiener Rennweg, zeigt, wie Frauen nicht nur die Tätigkeit im Dienst, sondern auch eine institutionelle Tätigkeit als Sprungbrett in die Selbstständigkeit nutzten. Apfl erhielt nach zweijähriger Tätigkeit als Arbeitslehrerin die Genehmigung, eine eigene Arbeitsschule in Erdberg zu eröffnen. In einer Anzeige in der *Wiener Zeitung* beschrieb Apfl die Werkstücke, die sie mit den Kindern in der Kleinkinderbewahranstalt hergestellt hatte.⁷⁵ Mit der Aufzählung der Erzeugnisse unterstrich Apfl ihre Expertise und wollte Eltern, die es sich leisten konnten, dazu bewegen, ihre Töchter in ihrer Schule in Handarbeiten unterrichten zu lassen.

An diesem Beispiel wird die Verflechtung von Initiativen zur Kinderbetreuung und dem Vereinswesen besonders evident. Die Lehrerin war mit einem Beamten, dem langjährigen Sekretär der *Gesellschaft adeliger Frauen*, Carl Apfl (1797–1866), verheiratet. Diese Verbindung dürfte ihr zu von der *Gesellschaft adeliger Frauen* bezahlten Schulplätzen für Kinder aus mittellosen Verhältnissen verholfen haben, wie die Ausgaben des Vereins zeigen. In der Anzeige von 1832 kündigte sie den unentgeltlichen Unterricht für bedürftige Mädchen an. Ab 1833 erhielt sie für diesen Unterricht eine Bezahlung von der *Gesellschaft*

71 Ebd., S. 27–32.

72 Ausweis der Einnahme der Gesellschaft adeliger Frauen zur Beförderung des Guten und Nützlichen und der Verwendung im Jahre 1831, S. 1f.

73 L. Chimani: Leitfaden, S. 188.

74 J. Wertheimer: Therese, ein praktisches Handbuch für die Erziehung des ersten Kindesalters, S. 170f.

75 Vgl. Wiener Zeitung, 08.05.1832, S. 521. »Die Unterzeichnete war seit 1. May 1830, dem Entstehen der ersten Kleinkinder-Bewahranstalt am Rennweg in Wien, daselbst als Lehrerin angestellt, und gab in dieser Anstalt, nebst ihren übrigen Obliegenheiten, kleinen Mädchen von drey bis fünf Jahren, vierzig an der Zahl, Unterricht im Stricken, so daß diese Mädchen selbst eigenhändig erst 19 einfache Mädchenröckchen, 36 Paar Kinderstrümpfe, 16 Paar Fäustlinge, endlich mit verschiedenen Dessin[gs] 21 Knaben-Jäckchen, 46 Mädchenröckchen und 11 Mädchen-Spencer von Baumwollgarn ganz verfertigt strickten. [...]« Zwei Anzeigen darunter bewarb Josepha Witkowski ihre Strohhutfabrik und suchte weibliche Arbeitskräfte. Francisca Weisenberger warb für ihre Tischlerei, die sie nach dem Tod ihres Mannes im März 1831 übernommen hatte, zudem findet sich ein Inserat der Hebamme Regina Jahn.

adeliger Frauen. Für das Jahr 1838 ist ein konkreter Betrag überliefert, nämlich 240 Gulden für die »Unterstützung mehrerer dürftiger Mädchen in der Arbeitsschule der Frau Apfl zu Erdberg«. ⁷⁶ Damit sicherte die Gesellschaft Josepha Apfl ein stabiles Einkommen. Unklar ist, wie andere Arbeitsschulinhaberinnen, die ebenfalls Mädchen, in der Regel unentgeltlich, unterrichteten, diese Bevorteilung wahrnahmen. ⁷⁷

Josepha Apfl hatte bereits vor 1830 damit begonnen, Mädchen in Handarbeiten zu unterrichten. Als sie 1825 neun Mädchen aus der Umgebung gegen Bezahlung im Nähen, Stricken und Märken (dem Monogrammieren von Wäsche) unterrichtete, beschwerte sich der Schullehrer der Pfarrschule über ihre Tätigkeit. Er begründete seine Beschwerde damit, dass Apfl sich als Lehrerin ausgäbe, ohne eine Prüfung abgelegt zu haben, die ihre Fähigkeiten im Handarbeitsunterricht nachweisen würde. Die Stadtverwaltung ordnete daraufhin die sofortige Einstellung ihrer Lehrtätigkeit an. Apfl legte Beschwerde ein und verwies in ihrer Erklärung auf die Regierungsverordnung von 1822 (der oben beschriebene Fall der Näherin Magdalena Handlos), die es Frauen gestattete, ohne offizielle Genehmigung Mädchen in Handarbeit zu unterweisen, solange die Zahl der Mädchen gering gehalten und die Unternehmung nicht beworben wurde. Der Fehler lag darin, dass Josepha Apfl sich als »Lehrerin« bezeichnet hatte. Apfls formelles Gesuch um Eröffnung einer Arbeitsschule wurde von den Schulbehörden zunächst abgelehnt. Augustin Reichmann Freiherr von Hochkirchen hielt das Erteilen von privatem Handarbeitsunterricht für einige Mädchen für ausreichend, um »ein ihrer sozialen Stellung angemessenes Einkommen zu erzielen«. ⁷⁸ Durch die vorübergehende Tätigkeit an der Kleinkinderbewahranstalt hatte Josepha Apfl 1832 schließlich ihr Ziel erreicht. Sie arbeitete bis zu ihrem Tod 1840 als Arbeitsschulinhaberin.

Argumentationsstrategien für den Erhalt einer Genehmigung

In den Anträgen war der Hinweis auf versorgungsbedürftige Familienangehörige, wie etwa Kinder oder Eltern, eine wichtige Kommunikationsstrategie. ⁷⁹ Die Notwendigkeit des Erwerbs aufgrund von Sorgepflichten wurde oftmals erst im zweiten oder dritten Anlauf erwähnt. In diesem Abschnitt werden zwei Fälle vorgestellt, die diese Strategie veranschaulichen und die Erwägungen des katholischen Klerus in seiner Funktion als Schulaufsicht zeigen.

Der Fall von Theresia Lambacher (1803–1856) zeigt die einflussreiche Position katholischer Pfarrer in den Genehmigungsprozessen von Arbeitsschulen. In seiner Funktion

76 Ausweis der Einnahme der Gesellschaft adeliger Frauen zur Beförderung des Guten und Nützlichen und der Verwendung im Jahre 1838, S. 1.

77 Der Gesellschaft wurde um 1840 Parteilichkeit vorgeworfen und sie änderte die Vorgehensweise bei der Spendenvergabe. Siehe die Zusammenstellung der Sitzungs-Beschlüsse der Gesellschaft adeliger Damen zur Beförderung des Guten und Nützlichen als Direktiv für die Ausschußdamen, Wien 1841.

78 ÖStA, AVA, Unterricht, StHK, Teil 2, 534, 13B2 Niederösterreich/Wien, Josepha Apfel.

79 In ihrer Analyse von Kommunikationsstrategien in Bittbriefen zeigt Dietlind Hüchtker, dass Frauen ihre Kinder als Mittel einsetzen, um Aufmerksamkeit zu erwecken. Zur »Präsentation der Bedürftigkeit« siehe D. Hüchtker, Armenpolitik, S. 30f.

als Schulaufseher verfasste der Pfarrer von Neulerchenfeld, Joseph Adler (1786–1853), einen mehrseitigen Bericht über die Situation der Anwärterin. Als Theresia Lambacher 1841 den ersten Antrag stellte, war sie 38 Jahre alt und ledig. Sie erhielt den Bescheid, dass ihr Antrag ohne erfolgreich absolvierte Handarbeitsprüfung bei den Ursulinen nicht berücksichtigt werden könne. Lambacher absolvierte die Prüfung umgehend und fügte ihrem neuerlichen Antrag den Hinweis hinzu, dass sie im Zuge der Eröffnung ihrer Arbeitsschule ihre »alte Mutter in Versorgung [zu] übernehmen beabsichtige.«⁸⁰ In seiner Beurteilung der Situation der Familie Lambacher hob Adler die schwierige ökonomische Lage hervor: »In früherer Zeit war ihre Familie wohlhabend zu nennen, allein durch langwierige Krankheiten und durch den Tod der männlichen Mitglieder ist dieselbe herabgekommen.«⁸¹ Theresia Lambacher hatte zuvor ihren Lebensunterhalt als Näherin verdient und laut den Aussagen mehrerer benachbarter Parteien Mädchen ohnehin schon im Handarbeiten unterrichtet.⁸² In der damaligen Wiener Vorstadt Neulerchenfeld, heute ein Teil des Bezirks Ottakring, besaßen vier Frauen die Erlaubnis, Mädchen in Handarbeiten zu unterrichten. Adler betonte, dass jede weitere Schule von Vorteil wäre, da diese auch arme Mädchen aufnehmen würde. In der Regel unterrichteten Privatschul inhaber:innen einige Kinder unentgeltlich. Joseph Adlers Beurteilung des Falles enthielt den Hinweis, dass Mädchen oft keine Kenntnisse in Handarbeiten hätten, was zu Armut und Unsittlichkeit führe. Der Pfarrer hatte in den 1830er-Jahren die Errichtung einer der ersten Kinderbewahranstalten Wiens in Neulerchenfeld veranlasst und war bereits in die Arbeitserziehung von Kindern aus prekären Verhältnissen eingebunden. Er argumentierte:

»Je mehr Arbeitsschulen existieren, desto mehrere dürftige Kinder finden Unterricht, da keine dieser Schulen ausweichen kann, solche aufzunehmen, und jede einige Mädchen zu kleinen Diensten bedarf. Der Besuch der Pfarrschule kann dabey nicht leiden, weil es bey dem geringen Umfange von Neulerchenfeld keine großen Schwierigkeiten macht, diese Arbeitsschulen zu überwachen, und weil die gegenseitige Eifersucht jede Unterlassung der gesetzlichen Vorschriften sogleich ans Licht bringt.«⁸³

Interessant ist hier die Erwähnung der sozialen Kontrolle, die von anderen ausgeübt wurde. Der Pfarrer rechnete damit, dass Gesetzesübertretungen gemeldet würden. Tatsächlich waren es oft Lehrer von Pfarrschulen, die die Unterrichtsaktivitäten von Lehrerinnen beobachteten und bei vermuteter Übertretung gesetzlicher Vorgaben zur Anzeige brachten.

80 DAW, Schulamtsakten 188/33/4j, Theresia Lambacher an das Fürsterzbischöfliche Konsistorium, o.O, o.D.

81 DAW, Schulamtsakten 188/33/4h, Joseph Adler an das Fürsterzbischöfliche Konsistorium, Wien am 30.09.1841.

82 Die Anlassgesetzgebung im Fall der Weißnäherin Magdalena Handlos in den Jahren 1821/22 bot den Behörden eine Vorlage. Handlos war es gestattet worden einige Mädchen in Handarbeiten zu unterrichten, sofern sie diesen Unterricht nicht als Schule bezeichnete und auch nicht für diesen Unterricht warb.

83 Ebd.

Im Jahr 1844 gab es in Wien und Umgebung 78 von Frauen betriebene Industrieschulen.⁸⁴ Zehn der 78 boten zusätzlich Französisch an. Arbeitsschulen, die neben Handarbeiten auch Sprachunterricht anboten, waren für jene Eltern attraktiv, die sich keine Gouvernante oder die Gebühren eines Mädchenbildungsinstituts leisten konnten, aber dennoch Wert auf Französischkenntnisse legten, da solche Kenntnisse die Anstellungsmöglichkeiten im Dienst in einem gehobeneren Haushalt erhöhten.

Die Stadt Wien und ihre Vorstädte wuchsen in diesen Jahren durch Zuwanderung beträchtlich, und die Bevölkerungszahl stieg im Zeitraum von 1830 bis 1851 massiv an: »in Ottakring von 988 auf 3345, in Neulerchenfeld von 4677 auf 9052, in Hernals von 3337 auf 10708.«⁸⁵ Die damit steigende Armut bereitete den Behörden Sorge, vor allem, da die Unterstützung, die über die Mittel des staatlichen Versorgungsfonds hinausging, ab Februar 1842 von der Stadt selbst zu tragen war.⁸⁶ Vor diesem Hintergrund sind die Verhandlungen über die Genehmigung einer Arbeitsschule im Fall von Anna Maria Mayer zu sehen. Die 26-jährige Anna Maria Mayer erhielt 1845 die Erlaubnis eine Schule zu eröffnen, obwohl sie von ihrem Ehemann, dem Ziegeldecker Josef Mayer, von Tisch und Bett⁸⁷ getrennt lebte und zunächst mit ihrem Ansuchen abgelehnt worden war.

»Der Dechant zu Klosterneuburg hatte ebenfalls auf die Willfahung dieses Gesuches angetragen, weil der Ort Ottakrin [sic] sich immer mehr erweitert und die Population im Zunehmen sey, dortselbst viele Gewerbsleute wohnen und keine derartige Schule sich dort noch befindet, auch die Schullehrer-Gattin keine zu errichten gewilligt ist, und insbesondere die Thätigkeitsliebe vieler Kinder, die ohne das Bestehen einer solchen Schule müßig herum liefen, dadurch Vorschub geleistet werde.«⁸⁸

Anna Maria Mayer beantragte erstmals 1843 die Genehmigung zur Gründung einer Arbeitsschule, ihr Antrag wurde jedoch abgelehnt. In einem Hofrekurs legte Mayer Beschwerde gegen die Ablehnung ein.

»[...] die Gattin des Ziegeldeckers Josef Mayer, von welchem sie auf seine Veranlassung und seinem Wunsche von Tisch und Bett geschieden wurde. Sie stützt sich darauf, daß

-
- 84 Diese Zahl ergibt sich aus der Zusammenschau zweier Auflistungen der Namen und Adressen von Inhaberinnen: Niederösterreichischer Gewerb-Verein (Hg.), Handels- und Gewerbe-Schematismus von Wien und dessen nächster Umgebung, Zweiter Jahrgang, Wien 1845; Joseph Kaiser, Lehrer-Schema oder: Ausweis des sämtlichen [...] Lehr-Personales. Mit Einschluß der weiblichen Arbeits-, Näh-, Musik-, Sprach- und Zeichnungsschul-Inhaber, Wien 1845.
- 85 Häusler, Wolfgang: Von der Massenarmut zur Arbeiterbewegung. Demokratie und soziale Frage in der Wiener Revolution von 1848, Wien: Jugend u. Volk 1979, S. 87.
- 86 Weigl, Andreas: Von der Armenpflege zur Sozialhilfe. Kommunale »Daseinsvorsorge« in Wien vom 19. Jahrhundert bis in die Gegenwart, in: Milan Hlavačka/Olga Fejtová/Václava Horčáková/Veronika Knotková (Hg.), Poverty, Charity and Social Welfare in Central Europe in the 19th and 20th Centuries, Newcastle-upon-Tyne: Cambridge Scholars Publishing 2017, S. 70–92, hier S. 73.
- 87 Griesebner, Andrea: Marriage and Divorce in the First Half of the 19th Century: Microstudies from the Artistic Field of Vienna, in: Andrea Lindmayr-Brandl/Birgit Lodes/Melanie Unseld (Hg.), Women's agency in Schubert's Vienna, Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 2024, S. 99–136.
- 88 ÖStA, AVA, Unterricht, StHK, Teil 2, 534, 13B2 Niederösterreich/Wien, Anna Maria Mayer, Zusammenfassender Bericht von Johann Talatzko Freiherr von Gestieticz, Wien am 22.11.1844

sie ihre kranke Mutter von ihrer Hände Arbeit ernähren müßte und daß sie bereits als Gouvernante [...] die besten Sittenzeugnisse für sich hatte.«⁸⁹

Als weiteren Grund für die Hartnäckigkeit ihrer Bewerbung führte Mayer an, dass sie »bereits das nöthige Lokale gemiethet und mehrer Einrichtungsstücke beygeschafft habe.«⁹⁰ Anna Maria Mayer war erfolgreich mit ihrem Unternehmen. Als der *Frauen-Wohltätigkeitsverein für Wien und Umgebung* gegründet wurde, wurde Mayer dort als Arbeitslehrerin des Filialvereins Ottakring angestellt. 1856 unterrichtete sie 88 Kinder in Handarbeiten,⁹¹ ihre letzte Erwähnung als Lehrerin findet sich im Jahr 1859.⁹²

6.2 Frauen-Vereine in politischer Mission

In den 1830er und 1840er-Jahren nahm in der Habsburgermonarchie die Anzahl der von bitterer Armut und Arbeitslosigkeit Betroffenen rapide zu. Gründe dafür waren das Bevölkerungswachstum, die Urbanisierung, die Inflation und Hungerkrisen.⁹³ Es herrschte Angst vor Kriminalität und revolutionären Umtrieben. Laut dem Historiker Herwig Weigl ist von mindestens 10.000 Erwerbs- und Unterstandslosen Personen in den 1840er-Jahren auszugehen, bei einer Wiener Gesamtbevölkerung (mit Vorstädten) von etwa 400.000.⁹⁴ Doch nicht nur die Vielzahl der Wohnungs- und Arbeitslosen verursachte Ängste, auch die in vielfältige Arbeitsprozesse eingebundenen Mitglieder der sogenannten handarbeitenden Klassen wurden einmal mehr zum Objekt reformerischer Überlegungen. Die Angst, spezifisch vor dem »Proletariat«, wobei darunter mehrere Berufsgruppen subsumiert wurden,⁹⁵ kommt in zahlreichen Schriften zum Ausdruck, die sich mit der Erziehung von Kindern aus in Armut lebenden Familien befassen.⁹⁶

Armut wurde zwar von einer zu dieser Zeit entstehenden sozialistischen Perspektive auf strukturelle Ungleichheit und Ausbeutung zurückgeführt, doch überwogen Sichtweisen, die den Mangel an Fleiß und Akzeptanz der eigenen Situation hervorhoben. Dietlind Hüchtker beschreibt diese Sichtweise auf die Armut für Berlin wie folgt: »Sie sah als Grundlage der Verarmung eine Auflösung von moralischer und sozialer Ordnung, die Unsittlichkeiten, Alkoholismus, Putzsucht oder Luxusbedürfnisse

89 Ebd.

90 Ebd.

91 DAW, Schulamtsakten 275/1/2, Uebersichts-Tabelle aller weiblichen Arbeitsschulen in den acht Bezirken Wiens 1856.

92 Zehnter Jahresbericht des Frauen-Wohltätigkeits-Vereines für Wien und Umgebung. Vom 1. Jänner bis letzten Dezember 1858, Wien: Wien: A. Pichler's Witwe & Sohn 1859, S. 23.

93 W. Häusler: Massenarmut, S. 80–123. Grundlegend siehe Hobsbawm, Eric: *The Age of Revolution*, New York: Vintage Books 1962, S. 109–131.

94 A. Weigl: *Sozialgeschichte*, S. 17–62, hier S. 38.

95 Siemann, Wolfram: *Die deutsche Revolution von 1848/49*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1985, S. 35–39.

96 Greif, Wolfgang: *Wider die gefährlichen Classen. Zum zeitgenössischen Blick auf die plebejische Kultur im Wiener Vormärz*, in: *OeZG 2/2* (1991), S. 59–80. Feldbauer, Peter: *Kinderelend in Wien. Von der Armenkinderpflege zur Jugendfürsorge*, 17.–19. Jahrhundert, Wien: Verlag für Gesellschaftskritik 1980.

und ›Arbeitsscheu‹ förderte.«⁹⁷ Die Wahrnehmung der zunehmenden Gefahr durch Menschen, die unter den schwierigen und schlecht bezahlten Bedingungen einer Erwerbsarbeit außer Haus nachgingen, beruhte auf dem Argument, dass mittellose oder geringverdienende Eltern ihre Kinder aus vielerlei Gründen nicht zu Sittlichkeit und Arbeitsamkeit erziehen würden.⁹⁸ Die Lösung für dieses Problem schien im Revolutionsjahr 1848 offensichtlich: Die zukünftigen Mütter dieser Gesellschaftsgruppen müssten nach bürgerlichen Werten zu Arbeitsamkeit und Moralität erzogen werden. Nicht die Lebens- und Arbeitsbedingungen müssten, wie von Vertretern der europäischen Linken in diesen Jahren gefordert, durch einen Zusammenschluss im Kollektiv geändert werden,⁹⁹ sondern die Lohnarbeiter:innen sollten sich ihrem Schicksal fügen.

Um diese Überzeugungen durchzusetzen, wurde die künftige Generation von Müttern und Dienstpersonal zum Ziel von zwei Vereinen, die in Wien und Umgebung Industrieschulen gründeten oder solche Schulen mitsamt deren Inhaberinnen in ihr Vereinsschulnetz übernahmen. Diese Schulen waren in der Regel sechs bis acht Stunden pro Tag geöffnet und sollten die als unzureichend betrachtete Volksschule ergänzen. Diese wurde von den Kindern drei bis vier Stunden täglich besucht. Die in den Industrieschulen vermittelten Inhalte bestanden aus zwei Komponenten: Ein Bereich umfasste das Singen religiöser Lieder, das Wiederholen moralischer Sprichwörter, sowie das Vorlesen lehrreicher Geschichten, die sittliche Grundsätze und Botschaften kommunizierten. Der andere Bereich umfasste die eigentliche Arbeitserziehung: die Vermittlung praktischer Fertigkeiten im Stricken, Häkeln, Märken und Stopfen. Um Schülerinnen für diese Schulen zu gewinnen, besuchten die in Vereinen engagierten Frauen die Wohnstätten von Arbeiter:innen, um sie zu inspizieren und festzustellen, ob ein Eingreifen erforderlich war. In den Fällen, in denen sie eine Intervention für notwendig hielten, empfahlen sie den Besuch der Töchter in einer der nahegelegenen Industrieschulen des Vereins, im Gegenzug erhielten die Familien der Kinder Sachspenden. Doch damit nicht genug, die Frauen sahen es als ihre Aufgabe an, »ihr Leben zu beobachten«,¹⁰⁰ das heißt, sich ein kontinuierliches Bild über das Verhalten der Eltern und den Erfolg der Erziehungsmaßnahmen zu machen.

Bei diesem Vorhaben zählten die Frauen auf die Hilfe und Unterstützung katholischer Pfarrer, die seit der Regierungszeit Joseph II. mit der Leitung der Armeninstitute betraut waren und zudem die Schulaufsicht inne hatten. Weitere Männer waren in beratender Funktion oder als Kassiere in die Organisationsstrukturen der Frauenvereine eingebunden. Diese Konstellation von bürgerlichen und adeligen Frauen, die ihre Stellung bekräftigten und sich durch philanthropische Aktivitäten Handlungsspielräume eröffneten, kann in Kontinuität zur karitativen Arbeit wohlthätiger Vereine gesehen

97 Hüctker, Dietlind: Der »Schmutz der Juden« und die »Unsitlichkeit der Weiber«. Ein Vergleich der Repräsentation von Armut in Stadt- und Reisebeschreibungen von Galizien und Berlin (Ende des 18./Mitte des 19. Jahrhunderts), in: Zeitschrift für Ostmitteleuropaforschung 51/3 (2002), S. 351–369, hier S. 362.

98 W. Häusler: Massenarmut, S. 80–123.

99 E. Hobsbawm: Revolution, S. 128–131.

100 Frauen-Wohltätigkeitsverein für Wien und Umgebung: Erster Jahresbericht des Frauen-Wohltätigkeitsvereines in Wien seit seiner Gründung im Jahre 1848 bis zum Schlusse des Jahres 1849, Wien: L. W. Seidel 1850, S. 7.

werden, die in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gegründet wurden.¹⁰¹ Solche Vereine entstanden nicht nur im katholischen Umfeld. Wohltätige jüdische Vereine waren ebenfalls im Bildungsbereich tätig, wie der 1847 gegründete *Theresien-Kreuzer-Verein*, der den Besuch von Arbeitsschulen unterstützte.¹⁰² Die Historikerin Gabriella Hauch argumentiert, dass die Frauen dabei öffentlich agierten, ohne geschlechterspezifische Rollenvorstellungen zu verletzen:

»Der soziale Frauen-Raum Familie wurde auf die Vereinstätigkeit ausgedehnt und einhaltete sorgende, schützende und bewahrende Tätigkeiten und Funktionen – nicht nur für die eigene Familie, sondern potentiell für alle Schwachen und Kranken, vor allem jedoch Kinder.«¹⁰³

In Großbritannien wurde es in den 1850er-Jahren zur gängigen Praxis, mittellose und vagabundierende Kinder in Industrieschulen zu schicken, die auch eine nächtliche Unterbringung vorsahen. Diese privaten Bemühungen wurden durch die *Industrial School Acts* von 1854 bis 1880 institutionalisiert, um Kinder vor einer »unmoralischen« Lebensweise zu bewahren oder sie davor zu retten.¹⁰⁴ Der *Industrial School Act* von 1854 gab den britischen Behörden die Befugnis, Kinder unter 14 Jahren, die bettelten, herumstreunten, obdachlos waren oder auf andere Weise von ihren Eltern vernachlässigt wurden, verpflichtend in eine Industrieschule zu schicken. Frauen, die in diesen staatlichen Einrichtungen unterrichteten, sollten die Kinder nach ihren Tugendvorstellungen formen.¹⁰⁵ In Wien, wie auch in anderen urbanen Zentren des Habsburgerreiches, wurden Mädchen nach bürgerlicher Vorstellung im Privaten verortet und in der Rolle als künftiges Dienstpersonal und als Mütter wahrgenommen. Zur gleichen Zeit beteiligten sich Frauen in Frankreich an philanthropischen Aktivitäten der Wohlfahrtspflege.¹⁰⁶ Die Arbeit der *Sociétés de Patronage* im Frankreich des 19. Jahrhunderts weist ebenfalls viele Parallelen zu den Wohltätigkeitsvereinen in der Habsburgermonarchie auf.¹⁰⁷ In den deutschen Staa-

-
- 101 Einen Überblick der bürgerlichen Frauenvereine in Wien und Salzburg bietet Friedrich, Margret: Zur Tätigkeit und Bedeutung bürgerlicher Frauenvereine im 19. Jahrhundert in Peripherie und Zentrum, in: Brigitte Mazohl-Wallnig (Hg.), *Bürgerliche Frauenkultur im 19. Jahrhundert*, Wien/Köln/Weimar: Böhlau 1995, S. 125–173.
- 102 Malleier, Elisabeth: *Jüdische Frauen in Wien 1816–1938. Wohlfahrt – Mädchenbildung – Frauenarbeit*, Wien: Mandelbaum Verlag 2003, S. 44f.
- 103 Hauch, Gabriella: Politische Wohltätigkeit – wohltätige Politik. Frauenvereine in der Habsburgermonarchie bis 1866, in: *Zeitgeschichte* 19 7/8 (1992), S. 200–214, hier S. 205.
- 104 Piper, Christine: Moral campaigns for children's welfare in the nineteenth century, in: Michael King (Hg.), *Moral agendas for children's welfare*, London/New York: Routledge 1999, S. 25–40, hier S. 33.
- 105 Mahood, Linda: Family Ties: Lady Child-Savers and Girls of the Street 1850–1925, in: Esther Breitenbach/Eleanor Gordon (Hg.), *Out of Bounds: Women in Scottish Society, 1800–1945*, Edinburgh: Edinburgh University Press 1992, S. 42–64, hier S. 49. Zu der Diskussion über die Schulbildung von Kindern aus Arbeiter:innenfamilien in Schottland siehe McDermaid, Jane: *The schooling of working-class girls in Victorian Scotland. Gender, education and identity*, London/New York: Routledge 2005.
- 106 Clark, Linda L.: *The Rise of Professional Women in France. Gender and Public Administration since 1830*, Cambridge: Cambridge University Press 2004.
- 107 Weissbach, Lee Shai: *Oeuvre Industrielle, Oeuvre Morale: The Sociétés de Patronage of Nineteenth-Century France*, in: *French Historical Studies* 15/1 (1987), S. 99–120.

ten war die gewerbliche Bildung seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ein zentraler Bestandteil des Armenschulwesens.¹⁰⁸

Die Gründung des Frauen-Wohltätigkeitsvereins für Wien und Umgebung

Am 15. Mai 1848 wurde in Wien der *Katholikenverein für Glaube, Freiheit und Gesittung* (ab 1850 *Central-Severinus-Verein*) als Männerverein gegründet. Der Verein trat unter anderem für die Vermittlung katholischer Werte in Form sozialpädagogischer Maßnahmen ein und gab von Juli bis Oktober 1848 die Zeitschrift »Aufwärts« heraus, die zweimal wöchentlich erschien.¹⁰⁹ Laut dem Historiker John W. Boyer war der katholische Verein nicht erfolgreich, da er ohne ein klares politisches Programm auftrat und daher mit der erhofften breiten Mobilisierung für die katholische Sache scheiterte.¹¹⁰ Johann Emanuel Veith (1787–1876), von Boyer als berühmtester Prediger seiner Zeit bezeichnet,¹¹¹ war Mitinitiator des Vereins und zählte als Anhänger Anton Günthers (1783–1863) zum liberalen Flügel des Vereins, während andere Mitglieder eine erkonservative Richtung verfolgten.

Ein Projekt des Vereins kann als sehr erfolgreich bezeichnet werden, nämlich die Gründung des *Frauen-Wohltätigkeitsvereins für Wien und Umgebung*. Bereits im August 1848 hatten sich Frauengruppen zusammengefunden, um sich an der Arbeit des katholischen Vereins zu beteiligen.¹¹² Der erste Antrag auf die formelle Gründung eines Frauenvereins als Teil des Katholikenvereins wurde von der Regierung mit dem Hinweis auf die revolutionären Ereignisse abgelehnt und erklärt, dass das Engagement in der Armenfürsorge keiner Vereinsstruktur bedürfe. Im zweiten Anlauf verwies der *Katholikenverein* auf die unpolitischen Absichten und betonte die Notwendigkeit, die karitativen Bemühungen der Frauen unter der Aufsicht des Klerus zu organisieren. Bei dieser Gelegenheit genehmigte der Militärgouverneur von Wien, Ludwig Freiherr von Welden den Antrag. Die erste ordentliche Versammlung, an der Ende Dezember 1848 zwanzig Frauen teilnahmen, war, wie es im ersten Jahresbericht der Organisation heißt, vom kämpferischen Geist des Revolutionsjahrs geprägt:

»Herzerhebend war der Wetteifer, mit dem sich alle erboten, Hand ans Werk zu legen, um mit Aufopferung der eigenen Tagesgeschäfte und Entbehrung mancher Bedürfnisse dem physischen und moralischen Untergange die Stirne zu bieten und den Sinn für Glauben und Sittlichkeit durch die Autorität der Wohlthat wieder zu wecken.«¹¹³

108 C. Mayer: Poverty S. 91–107.

109 Scheidgen, Hermann-Josef: Der deutsche Katholizismus in der Revolution von 1848/49. Episkopat – Klerus – Laien – Vereine, Köln/Weimar/Wien: Böhlau 2008, S. 487f.

110 Boyer, John W.: Political Radicalism in late Imperial Vienna. Origins of the Christian Social Movement, 1848–1897, Chicago/London: The University of Chicago Press 1981, S. 135f.

111 Ebd., S. 131.

112 Gabriella Hauch zitiert Erwähnungen dieser Gründungen in der revolutionären Zeitschrift »Aufwärts«, siehe G. Hauch: Wohltätigkeit, S. 210.

113 Erster Jahres-Bericht über Entstehen, Geist und Wirken des Frauen-Wohltätigkeits-Vereines in Wien seit seiner Gründung im Jahre 1848 bis zum Schlusse des Jahres 1849, Wien: L. W. Seidel 1850.

Die Gründung des Frauen-Wohltätigkeitsvereins war der Ausgangspunkt für zahlreiche ähnliche Vereine im gesamten Habsburgerreich.¹¹⁴ Der Geist des Vereins wurde durch das offizielle Vereins-Siegel verbildlicht, auf dem das Wunder der heiligen Elisabeth von Thüringen (1207–1231) dargestellt ist.¹¹⁵

Abb. 18: Vereins-Siegel des Frauen-Wohltätigkeitsvereins.



Quelle: ÖNB, Druckschriften, Erster Jahres-Bericht über Entstehen, Geist und Wirken des Frauen-Wohltätigkeitsvereines in Wien, 1850.

Mit dieser Bildgebung suchte sich die Initiative vermutlich in die Tradition der ab 1840 in Preußen und ab 1842 in Bayern gegründeten Elisabethvereine einzureihen. Diese veranstalteten unter anderem Essensausgaben.¹¹⁶ Zwei Monate nach der Gründung des Vereins stellte die Zeitung *Der Österreichische Zuschauer* eine Verbindung zwischen der seit 1810 bestehenden *Gesellschaft adeliger Damen*¹¹⁷ und dem neu gegründeten *Frauen-Wohltätigkeitsverein für Wien und Umgebung* her:

114 Sauer, Walter: Katholisches Vereinswesen in Wien. Zur Geschichte des christlichsozial-konservativen Lagers vor 1914, Salzburg: Neugebauer 1980, S. 205.

115 Erster Jahres-Bericht, S. 27.

116 H.-J. Scheidgen: Katholizismus, S. 504–515.

117 Der 1810 als *Gesellschaft adeliger Frauen* gegründete Verein hatte sich 1841 in *Gesellschaft adeliger Damen* umbenannt. Siehe Schütz, Waltraud: Hilfe für Abgebrannte, ländliche Feste und medizinische Versorgung. Wohltätiges Engagement von Frauen, in: Oliver Kühschelm/Elisabeth Loining/Stefan Eminger/Willibald Rosner (Hg.), Niederösterreich im 19. Jahrhundert. Band 2, St. Pölten: NÖ Institut für Landeskunde 2021, S. 381–410, hier S. 401.

»Der seit Kurzem bestehende Frauen-Wohltätigkeitsverein, welcher die Tendenz des adelichen Damenvereines zum Vorbilde hat, organisiert Filialen in den Vorstädten.«¹¹⁸

Der erste Jahresbericht gibt Einblicke in die Vereinsaktivitäten und seine Organisationsstruktur. Im November 1848 wurde mit Bezugnahme auf die Revolution die Furcht vor neuen Unruhen hervorgehoben, die eine Unterstützung von Bedürftigen schwierig mache. Wohltätige Menschen hätten angesichts der Revolution ihre Bemühungen als gescheitert betrachtet. Bedürftige auf der anderen Seite litten, laut den Berichten der Frauen, »lieber die äußerste Entbehrung, als sich der Zurückweisung Jener auszusetzen, welche stets das Proletariat als den Sündenbock aller Unfälle der letzten Oktobertage verabscheuten.«¹¹⁹

Dem ersten Jahresbericht ist eine Abbildung vorangestellt, die die Verteilung wohltätiger Gaben zeigt und eine Vorstellung von der Atmosphäre der Spendenverteilung vermittelt. In der Mitte des Bildes stehen die karitativ tätigen Frauen und versammeln sauber gekleidete und ordentlich gekämmte Mädchen, um ihnen eine wohltätige Gabe auszuhändigen. Die Körperhaltung der Frauen ist aufrecht, während die anwesenden bedürftigen Frauen und Männer überwiegend eine gebeugte Körperhaltung einnehmen. In diesem Fall sind es Schuhe und saubere Kleidung, die von zwei Frauen gehalten und auf einem Regal im Hintergrund links gestapelt werden. Hinter den Frauen steht eine Gruppe von fünf Männern, einer davon ein Priester, die den Frauen sozusagen den Rücken stärken.¹²⁰ Die Versorgung von Kindern mit sauberer Kleidung und Schuhen war eines der zahlreichen Projekte des Vereins, der im Mai 1849 bereits 900 Mitglieder zählte und damit »der größte dieser Art im Deutschen Bund«¹²¹ war. Der Verein gliederte seine Aktivitäten in drei allgemeine Ziele: Spendenverteilung in Form des Besuchs armer Familien und der Verteilung notwendiger Güter, jedoch keine monetäre Hilfe; Förderung und Erziehung zu katholisch-christlicher Frömmigkeit, sowie die Suche nach Beschäftigungen für Arbeitssuchende. Die Hilfe für arme Familien war an die Bedingung geknüpft, dass die Eltern Schulbesuchsbescheinigungen für ihre Kinder vorlegen konnten.¹²² Binnen kürzester Zeit entstanden Zweigstellen in den Vorstädten Laimgrube, Wieden, Margareten und auf dem Gebiet der heutigen Innenstadt. Die erste Versammlung des Filialvereins der Stadt fand in der Redaktion des Katholikenvereins in der Naglergasse statt und wurde von siebzehn Frauen besucht.¹²³ In einem nächsten Schritt wurden die Aufgaben unter den Frauen aufgeteilt. Die adelige Sophie Freiin von Hock (1814–1874) übernahm die Zweigstellenleitung, die Frau eines Seidenhändlers, Sophie Eberle (1805–1858), wurde ihre Stellvertreterin. Die Übernahme der Leitung durch eine Adelige war eine typische Konstellation bei bürgerlichen Frauenvereinen, allerdings waren am *Frauen-Wohltätigkeitsverein* überwiegend Frauen aus dem niederen Adel beteiligt. Jede Zweigstelle hatte

118 Der Österreichische Zuschauer, 15.02.1849, S. 5.

119 Erster Jahres-Bericht über Entstehen, Geist und Wirken des Frauen-Wohltätigkeits-Vereines in Wien, Wien: L. W. Seidel, 1850, S. 2.

120 Ebenda, Frontispiz.

121 H.-J. Scheidgen: Katholizismus, S. 513.

122 Erster Jahresbericht, S. 19.

123 Erster Jahresbericht, S. 13f.

ein Depot, in dem Kleidung und andere Spenden gelagert wurden. Maria von Heß meldete sich, um die Leitung des Depots zu übernehmen, sie wurde von Helene von Hornbostel, geb. Winkler (1815–1889) unterstützt.

Während der *Frauen-Wohltätigkeitsverein* weitere Filialen in den Wiener Vorstädten gründete, verweigerte der Wiener Erzbischof Vincenz Eduard Milde dem *Katholikenverein*, der diese Fraueninitiative ins Leben gerufen und gefördert hatte, wiederholt die Unterstützung.¹²⁴ Bereits im Revolutionsjahr lehnte er die Etablierung eines zusätzlichen katholischen Vereins zu den bestehenden Strukturen kategorisch ab. Schließlich erlaubte er die Weiterführung des Vereins mit der Auflage, dass der Fokus auf der Ausübung von Andacht und Frömmigkeit liegen müsse.¹²⁵ Nach der Ablehnung der Unterstützung durch Erzbischof Milde konzentrierten sich die Mitglieder des *Katholikenvereins* (ab 1852 *Severinusverein*) auf die Unterstützung des *Frauen-Wohltätigkeitsvereins*. Einige wichtige Mitglieder, wie Johann Emanuel Veith, verließen den Verein. Auch beim *Frauen-Wohltätigkeitsverein* gab es in dieser Zeit strukturelle Änderungen, die mit den Unstimmigkeiten über die Zielrichtung in Zusammenhang standen. Im ersten Jahr des Bestehens wurde der Zentralverein, dem alle Filialen unterstanden, von Männern aus dem Ausschuss des *Katholikenvereins* geleitet.¹²⁶ Im Laufe des Jahres 1850 kam es zu Differenzen zwischen dem Zentralverein und den örtlichen Vorsteherinnen der Filialvereine, was schließlich zur Auflösung des Zentralvereins führte. Die genauen Umstände der Kontroverse sind nicht bekannt. Im Frühjahr 1851 veröffentlichte das *Fremden-Blatt* einen Aufruf zum Zusammenschluss um der gemeinsamen Sache willen, in dem die Auflösung des Zentralvereins wie folgt beschrieben wurde: »In Folge von differirenden [sic] Ansichten haben sich jedoch sämtliche Vorstadt-Filial-Vereine nach und nach von dem Central-Vereine getrennt.«¹²⁷ Im Laufe des Jahres 1850 übernahm Eleonore Fürstin Schwarzenberg, geb. Fürstin Lichtenstein (1812–1873), die die Räumlichkeiten des Palais Schwarzenberg für Zusammenkünfte zur Verfügung stellte, als erste Vorsitzende die Vereinsleitung.¹²⁸ Alle Filialeleiterinnen bildeten den Vereinsausschuss, Männer aus dem *Katholikenverein* blieben in beratender Funktion tätig. Jede Filiale, unterteilt nach den Pfarrbezirken, erstellte von nun an einen eigenen Jahresbericht; die Zusammenfassung der Berichte erfolgte durch die zentrale Leitung.

Die Etablierung eines Konkurrenzvereins

Nach der Auflösung der zentralen Organisation des *Frauen-Wohltätigkeitsvereins* im Frühjahr 1850 wurden die Geldmittel nicht mehr zentral koordiniert. Jeder Filialverein sammelte eigenständig Spenden und verteilte diese. Einige Leiterinnen von Filialvereinen

124 H.-J. Scheidgen: *Katholizismus*, S. 503.

125 J. W. Boyer: *Political Radicalism*, S. 136. H.-J. Scheidgen: *Katholizismus*, S. 502f.

126 Erster Jahres-Bericht über Entstehen, Geist und Wirken des Frauen-Wohltätigkeits-Vereines in Wien, S. 61.

127 *Fremden-Blatt*, 04.04.1851, S. 2f.

128 *Frauen-Wohltätigkeitsverein für Wien und Umgebung: Zweiter Jahresbericht des Frauen-Wohltätigkeitsvereines in Wien und Umgebung. Vom 1. Jänner bis letzten Dezember 1850*, Wien: L. W. Seidel 1851, S. 1.

veröffentlichten im Oktober 1850 in der *Wiener Zeitung*, zwei Monate später im *Österreichischen Pädagogischen Wochenblatt*,¹²⁹ einen flammenden Spendenappell zur Etablierung eines Fonds zur Sammlung von Geldmitteln für die Gründung von Armen-Arbeitsschulen. Er leitete mit dem Satz ein: »Immer lauter werden die Klagen über das Überhandnehmen des Proletariats und dessen geistige und sittliche Verkommenheit.«¹³⁰

In ihrem Aufruf betonten die Frauen ihr Fachwissen in diesem Bereich. Der Verein habe zwei Jahre lang 3.878 Familien unterstützt und rund 12.000 Gulden an Spenden gesammelt. Diese Unterstützung sei durch ehrenamtlich tätige Frauen erfolgt, die die individuelle Situation von Familien in ihren Pfarrbezirken durch Besuche der Wohnorte beurteilt hätten. Aufgrund ihrer Erfahrungen betonten die Frauen, dass eine der Ursachen für die »Verkommenheit« die unzureichende Bildung des weiblichen Geschlechts sei. In alarmierendem Ton wurde die Rolle der Mutter als Hüterin des häuslichen Herdes präsentiert. Frauen aus armen Verhältnissen seien glaubenslos und unordentlich, unfähig ein Heim für ihre Familien zu schaffen. Das Ergebnis: »Beim Anblick seiner Kinder, die in Schmutz und Lumpen in der ekelhaften Wohnung herumlaufen, verliert der Ehemann die Liebe zu seinem Haus.«¹³¹

Am 16. Dezember 1850, zwei Monate nach der Veröffentlichung des Aufrufs, versammelte die als Forschungsreisende und Reiseschriftstellerin bekannte Pauline Gräfin Nostitz, geb. Baronin des Granges, verw. Helfer (1801–1881), eine Gruppe von Frauen in ihrem Salon, um über die Gründung eines Vereins zu beraten, der sich ausschließlich der Gründung von Arbeitsschulen für Mädchen in Wien widmen sollte.¹³² Die Mitglieder des bestehenden *Frauen-Wohltätigkeitsvereins* waren nicht eingeladen. Die Idee für diesen *Frauenverein für Arbeitsschulen*, auch *Schulverein* genannt, stammte vom Militärgouverneur Ludwig Freiherr von Welden, der im Auftrag des Kaisers mit der Säuberung des postrevolutionären Wien beschäftigt war. Der Gouverneur, unter dem das Spitzelwesen blühte, hatte das Potenzial zur Beeinflussung ärmerer Bevölkerungsschichten durch eine gründliche moralische Erziehung von Mädchen in Arbeitsschulen erkannt.

Der *Frauen-Verein für Arbeitsschulen* war in aller Eile gegründet worden. Der oben zitierte Aufruf, der im Oktober 1850 von den Mitgliedern des *Frauen-Wohltätigkeitsvereins* veröffentlicht worden war, gab vermutlich den Anstoß zu dieser Gründung. Die erste Versammlung, in der die Gründung besprochen wurde, fand am 16. Dezember 1850 statt. Drei Wochen später, am 8. Jänner, wurden die Statuten und der Antrag genehmigt. Zu diesem Zeitpunkt waren bereits die ersten Spenden gesammelt und die erste Arbeitsschule des *Frauenvereins für Arbeitsschulen* im Wiener Vorstadt Gumpendorf unter dem Schutz der Erzherzogin Sophie Friederike von Bayern eröffnet worden. Mitte Jänner 1851 veröffentlichte der neu gegründete Verein einen ähnlich lautenden »Aufruf«¹³³ wie jener des *Frauen-Wohltätigkeitsvereins* drei Monate zuvor. Auch darin war von der Entsittlichung die Rede, von Frauen aus den »armen Classen«, die »unwissend, träge, unsauber und

129 Österreichisches Pädagogisches Wochenblatt, 18.12.1850, S. 805–807.

130 Wiener Zeitung, 25.10.1850, S. 3230.

131 Ebd.

132 Frauen-Verein für Arbeits-Schulen: Rückblick auf die einundzwanzigjährige Wirksamkeit des Frauenvereines für Arbeitsschulen, Wien: Erste Wiener Vereinsdruckerei 1872, S. 3f.

133 Wiener-Theater-Zeitung, 17.01.1851, S. 54.

unökonomisch«¹³⁴ seien. Dies hatte unter anderem zur Folge, dass der *Frauen-Wohltätigkeitsverein* keinen eigenen Fonds für Arbeitsschulen einrichten konnte, da der neue Verein sein Ziel der Gründung von Arbeitsschulen nun vereinnahmte, was in folgendem Bericht erkennbar wird:

»Der genannte Verein [Frauen-Wohltätigkeitsverein, Anm. WS] steht mit dem Severinus-Vereine im Zusammenhange und besitzt zwölf weibliche Arbeitsschulen mit mehr als 1100 Mädchen, hat aber keinen anderen Fond, als den frommen Eifer seiner Mitglieder und das liebeiche Herz seiner Wohltäterinnen, und wetteifert so mit dem von B.[aron] Welden im Jahre 1850 ins Leben gerufenen, auf ein beträchtliches Kapital gegründeten sogenannten Schulverein.«¹³⁵

Die karitative Organisation des *Frauenvereins für Arbeitsschulen* wurde von Anfang an von Mitgliedern des Wiener Hofadels und der kaiserlichen Familie unterstützt. Erzherzogin Maria Karolina von Österreich (1825–1915) übernahm das Protektorat.¹³⁶ Innerhalb weniger Wochen beliefen sich die Sammlungen für die ersten Schulgründungen auf rund 18.000 Gulden. Zehn Prozent dieses Betrags wurden allein von Mitgliedern der kaiserlichen Familie gespendet. Ein wichtiger Unterschied zwischen den beiden Vereinen war die soziale Herkunft der Mitglieder. Schlüsselpositionen in der Organisationsstruktur des *Frauenvereins für Arbeitsschulen* wurden von Mitgliedern des Wiener Hochadels besetzt, die mit bürgerlichen Frauen zusammenarbeiteten, die selbst oder deren Familienmitglieder vielfach im Kunst- und Kulturbereich engagiert waren. Katholische Religionszugehörigkeit war, im Gegensatz zum *Frauen-Wohltätigkeitsverein*, keine zwingende Voraussetzung um sich im *Frauenverein für Arbeitsschulen* zu engagieren. Ein Beispiel dafür sind die Schauspielerin Julie Rettich (1809–1866) und Iduna Laube (1808–1879), die Ehefrau des Burgtheaterdirektors Heinrich Laube (1806–1884). Laube blieb mehr als dreizehn Jahre in der Funktion der Vorsteherin der Matzleinsdorfer Arbeitsschule.¹³⁷

Die Sammelaktion für den *Frauenverein für Arbeitsschulen* wurde von Gouverneur Welden angeführt, der seine politisch motivierten Absichten hinsichtlich der Gründung von Arbeitsschulen für Mädchen klar äußerte. Die Zeitung der *Österreichische Zuschauer* druckte am 25. Jänner 1851 einen Spendenaufruf von Welden ab, der an die »reichsten Männer der Monarchie«,¹³⁸ die Mitglieder des Großhandlungsgremiums Salomon Mayer Freiherr von Rothschild (1774–1855) und Georg Simon Freiherr von Sina (1782–1856) gerichtet war. Ohne die Existenz der Schulen des *Frauen-Wohltätigkeitsvereins*

134 Ebd.

135 *Österreichischer Zuschauer*, 25.08.1852, S. 1079f.

136 Hügel, Franz Seraph: Ueber die socialen Humanitäts-Anstalten für die Kinder der unteren Volksklassen: Säuglings-Bewahranstalten, Kinder-Bewahranstalten, weibliche Arbeitsschulen, Industrieschulen für Knaben, Rural-Beschäftigungs-Anstalten, Rettungshäuser, Kinder-Heilanstalten, Wien: Kaulfuß 1851, S. 113.

137 1860 war sie Mitbegründerin des *Evangelischen Frauenvereins* und 1866 des Wiener *Frauen-Erwerbvereins*. Schütz, Waltraud: Positionierungen in der Frauenfrage der 1860er-Jahre. Auguste von Litrow (1819–1890) und ihre Suche nach Verbündeten, in: ARIADNE – Forum für Frauen- und Geschlechtergeschichte 78. Politische Freund:innenschaft. Bündnisse, Netzwerke, Lebensgemeinschaften (2022), S. 8–23.

138 *Der Österreichische Zuschauer*, 25.01.1851, S. 126–128, hier S. 126 (offener Brief Weldens).

zu erwähnen, schlug Welden die Einrichtung von »weiblichen Arbeitsschulen für die unteren Klassen«¹³⁹ vor, um die »Moralität des weiblichen Geschlechts, auf welcher ja die Verbesserung der künftigen Generationen beruht«, zu fördern und damit das »Besitzthum« vor dem wachsenden »Proletariat« zu schützen. Welden argumentierte in seinem Schreiben ähnlich wie der *Frauen-Wohltätigkeitsverein* in seinen Aufrufen und Berichten. Er betonte, dass die Förderung künftiger Generationen von der Sittlichkeit des weiblichen Geschlechts abhinge. Nach Weldens Plan sollten in Wien fünfundzwanzig Arbeitsschulen eingerichtet werden, wobei er die bestehenden Arbeitsschulen des *Frauen-Wohltätigkeitsvereins* ignorierte. Einige dieser neuen Arbeitsschulen waren bereits im Entstehen begriffen, doch um die optimale Zahl zu erreichen, seien mehr finanzielle Mittel nötig.

»Da Weiblichkeit auch nur von Frauen gebildet werden kann, so hat sich unter dem Schutze einer hohen Frau ein Schulverein gegründet, der sich rastlos mit der Erziehung und Beschäftigung von Mädchen der untersten, ärmeren Klassen in dem Alter von 7 bis 13 Jahren beschäftigen will.«¹⁴⁰

Der offene Brief zeigte Wirkung. Das Großhandlungsgremium spendete dem neuen Verein zunächst 15.000 und später 6.000 Gulden.¹⁴¹ Die Förderung dieses Frauenvereins, der sich der Einrichtung von Arbeitsschulen widmete, lief parallel zu einer anderen Anstrengung der Wiener Stadtregierung, nämlich Mädchen aus in Armut lebenden Familien durch die Einrichtung sogenannter Wiederholungsklassen zu erreichen. Die verpflichtende Wiederholungsschule wurde 1816 für Kinder im Alter von zwölf bis fünfzehn Jahren eingeführt, wobei das Zielpublikum Knaben waren. Im Jahr 1823 wurde der Besuch der Wiederholungsschule auf Lehrlinge für die Dauer ihrer Lehrzeit ausgedehnt. In diesen Wiederholungsstunden waren Pfarrer und örtliche Schullehrer verpflichtet, den Inhalt der Pflichtfächer am Wochenende zu wiederholen. Vor allem aber sollten sie Moral und Religiosität vermitteln.¹⁴² Die Idee der Wiederholungsklassen wurde am 17. November 1851 erneut aufgegriffen. Das Fürsterzbischöfliche Konsistorium ließ an neunzehn Schulen diese Art von Unterricht einrichten, der jeweils am Donnerstagnachmittag nach dem Ende des regulären Unterrichts stattfinden sollte. Die Maßnahmen führten jedoch nicht zum gewünschten Ergebnis, da die Stunden nur sporadisch besucht wurden und die Schulbehörden wohl auch nicht über das Personal verfügten, um die Rechtsvorschriften durchzusetzen.¹⁴³

Die Einführung der Wiederholungsklassen für Mädchen 1851 war Teil eines politischen Plans, der darauf abzielte, die zukünftige Generation von Arbeitskräften nach den Vorstellungen der wohlhabenden Gesellschaftsschichten zu formen. Die Unterstützung für dieses Bestreben war buchstäblich im politischen Raum verortet: Dem *Frauenverein für Arbeitsschulen* wurde für die Generalversammlungen anfangs ein Raum im Gebäude

139 Ebd.

140 Der Österreichische Zuschauer, 25.01.1851, S. 126–128, hier S. 127.

141 Frauenverein für Arbeits-Schulen: Rückblick, S. 4.

142 H. Engelbrecht: Geschichte Band 3, S. 237f. H. Engelbrecht: Geschichte Band 4, S. 196–199.

143 Hannak, Emanuel: Die Schule, in: Gemeinderath der Stadt Wien (Hg.), Wien 1848–1888, Band 2, Wien: Verlag: Commissions-Verlag von Carl Konegen 1888, S. 2–128, hier S. 25.

der Statthalterei zur Verfügung gestellt. Welden unterstrich die Notwendigkeit dieses Vorgehens: »Dreiviertel der Rohheit, Sittenlosigkeit und des Verderbnisses der ärmeren Classen stammt aus der vernachlässigten Erziehung der Mädchen.«¹⁴⁴

Politische Wohltätigkeit in Abgrenzung zur Revolution

Nach den revolutionären Ereignissen in Wien im Jahr 1848 machten es sich bürgerliche und adelige Frauen zur Aufgabe, Kinder, insbesondere Mädchen, aus ihrer vermeintlich unmoralischen Umgebung zu retten. Berichte über die Tätigkeit des am Ende des Revolutionsjahres gegründeten *Frauen-Wohltätigkeitsvereins* zeigen das Bemühen, sich von dem im August 1848 von Karoline von Perin, geborene von Pasqualati (1806–1888), gegründeten *Demokratischen Frauenverein* abzugrenzen. Dieser bestand zwei Monate lang und war der erste Verein, der mit der ausdrücklichen Absicht einer politischen Beteiligung der Frauen und dem Ruf nach Gleichberechtigung auftrat.¹⁴⁵

Ein Beispiel für diese Abgrenzungsbemühungen zwischen karitativen und revolutionären Frauen findet sich in einem Bericht über eine Veranstaltung im Volksgarten im Mai 1849. Maria Benkovits, k.k. Kunststickerin, die eine eigene »Kunststickerei-Anstalt« betrieb und in den 1850er-Jahren unter anderem am Mädcheninstitut der Fröhlich-Schwesterntätig war,¹⁴⁶ hatte bereits vor der Revolution einen *Verein zur Bekleidung dürftiger Schulkinder* gegründet und veranstaltete gemeinsam mit Mitgliedern des *Frauen-Wohltätigkeitsvereins* regelmäßig karitative Veranstaltungen im Cortischen Kaffeehaus im Wiener Volksgarten.¹⁴⁷ Der damals siebzehnjährige Student Anton Freiherr von Niebauer (1832–1914), später ein Verwaltungsbeamter, schrieb einen Bericht über die Veranstaltung vom Mai 1849 und verglich die Aktivitäten von Maria Benkovits und anderer karitativer Frauen mit denen des *Demokratischen Frauenvereins*, der nur wenige Monate zuvor den gleichen Veranstaltungsort für Zusammenkünfte genutzt hatte:

»Nachdem die Beschenkten reichlich bewirtheet worden, schloß die erhabene Feier und Jeder der Anwesenden verließ wahrhaft geistig erquickt durch dieses Bild edler Frauentugend und wohl auch versöhnt jenen Saal, worin vor wenigen Monden noch der demokratische Frauen-Verein, dieser Hochpunkt der Lächerlichkeit und Verrücktheit des Weibergeschlechts, seine erste Sitzung hielt.«¹⁴⁸

144 Welden zitiert in Reméle, Johann Nepomuk: Über den Wert der Arbeitsschulen und die Mittel, diese zum Wohle der Menschheit zweckmäßig einzurichten, Wien: Mayer 1856, S. 14.

145 G. Hauch: Frau Biedermeier.

146 Siehe Kapitel 5.2.

147 Fremden-Blatt, 07.12.1851, S. 3.

148 Der Österreichische Zuschauer, 16.05.1849, S. 8.

Abb. 19: Balthasar Wigand, »Aussicht von Curtys Caffehaus [Cortis Kaffeehaus] auf der Bastei« (Löwelbastei), um 1830.



Quelle: Wien Museum Inv.-Nr. 61852 (<https://sammlung.wienmuseum.at/objekt/131659/>)

Indem die Mitglieder wohlthätiger Frauenvereine ihre Versammlungen an diesem Ort abhielten, beanspruchten sie den Raum für sich und füllten ihn mit geschlechtsspezifisch angemessenem Verhalten. Im Vergleich zum radikalen *Demokratischen Frauenverein* wurden die Aktivitäten der Wohltätigkeitsvereine nach der Revolution als bescheiden, häuslich und im Privaten verortet propagiert und wahrgenommen. Die Wohltätigkeit bot den teilnehmenden Frauen eine Rolle als moralische Hüterinnen und rechtfertigte ihr öffentliches Auftreten. Diese Rolle wurde aktiv konstruiert: Ein anonymer Beitrag bezeichnete die Mitglieder des *Frauen-Wohltätigkeitsvereins* im Jahr 1851 als »Segenspflanze« inmitten der »Tollkirschen« und »Giftkräuter«¹⁴⁹ des Revolutionsjahres 1848:

»Dieser Verein wirkt erst im dritten Jahre nach seiner Gründung als eine Segenspflanze, die mitten unter den Tollkirschen und Giftkräutern des Revolutionsjahres emporgeschossen. Wer die Berichte desselben vergleicht, wird mit ergebendem Troste seine von Gottes Hilfe sichtbar beschützte Wirksamkeit im Wachstum und segenvoller Zunahme ersehen. Dank den edlen Frauen, die in bescheidener Zurückgezogenheit das Gute wirken und ihre Namen den Edelsten und Verdienstvollsten unserer Zeit anreichen!«¹⁵⁰

Der Bericht unterstrich, dass die Frauen ihre guten Taten in Zurückgezogenheit verrichten würden. Doch der Besuch bedürftiger Familien, das Sammeln von Spenden, die Verteilung von gespendeten Gütern, die Eröffnung und Beaufsichtigung von Mädchenschu-

149 Der Österreichische Zuschauer, 14.06.1851, S. 765.

150 Ebd.

len und die Durchführung von Wohltätigkeitsveranstaltungen waren öffentlich und zu tiefst politisch, wie ein Bericht über die Wirkung des *Frauen-Wohltätigkeitsvereins* in der satirischen Zeitschrift *Hans Jörgel von Gumpoldskirchen* illustriert. In der ab März 1850 von Anton Langer (1824–1879) als verantwortlichem Redakteur herausgegebenen Zeitschrift wird die Wirkung des Vereins als eine »1. religiöse« und »2. eine politische« bezeichnet.¹⁵¹ Der zweite Punkt ist ausführlich beschrieben:

»Die gefährlichste Leidenschaft der untern Volksklassen is der Neid, der gewisse unheimliche Groll, wann der Proletarier die Reichen in Saus und Braus s'Geld verschwenden sieht, indessen er selbst kaum Brot für sich und seine Kinder hat. [...]«

Die wohltätigen Frauen begäben sich direkt zu den Betroffenen,

»die lieben, guten, sanften Frauen, die die Armuth nit zu sich rufen lassen, um sultanische Gnaden auszuteilen, sondern die der Not nachgeh'n in ihre Höhlen und Schlupfwinkeln, die mit ihren feinen Zünglein Sachen zur Sprach bringen, die der Arme nie einem Mann gestehen würde, [...] die manchen, armen, unbeholfenen Weib was besseres, als G'schenk geben können, nämlich den Rath, wie sie ihre Wirthschaft in bessern Stand setzen kann [...]«¹⁵²

Der *Frauen-Wohltätigkeitsverein* sorgte 1852 mit zwei Neugründungen für Aufmerksamkeit. In Zusammenarbeit mit dem *Severinusverein* wurde eine Knaben-Beschäftigungsanstalt gegründet. Die Ziele der Anti-Masturbations-Kampagnen werden im Bericht des *Severinusvereins* nachvollziehbar, in dem die Notwendigkeit einer solchen Anstalt erläutert wird:

»Ist es daher ein Wunder, wenn solche Knaben und leider auch Mädchen, von satanischen Subjekten gelockt und verführt, sich dem Laster ergeben? Die Zahl dieser Unglücklichen ist aber groß, ja sehr groß.«¹⁵³

Die zweite Gründung war ein Verein zur *Heranbildung guter Hausmägde*, der bald als *Marien-Verein* bekannt war. Die Namensgebung führte möglicherweise zu einer Verwirrung, da ein gleichnamiger Verein (Marienverein) existierte, der sich mit der Mission in Central-Afrika beschäftigte.¹⁵⁴ Der *Marien-Verein* bot alleinstehendem weiblichen Dienstpersonal, das auf der Suche nach einer Anstellung war, bei Bedarf einen Schlafplatz, und half

151 Hans Jörgel von Gumpoldskirchen, 26.01.1852, S. 1–5, hier S. 2f. Diese Bezeichnung war für diese Zeit ungewöhnlich. Die Mitgliedschaft in politischen Vereinen wurde mit dem § 30 des Vereinsgesetzes von 1867, das Frauen mit »Ausländern« und »Minderjährigen« gleichsetzte, verboten. RGBL. 134/1867.

152 Ebd., S. 5.

153 Ebd.

154 Das systematische Kaufen von Kindern auf Sklavenmärkten sollte zur Seelenrettung der Betroffenen führen. W. Sauer: Soliman, S. 95.

bei der Arbeitssuche.¹⁵⁵ Wenige Monate nach der Gründung des *Marien-Vereins* nahmen ausgewählte Frauen des *Frauen-Wohltätigkeitsvereins* an einer Vollversammlung des *Severinusvereins* teil. Die Teilnahme von Frauen an einer Sitzung eines Männervereins war keinesfalls eine gängige Praxis. Die Rede des Präsidenten anlässlich dieser Zusammenkunft lässt vermuten, dass die Einladung dazu dienen sollte, die Differenzen zu überwinden, die 1851 zur Umstrukturierung des *Frauen-Wohltätigkeitsvereins* geführt hatten. Der Präsident Johann Paul Kaltenbäck (1804–1861) betonte, dass ungünstige Zeitereignisse den Kontakt zwischen dem *Severinusverein* und dem *Frauen-Wohltätigkeitsverein* unterbrochen hätten. Er schloss seine Ausführungen mit der Hoffnung auf einen Neubeginn der Beziehung: »Wollen wir hoffen, daß es mit dem heutigen Tage, wenn nicht hergestellt, doch wieder eingeleitet ist.«¹⁵⁶ In den folgenden Jahren gewannen der *Severinusverein* und der *Frauen-Wohltätigkeitsverein* mit Kardinal Joseph Othmar Ritter von Rauscher (1797–1875), dem Nachfolger des Erzbischofs Vincenz Eduard Milde, einen mächtigen Verbündeten. Rauscher war im Gegensatz zu Milde sehr an der Etablierung eines katholischen Vereinswesens interessiert, das er als ein Bollwerk gegen revolutionäre Ideen betrachtete:

»Würden alle Katholiken, welche Katholiken sein und bleiben wollen, einmütig hervortreten und laut für die Wahrheit und Gerechtigkeit Zeugniß geben, so wäre in Österreich die Macht der feindlichen Bestrebungen mit einemmale gebrochen.«¹⁵⁷

Mit Antritt seines Ordinariats übernahm er die Schirmherrschaft über den *Severinusverein*, »da dieser Verein aus Männern besteht, welche erkannt haben, was dem Einzelnen und der Gesellschaft Noth thut, [...]«.¹⁵⁸ Obwohl der *Frauenverein für Arbeitsschulen* nicht als katholischer Verein gegründet wurde, war er 1853 ebenso bestrebt, seine Nähe zu Rauscher zu demonstrieren. Im Mai 1853 berichtete die Zeitung *Österreichischer Zuschauer* über das Treffen von Erzbischof Rauscher mit einer Delegation des Vereins:

»Die Frauen waren gerührt und entzückt über die Leutseligkeit und Herzengüte des hohen Kirchenfürsten, der fast eine Stunde in ihrem Kreis stand und sich um sämtliche Details der Armenpflege und der so segensreich wirkenden Arbeitsschulen dieses Vereins sorgfältigst erkundigte.«¹⁵⁹

Unter Rauscher kam es zu einer Vielzahl von katholischen Vereinsgründungen, die jedoch keine Massenwirkung erzielten. Ein Bereich, der Rauscher besonders wichtig war, war die katholische Mission. Er betonte die politische Notwendigkeit der Missionstätigkeit:

155 Die Gründerin des Josephstädter-Filialvereins, Anna Schulz, publizierte eine Geschichte des Vereins. Schulz, Anna: *Entstehen und Wirken des Marienvereins zur Heranbildung guter Hausmägde*, Wien: Selbstverlag 1861.

156 *Österreichischer Volksfreund*, 17.07.1852, S. 51f.

157 Wolfsgruber zitiert an dieser Stelle Rauscher ohne Quellenangabe. Wolfsgruber, Cölestin: *Carolina Auguste, die »Kaiserin-Mutter«*, Wien: Kirsch 1893, S. 349.

158 Wolfsgruber, Cölestin: *Joseph Othmar Cardinal Rauscher, Fürsterzbischof von Wien. Sein Leben und sein Wirken*, Wien: Herder 1888, S. 354.

159 *Der Österreichische Zuschauer*, 11.05.1853, S. 606.

»Aber die Unterstützung der Missionen ist nicht nur eine Pflicht der Nächstenliebe, sondern hat auch eine politische Seite, am allermeisten im türkischen Reiche.«¹⁶⁰

Die Verbreitung katholischer Vereine in den 1850er-Jahren, speziell die »Rettung« von Kindern aus sozial benachteiligten Verhältnissen durch bürgerliche Frauen, war lediglich eine von vielen Spielarten missionarischer Tätigkeit, die zu einem großen Teil von Frauen ausgeführt wurde. Die Historikerin Laura Wildenthal beschreibt eindrücklich, wie Frauen im Deutschen Reich sich ab den 1880er-Jahren auf Zivilisierungsmission begaben, um den deutschen Kolonialismus zu verwirklichen. In ihrem Sendungsbewusstsein unterschieden sie sich kaum von den Wiener Frauen der späten 1840er und 1850er Jahre. Unter dem Banner der kaiserlichen und katholischen Sendung versuchten auch sie, das »Proletariat« zu retten – und sich selbst.¹⁶¹

Mädchen aus Arbeiter:innenfamilien: Zielgruppe und Bildungsinhalte

Über den Umgang der in den Vereinen engagierten Frauen mit den Schülerinnen gibt es lediglich Hinweise aus den Berichten der Frauen selbst. Der *Frauen-Wohltätigkeitsverein*, der bis Ende der 1850er Jahre in Wien und Umgebung elf Arbeitsschulen für Mädchen einrichtete, hob hervor »wie glücklich sie [die Mädchen] sich schon dadurch fühlen, daß gebildete Frauen mit ihnen umgehen und für ihr Wohl besorgt sind.«¹⁶² Wichtig ist hier die Hervorhebung der Bildung der bürgerlichen Frauen in Abgrenzung zur Unwissenheit von Frauen, die einer Erwerbsarbeit nachgehen mussten.

Der *Frauenverein für Arbeitsschulen* verfolgte ähnliche Ziele wie der *Frauen-Wohltätigkeitsverein*:

»Die Arbeitsschule soll die Schülerinnen nützlich beschäftigen, und dieselben durch moralischen Einfluß zur Religiosität, Sittlichkeit, Geduld, Verträglichkeit, Fleiß, Sparsamkeit und Reinlichkeit führen. Der Zweck ist somit die Sittlichkeit, das Mittel hiezu die Arbeit.«¹⁶³

Die Gutsbesitzerin Gabriele von Neuwall, geb. Baumann (1824–1873), die gemeinsam mit Angelica Gräfin Vetter von Lilienberg, geb. von Liebenberg (1819–1881) für eine Schule in der Vorstadt Margareten verantwortlich war, berichtete, dass die Mädchen, die diese

160 C. Wolfsgruber: Rauscher, S. 355.

161 Wildenthal, Lora: *German women for empire, 1884–1945*, Durham: Duke University Press 2001. Wie Katharina Stornig in ihrer Studie zeigt, ließe sich die Liste kolonialer Bestrebungen unter dem Banner der Wohltätigkeit lange fortsetzen. Stornig, Katharina: *Spenden, Retten, Helfen. Das »ferne Kind« und die Transnationalisierung der Wohltätigkeit*, Göttingen: Wallstein 2024. Ein Beleg für die Mädchenbildung in katholischen Internaten, bei der die Formung des Mädchenkörpers durch Arbeit und Frömmigkeitserziehung im Zentrum stand, findet sich bei Kamphuis, Kirsten: *Girls' Bodies as a Site of Reform: The Roman Catholic Boarding Schools in Flores, Colonial Indonesia, c.1880s–1940s*, in: Daniel Gerster/Felicity Jensz (Hg.), *Global Perspectives on Boarding Schools in the Nineteenth and Twentieth Centuries*, Cham: Springer International Publishing 2022, S. 263–285.

162 Wiener Zeitung, 25.10.1850, S. 3230.

163 J. N. Reméle: *Arbeitsschulen*, S. 23.

Schule besuchten, bedeutende Fortschritte in Bezug auf ihre Sittlichkeit, ihren Fleiß, ihre Sauberkeit und ihre Geschicklichkeit in der Handarbeit gemacht hätten. Die Kinder würden das »Gepräge der Gesundheit und des Glücks« in sich tragen, wie Neuwall näher ausführte:

»Ich hebe diesen Punkt besonders hervor, weil mich beim Antritte der Leitung der Schule, die Verwahrlosung der Kinder, die fast nie oder nur selten gekämmten Haare, der gänzliche Mangel an Reinlichkeit der Kleider und des Körpers auf's unangenehmste berührte.«¹⁶⁴

Gabriele von Neuwall fuhr in ihrer Beobachtung fort und präzierte ihr Unbehagen:

»Die Köpfe vieler Mädchen waren in Folge dieser Vernachlässigung so krank und wund, daß es Überwindung kostete, mit ihnen zu verkehren.«¹⁶⁵

Die Frauen, die sich mit der Gründung und dem Betrieb von Arbeitsschulen beschäftigten, kamen – möglicherweise zum ersten Mal in ihrem Leben – mit den ärmlichen Lebensverhältnissen der Mehrheit der Menschen in den damaligen Wiener Vorstädten in Berührung.

Im Jahr 1854 forderte das Fürsterzbischöfliche Konsistorium die Anfertigung von Schulbesuchlisten der Wiener Arbeitsschulen: Blankoformulare wurden an die Ortspfarrer verschickt, damit diese sie an die Leiterinnen der Arbeitsschulen weitergaben. Auf der Vorderseite der standardisierten Liste wurden die Adresse, die Pfarrei, die Leiterin der Schule sowie die Lehrperson(en) eingetragen und die Anzahl der Unterrichtsstunden genannt. In vielen Fällen konnten Kinder im von der jeweiligen Leiterin einer Schule festgelegten Zeitraum zwischen 8 Uhr morgens und 18 Uhr abends kommen. Eine Schülerinnenliste aus dem Jahr 1854 gibt einen Überblick über den sozialen Hintergrund der Mädchen. Unter den von Gabriele von Neuwall betreuten Schülerinnen befanden sich Töchter von Schustern, Webern, Wäscherinnen, Tagelöhnern, Färber-, Uhrmacher- und Tischlergesellen sowie von Bedienerinnen und Hausknechten. Im Jahr 1854 besuchten 48 Schülerinnen die Arbeitsschule. Auch die Altersspanne überstieg die Vorgaben der Vereine: Das jüngste Mädchen, Johanna Ber, war fünf Jahre alt.

Die Schulen des *Frauenvereins für Arbeitsschulen* hatten Öffnungszeiten von zehn bis zwölf Uhr vormittags und von drei bis fünf Uhr nachmittags. Gabriele von Neuwall verlängerte jedoch die Nachmittagsstunden auf sechs Uhr und fügte der Schülerinnenliste den Vermerk hinzu, dass die Mädchen, die ihre Schulpflicht bereits erfüllt hatten, bereits um neun Uhr morgens in die Schule kommen durften.¹⁶⁶ Die Vorsteherin nahm auch jüdische Mädchen in die katholische Arbeitsschule auf, die Schülerinnenliste enthielt die

164 Ebd., S. 82.

165 Ebd.

166 DAW, Schulamtsakten 275/3/4d, Verzeichnis der Mädchen, welche die [...] weibliche Arbeitsschule des Frauenvereins für Arbeitsschulen besuchen, Hundsturm, Pfarre Margarethen.

Namen von vier Mädchen mit dem Vermerk »israelitisch«. ¹⁶⁷ Gabriele von Neuwall und ihre Mitstreiterinnen standen in ständigem Kontakt mit den Lehrpersonen, um das Betragen und die Frequenz des Schulbesuchs zu besprechen. Bei wiederholtem Fernbleiben wurden die Eltern zur Rechenschaft gezogen. Hier wird der Aspekt der Demütigung besonders erkennbar. ¹⁶⁸

»Die Mädchen besuchen gerne und fleißig unsere Schule, werden sie von den Eltern zu Hause zurückgehalten, so fließen häufige Thränen, wie dies die Mütter selbst eingestehen, wenn wir sie hierüber zur Rede stellen.« ¹⁶⁹

Die Erziehung der Mädchen ging Hand in Hand mit den Versuchen die Eltern zu disziplinieren. Die Frauen inszenierten sich als die kompetenteren Mütter und sahen es als ihre Mission an, die Mädchen der arbeitenden Klasse zu retten, wie folgendes Zitat verdeutlicht:

»Die Hauptaufgabe des Vereins ist es jedoch, wie überhaupt mit allen Armen, die unterstützt werden, so insbesondere in diesen Schulen auf den Geist und das Herz dieser armen Kinder im Sinne unserer heiligen Kirche belehrend, ermunternd und erhebend einzuwirken.« ¹⁷⁰

Nicht alle Eltern waren bereit, diese Behandlung zu akzeptieren. In der Schülerinnenliste einer vom *Frauenverein für Arbeitsschulen* gegründeten und beaufsichtigten Arbeitsschule in Wieden ist neben den Namen zweier Mädchen, der zehnjährigen Barbara Rössler und ihrer neunjährigen Schwester Eleonora, folgender Kommentar zu lesen: »Wegen einer Zurechtweisung der Mutter aus der Schule genommen.« ¹⁷¹

Bei den Hausbesuchen gingen die Frauen zu zweit von Wohnstätte zu Wohnstätte, um die häuslichen Verhältnisse zu erkunden. Im ersten Bericht des *Frauen-Wohltätigkeitsvereins* Leopoldstadt werden die Frauen als Retterinnen von Mädchen aus schwierigen Lebensverhältnissen beschrieben:

»Auch ergaben sich den untersuchenden Frauen nicht selten Fälle, wo besonders jüngere Mädchen, ohne Eltern und Verwandte in einer bedenklichen Unterkunft angetroffen, durch schleunige anderweitige Versorgung der Unsittlichkeit entrissen wurden, wobei die Frauen mehrmals auf heftigen Widerstand von seiten solcher lichtscheuer

167 Ebd. Eintrag 16.) Kathrin Bendler, 11 Jahre alt, Vater Metzger; Eintrag 49.) Breyner Franziska, 8 Jahre, Vater Hausierer; Horawetz Maria, 8 Jahre, Vater Knecht; und Schnürmacher Regine, 11 Jahre, Vater Hausierer.

168 Geremek, Bronislaw: *Poverty. A History*, Hoboken: Wiley-Blackwell 1991, S. 5f.

169 J. N. Reméle: *Arbeitsschulen*, S. 83.

170 *Frauen-Wohltätigkeitsverein für Wien und Umgebung: Zweiter Jahresbericht*, S. 14.

171 DAW, *Schulamtsakten 275/3/4h*, Verzeichnis der Mädchen, welche die [...] weibliche Arbeitsschule des Frauen Wohltätigkeitsvereines Wieden besuchen.

Beherberger gestoßen sind, aber durch feste Beharrlichkeit stets ihren Zweck erreichten.«¹⁷²

In einem Paragraphen der Vereinsstatuten wird die Notwendigkeit des Besuchs der Wohnstätten hervorgehoben:

»Paragraph 29. Es dürfen nur jene Kinder aufgenommen werden, deren Eltern so mittellos sind, daß sie durchaus kein Geld auf ihre Erziehung verwenden können. Diese Dürftigkeit muß von zwei Frauen untersucht und bestätigt werden.«¹⁷³

Geschichten der Transformation, ein wichtiger Vorgang im missionarischen Kontext, waren ein wesentliches Merkmal in den Berichten. Baronin Henriette Pereira-Arnstein und Eleonora Hoyer vom *Frauenverein für Arbeitsschulen* beschrieben die Veränderung von drei Mädchen, von denen eine sich bereits in Gefahr begeben hatte: »[...] letztere hatte bereits häufig ganze Nächte auf Tanzböden und in liederlicher Gesellschaft durchschwärmt.«¹⁷⁴

Die Frauen berichteten, dass die Mädchen ihre Eltern bessern würden, indem sie die Religiosität in die Familien zurückbrächten. Abends saßen sie gemeinsam mit ihren Familien und verrichteten Handarbeiten. Mit zahlreichen detaillierten Berichten über Mädchen, die durch die Beeinflussung ihres häuslichen Umfelds ihre weibliche Funktion erfüllten, wurde eine Geschichte der erfolgreichen Umsetzung erzieherischer Maßnahmen erzählt. Die Historikerin Linda Mahood berichtet in ihrer Analyse von »Kinderretterinnen« (*Lady Child-Savers*) in Schottland von der Erwartung der in den Schulen tätigen Frauen, dass sich ihr Bemühen auf die Familien vor Ort auswirken würde. Sie hofften, dass die Kinder nach der Anpassung an den Tugendstandard der karitativ tätigen Frauen sowie an die strenge Ordnung und Sauberkeit in den Schulen, mit dem Lebensstandard ihrer Familien unzufrieden werden und diesen verändern würden.¹⁷⁵

Die Berichte und die Umsetzung der Arbeitserziehung glichen sich in beiden Vereinen. Im Gegensatz zum *Frauen-Wohltätigkeitsverein* führte der *Frauenverein für Arbeitsschulen* eine Maßnahme ein, die auf das Erlernen von Sparsamkeit abzielte. Um den Mädchen den Umgang mit Geld beizubringen und sie zum Besuch der Arbeitsschule zu motivieren, zahlte der Verein den Mädchen kleine Geldbeträge für ihre Arbeit oder für die Teilnahme an einer karitativen Ausstellung von Handarbeitsprodukten. Jede Schule ermutigte die Mädchen außerdem, Sparbücher anzulegen. Im Jahr 1852 wiesen Baronin Pereira-Arnstein und Eleonora Hoyer auf ihren Erfolg bei diesem Unterfangen hin. Sie betonten, dass bereits 18 der 106 Mädchen, die ihre Schule besuchten, Sparbücher mit einem Gesamtbetrag von vierzig Gulden besaßen. Am Ende ihres Berichts für die Schule in Matzleinsdorf erklärte Iduna Laube, dass es vorkam, dass Eltern ihre Kinder aus der Schule nahmen, um an das meist mit ein paar Gulden gefüllte Sparbuch ihrer Kinder

172 Frauen-Wohltätigkeitsverein für Wien und Umgebung: Jubiläumsrückschau und Rechenschaftsbericht des Frauen-Wohltätigkeitsvereines für Wien und Umgebung 1908, Wien: Verlag des Vereines 1909, S. 18.

173 Jahresbericht des Frauen-Wohltätigkeits-Vereines für Wien und Umgebung, Wien 1855, S. 5.

174 J. N. Reméle: Arbeitsschulen, S. 86.

175 L. Mahood: Family Ties, S. 42–64, hier S. 58f.

zu gelangen. Ob dies tatsächlich der Fall war oder ob die Eltern auf Maßregelungen von Vereinsfrauen reagierten ist nicht belegt.¹⁷⁶

Ein weiterer Grund für das Verlassen der Schule war der Eintritt in den Dienst. In den Ausführungen der Schule des *Frauen-Wohltätigkeitsvereins* in der Pfarre Laimgrube sind einige der 88 Namen durchgestrichen, was einen Austritt aus der Schule bedeutete.

»36. Eith Aloisia, 13 Jahre katholisch, Vater Simotheus Eith, Tischlergeselle, Witwer, Windmühl Nr. 27, 28. August 1850, Kommt in eine Arbeit. Ausgetreten.

[...]

39. Madeski Anna, 13 Jahre katholisch, Vater Josef Madeski, Tischlergeselle, Mutter Elisabeth, Laimgrube Nr. 92, Ausgetreten, soll in eine Lehre kommen.

[...]

44. Strasser Mathilde, 11 Jahre katholisch, Vater Ludwig Sievers, Lohndiener [...] kommt in eine Lehre, ausgetreten.

[...]

49. Dolleck Karolina, 8 Jahre katholisch, Mutter: Antonia Dolleck, Schneiderswitwe [...] Wegen übler Aufführung ausgewiesen.

[...]

63. Maschke Johanna, 12 Jahre katholisch, Mutter Anna Maschke, Hebamme u. Witwe [...] in einen Dienst getreten.

[...]

74. Huber Anna, 11 Jahre, katholisch [...] ist in eine Lehre gekommen.

[...]

87. Emmerich Franziska, 15 Jahre, kath. Bildhauerswaise, Ziehtochter der Lehrerin des kath. Frauen Wohltätigkeits Vereines, Laimgrube Nr. 48; ist in einen Dienst getreten

[...]

88. Rabenbauer Hedwig, 15 Jahre katholisch; Mutter: Barbara Rabenbauer, Hausmeisterin, Witwe. Ist in einen Dienst getreten.«¹⁷⁷

Die Hofsatlers- und Wagenfabrikantenwitwe Anna Brandmayer, geb. Taglang (1773–1858), reichte als Leiterin der Arbeitsschule in der Rossau im Oktober 1854 die Schülerinnenliste ein.¹⁷⁸ Zu diesem Zeitpunkt besuchten 109 Mädchen im Alter von sechs bis vierzehn Jahren die Schule. Die Herkunft der Kinder zeigt die soziale Zusammensetzung des Pfarrbezirks. In der Rubrik »Name Stand Wohnort« wurden die Namen der Väter, selten der Mütter, angegeben. Die Schule wurde von Töchtern von Handwerkern (Gesellen und Meister), von Personen im Dienstleistungssektor (Hausmeister, Dienstpersonal, Wäscherinnen), in der Landwirtschaft/dem Baugewerbe (Tagelöhner), dem Textilgewerbe und von einem in der Verwaltung tätigen Kanzleidiener besucht. Wie detailliert über die Schülerinnen, auch hinsichtlich der Rubrik »Sittlichkeit«, berichtet wurde, variierte von Schule zu Schule.

176 J. N. Reméle: Arbeitsschulen, S. 86.

177 DAW: Verzeichnis der Mädchen, welche die [...] weibliche Arbeitsschule des katholischen Frauen Wohltätigkeits Vereines besuchen, Laimgrube, in, ed. Schulamtsakten 275/3/5b, Wien 1854.

178 DAW, Schulamtsakten 275/4/7e, Verzeichnis der Mädchen, welche die [...] weibliche Arbeitsschule des Frauen Wohltätigkeits-Vereines im Bezirke Rossau besuchen.

Beim Eintrag 87 über Franziska Emmerich wird erkennbar, wie sehr die Frauen in das Leben der Kinder eingriffen: Die Lehrerin der Schule, Barbara Hobelsberger, hatte das Kind bei sich zu Hause aufgenommen. Einige Kommentare deuten auf den Widerstand der Mädchen hin, sich der schulischen Disziplin zu fügen. Karoline Dolleck, ein achtjähriges Mädchen, dessen Mutter die Witwe eines Schneiders war, wurde wegen schlechten Benehmens von der Schule verwiesen. Ein anderes Mädchen wurde als »faul und ausgelassen«¹⁷⁹ beschrieben. Die Tatsache, dass ihre Pflegemutter eine unverheiratete Wäscherin war, wurde mit einem Ausrufezeichen hervorgehoben, so als ob Beruf und Familienstand bereits Immoralität suggerieren würden.¹⁸⁰ Das sogenannte Sittenzugnis, das von den öffentlichen Schulen, aber auch von den Arbeitsschulen ausgestellt wurde, war für die spätere Beschäftigung wichtig. Gemeinnützige Arbeitsschulen waren oft ein Sprungbrett für den Einstieg in ein Berufsleben, wie der Jahresbericht des *Frauenvereins für Arbeitsschulen* für das Jahr 1858 zeigt.

Dem Jahresbericht zufolge wurden führende Frauen des Vereins häufig von potenziellen Arbeitgeber:innen kontaktiert, die geeignetes Dienstpersonal suchten. Marie Fürstin Liechtenstein (1800–1884) zufolge konzentrierten sich diese Empfehlungen auf die »Diensttauglichkeit« der Mädchen, die trotz ihres jungen Alters ausgewählt wurden. Die Arbeit in den Fabriken stellte nicht nur eine Konkurrenz zur Arbeit im Dienst dar, sondern auch zu den Arbeitsschulen. Die Frauen erachteten es als notwendig, die Eltern von den Vorteilen des Besuches einer Arbeitsschule zu überzeugen, anstatt durch die Fabrikarbeit eine weitere Einkommensquelle für die Familie zu schaffen. Die kleinen Spenden, die die Kinder für ihre Arbeit erhielten und auf Sparbüchern ansparen durften, galten als Anreiz. Ein weiterer Anreiz war, dass die Kinder während des Schulbesuchs oft Essen erhielten. Zu Anlässen wie Weihnachten, Ostern oder anderen Festen wurden auch Kleidung, Schuhe und andere Güter verteilt. Im Jahresbericht wurde bedauernd darauf hingewiesen, dass Eltern ihre Töchter aus der Schule nahmen, um sie in Fabriken arbeiten zu lassen.

»Würden viele Vereinsschülerinnen nicht, durch größeren Verdienst in den Fabriken verlockt [sic], vorzeitig aus der Schule genommen, so wäre unser Verein im Stande bereits jetzt eine ganz schöne Zahl von brauchbaren, braven Dienstmädchen zu stellen, nach welchen das Verlangen immer lauter und das Bedürfnis immer fühlbarer wird.«¹⁸¹

Angesichts der geringen Entlohnung und der absoluten Abhängigkeit in einer Position als Dienstmagd entschieden sich viele junge Frauen für eine Arbeit in der Fabrik. In diesem Zusammenhang wies Johann Nepomuk Reméle (1808–1873), der Sekretär des *Frauenvereins für Arbeitsschulen*, auf die fehlende Umsetzung von Altersgrenzen bei Kinderarbeit in Fabriken hin. Würden keine Kinder unter zwölf Jahren in Fabriken aufgenom-

179 DAW: Verzeichnis der Mädchen, welche die [...] weibliche Arbeitsschule des katholischen Frauen Wohltätigkeits Vereines besuchen, Laimgrube (1854).

180 DAW, 275/3/5b, Laimgrube.

181 Bericht über die Wirksamkeit des unter dem Schutze der Erzherzogin Marie stehenden Frauenvereines für Arbeitsschulen seit der letzten Generalversammlung den 26. April 1857, Wien: Mechitharisten 1858, S. 4.

men, könnten aus den christlichen Mädchen die notwendigen Dienstmägde rekrutiert werden.

Ab den 1850er-Jahren wurden in den städtischen Zentren der Monarchie Knaben-Beschäftigungsanstalten ins Leben gerufen, die jedoch im Vergleich zu den entsprechenden Einrichtungen für Mädchen relativ gering an Zahl waren. In den 1840er und 1850er-Jahren forderten unter anderem Mediziner die Einrichtung von Arbeitsschulen für Knaben. Ein prominentes Beispiel ist der Wiener Kinderarzt Franz Seraph Hügel (1812–1876), der ein Kinderkrankeninstitut und eine Kinderkrippe auf der Wieden leitete. Er war der Ansicht, dass die Zeit außerhalb der Schule eine wesentliche Quelle für jugendliche Laster darstelle. Hügel argumentierte, dass nur durch die Schaffung von Knaben-Arbeitsschulen ein Schutz gegen diese Laster sowie die Arbeitsscheu der kommenden Generation gewährleistet werden könne.¹⁸²

Auch der Begründer des St. Anna Kinderspitals, Ludwig Wilhelm Mauthner von Mauthstein (1806–1858), äußerte in seiner Erziehungsschrift für Mütter Sorge um die Knaben. Er warnte vor dem »Laster«, dass sich durch zu viele Körperreizungen, wie Küsse, entwickeln könne.¹⁸³ Körperliche Betätigung sei wichtig, doch er riet von Handarbeiten ab, die zur Verweiblichung führen würden:

»Bei der ersten Erziehung des Knaben ist dagegen darauf zu sehen, daß er nicht zu weibisch werde; es geschieht vorzüglich durch das allzuhäufige Küsse fordern [...], durch die Beschäftigung mit weiblichen Arbeiten [...].«¹⁸⁴

Zu den Aktivitäten der frühen Knaben-Beschäftigungsanstalten ist wenig überliefert. Ein Zeitungsbericht über die Arbeitsschule in der Leopoldstadt gibt jedoch einen Eindruck von der Größenordnung solcher Schulen im Vergleich zu ähnlichen Einrichtungen für Mädchen. Im Jahr 1853 besuchten vierzig Schüler im Alter von acht bis dreizehn Jahren die Schule. Sie war von acht Uhr morgens bis sieben Uhr abends geöffnet, um eine Überwachung der Kinder während der Arbeitszeit der Eltern zu gewährleisten.

»Der Zweck dieses Unternehmens ist, jene Knaben, welche der Schule entwachsen und noch untauglich für die Lehre sind, dem Müßiggange zu entreißen, an Tätigkeit zu gewöhnen, sie für ihren künftigen Beruf vorzubereiten, und dadurch für die Gesellschaft nützliche und moralische Glieder heranzubilden.«¹⁸⁵

Ab den 1880er-Jahren gründeten Privatvereine zusätzlich zu diesen Einrichtungen Horte. Diese sollten, ähnlich wie Arbeitsschulen, bürgerliche Werte vermitteln und vor Müßiggang schützen.¹⁸⁶ Um 1900 wurden Horte vor allem im parteipolitischen Rahmen propagiert und gegründet. Die Zielsetzung, Kinder von Arbeiter:innen zu betreuen und

182 F. S. Hügel: Humanitäts-Anstalten, S. 115.

183 Mauthner, Ludwig Wilhelm: Kinder-Diätetik, eine Anleitung zur naturgemäßen Pflege und Erziehung des Kindes, Wien: Carl Gerold und Sohn 1853, S. 252.

184 Ebd., S. 263.

185 Die Presse, 21.01.1853, S. 6.

186 H. Engelbrecht: Geschichte Band 4, S. 142.

zu verköstigen, war insbesondere ein Anliegen der Sozialdemokratie, die christlich-soziale Stadtverwaltung in Wien forcierte die Unterbringung von Kindern in Horten.¹⁸⁷

Die Eröffnung einer Arbeitsschule für Mädchen bot Frauen in den urbanen Zentren der Habsburgermonarchie eine Einkommensquelle. Einige nutzten die Regelung um verdeckte Schneiderwerkstätten zu betreiben. Bischof Vincenz Eduard Mildes Bezeichnung der Arbeitsschulen als »Zwangsarbeits-Häuser« war vermutlich fallweise zutreffend, gleichzeitig schwingen in der Kritik des Klerikers die oft vorgebrachten Vorbehalte gegen Privatschulinhaber:innen mit, die nur zu ihrem Eigennutz handeln würden. Mit dem Reichsvolksschulgesetz von 1869 wurde die Unterrichtspflicht auf acht Jahre ausgedehnt und Handarbeiten mit Hauswirtschaft zu einem Pflichtfach für Mädchen.¹⁸⁸ Das Angebot an berufsbildenden Schulformen für Knaben wurde zwar erweitert, doch auch in diesem Bereich herrschten private Gründungen mit staatlicher Subventionierung vor.¹⁸⁹ Auch noch nach dem Zerfall der Habsburgermonarchie wurden Mädchen von Frauen in Arbeitsschulen unterrichtet.¹⁹⁰

Die Jubiläumspublikation zum 60-jährigen Bestehen des *Frauen-Wohltätigkeitsvereins* aus dem Jahr 1908 thematisiert das Reichsvolksschulgesetz als Wendepunkt für die Vereinsarbeit. In den auf das Gesetz folgenden zwanzig Jahren wurden neun der elf Schulen des Vereins geschlossen. Bis 1909 blieb nur noch eine Schule in Neulerchenfeld mit fünfzig Schülerinnen bestehen. Anlässlich des 25-jährigen Regierungsjubiläums von Kaiser Franz Joseph I. im Jahr 1873, wurde eine Delegation des *Frauen-Wohltätigkeitsvereins* zu einer Audienz in die Hofburg eingeladen. Bei dieser Gelegenheit soll der Kaiser die Frauen in ihrem Vorhaben, weiterhin Arbeitsschulen zu betreiben, bestärkt haben: »Die Frauen Wiens mögen in ihrem christlich-humanitären Wirken standhaft ausharren!«¹⁹¹ Diese Aussage verdeutlicht den Konflikt zwischen dem Liberalismus der 1860er und 1870er Jahre und der vom Wiener Hof unterstützten katholischen Richtung. Damit einhergehend wurde das Konzept von Arbeitsschulen nicht mehr als Allheilmittel gesehen, wie ein Ansuchen des Bezirksausschusses Leopoldstadt zeigt. Der Ausschuss beantragte 1876 die Umwidmung des Stiftungsvermögen von Elisabeth Radislovitsch, geb. Braun, das dem *Frauen-Wohltätigkeitsverein* für den Betrieb einer Arbeitsschule und einer Knaben-Beschäftigungsanstalt gewidmet war:

»Bekanntlich hat die Statthalterei das Ansuchen des Bezirkes Leopoldstadt wegen Verwendung der Braun-Radislovitsch-Stiftung, die für eine weibliche Arbeitsschule und für eine Knaben-Beschäftigungsanstalt gegründet wurde, zur Errichtung eines den Bedürfnissen der Neuzeit mehr entsprechenden Kindergartens abgelehnt.«¹⁹²

187 Ebd., S. 143f.

188 §3, Gesetz vom 14. Mai 1869, durch welches die Grundsätze des Unterrichtswesens bezüglich der Volksschulen festgestellt werden. RGBl. 62/1869.

189 H. Engelbrecht: Geschichte Band 4, S. 218–220.

190 Verordnungsblatt des Stadtschulrates für Wien, 1. Mai 1926, S. 51.

191 Frauen-Wohltätigkeitsverein für Wien und Umgebung: Jubiläumsrückschau, S. 28.

192 Morgen-Post, 04.02.1877, S. 2.

Viele der vom *Frauenverein für Arbeitsschulen* betriebenen Schulen wurden nach dem Ende der Monarchie weiter geführt.¹⁹³ Ein statistischer Rückblick aus dem Jahr 1891 auf die vierzigjährige Vereinstätigkeit verdeutlicht diese Entwicklung.

Abb. 20: Statistische Übersicht 1851–1890.

Statistische Nachweisung
über den Schulbesuch, die Anzahl der angefertigten Arbeiten,
und des für verkaufte Arbeiten erzielten Erlöses, seit dem
Bestehen des Vereines.

Jahr	Anzahl der Schülerinnen	Angefertigte Arbeiten Stück	Verdientes Geld		Jahr	Anzahl der Schülerinnen	Angefertigte Arbeiten Stück	Verdientes Geld	
			fl.	kr.				fl.	kr.
1851	960	9400	192	—	Transport	37589	447158	71239	62
1852	1243	10150	789	09	1872	1851	23119	5490	77
1853	1628	11917	1187	16	1873	1671	21048	5434	95
1854	1690	14881	2067	55	1874	1504	16209	4440	20
1855	1715	17089	2068	52	1875	1533	15466	3541	96
1856	1740	20322	2322	51	1876	1486	17658	3752	70
1857	1727	16799	2138	43	1877	1516	15731	3233	33
1858	1707	19199	2444	14	1878	1475	16563	3638	46
1859	1673	19010	2733	56	1879	1502	14335	3335	73
1860	1634	20301	3359	17	1880	1436	14533	3579	13
1861	1810	27058	3821	34	1881	1468	14422	2926	88
1862	1826	24190	4236	90	1882	1392	13486	2944	56
1863	1935	25732	4315	05	1883	1345	13652	2788	97
1864	1993	26445	4721	39	1884	1349	12812	2732	71
1865	2010	26133	4565	23	1885	1208	12234	2481	27
1866	1987	25568	4193	42	1886	1180	11039	2413	07 1/2
1867	2073	27137	4694	63	1887	1199	11824	2500	98 1/2
1868	1983	26407	4949	65	1888	1264	12924	2544	09
1869	2084	26990	5450	99	1889	1262	11909	2910	59
1870	2037	26432	5459	70	1890	1286	12535	2789	72
1871	2084	25990	5684	69					
Transport	37589	447158	71239	62	Summe	64566	728832	135109	70

Im Durchschnitt stellt sich der Schulbesuch auf 1614 Kinder;
angefertigt 18221 Arbeiten;
verdientes Geld 3377 fl. 74 kr.

Quelle: ÖNB, Druckschriften, Der Frauenverein für Arbeitsschulen in Wien 1851–1891, Wien 1891, S. 27.

Im Verhältnis zum rapiden Bevölkerungsanstieg Wiens waren die zahlenmäßig erfolgreichsten Jahre des Schulbesuchs die ersten beiden Jahrzehnte nach der Revolution. Ab dem Reichsvolksschulgesetz 1869 sank die Zahl der Schülerinnen langsam aber beständig. Der längere Bestand der Schulen des *Frauenvereins für Arbeitsschulen* ist vermutlich auf die Unterstützung des Vereins durch finanzkräftige Spender:innen zurückzu-

193 Verordnungsbblatt des Stadtschulrates für Wien, 01.05.1926, S. 51. In der Auflistung wird auch die Stiftungsschule Braun-Radislovitsch erwähnt.

führen. Außerdem wurde der Verein drei Jahrzehnte von Marie Fürstin Liechtenstein geleitet, die es verstand, Geldmittel zu akquirieren.

In den 40 Jahren seines Bestandes zählte der *Frauenverein für Arbeitsschulen* die Verfertigung von 728.832 Werkstücken. Diese Zahl soll den Fleiß der Schülerinnen, der im Verein engagierten Frauen und der Lehrerinnen untermauern und ihre rastlose Tätigkeit hervorheben. Hinter dieser Zahl verbirgt sich die gesellschaftliche Realität, dass sich die Mädchen in den Vereinsschulen den Vorstellungen wohlhabender Geber:innen anpassen mussten. Sie erlernten Fertigkeiten, ohne dass ihre Eltern dafür bezahlen mussten; gleichzeitig waren sie durch die milde Gabe umso mehr ausgeliefert. Wie aufmerksam und zugewandt, oder wie harsch und gewalttätig die Behandlung der Mädchen war, hing wohl davon ab, mit wem sie es in den Schulen zu tun hatten. Für einige mag die Vereinsschule mit ihrer Arbeitsvermittlung ein Rettungsanker gewesen sein, denn Mädchen aus armen Familien erhielten ohnehin nur einen rudimentären Volksschulunterricht und hatten keine Möglichkeit, eine Aus- oder Weiterbildung zu absolvieren. Der Unterricht in Arbeitsschulen zielte darauf ab, Kinder aus benachteiligten sozialen Schichten auf das Berufsleben vorzubereiten und ihnen bürgerliche Werte wie Sparsamkeit und Fleiß zu vermitteln. Das Anfertigen von Werkstücken, die sorgfältig gezählt wurden, bereitete die Mädchen darauf vor, Produkte in gleichbleibender Qualität herzustellen. Zudem trainierte es sie im Stillsitzen und im Befolgen von Anweisungen. Welche Spuren dieser Schulbesuch auch an den Körpern der Mädchen hinterlassen hat, kann nur erahnt werden.

Linda Mahood argumentiert, dass das Paradoxe an dem System der staatlich errichteten Industrieschulen in Schottland darin lag, dass die Arbeit in diesen Einrichtungen Frauen aus der Mittelschicht von ihren häuslichen Pflichten befreite. Sie verließen ihr eigenes Zuhause, um Mädchen aus proletarischen Familien davon zu überzeugen, häuslich zu sein.¹⁹⁴ Bemerkenswert für den Wiener Fall ist, dass die Vereinsschulen bereits bestehende Arbeitsschulinhaberinnen in das Vereinsnetz übernahmen und Arbeitsplätze für Handarbeitslehrerinnen schufen. Unklar ist jedoch, ob mit der Integration von Privatschulinhaberinnen auch deren Schülerinnen in das unentgeltliche System integriert wurden.

Adelige Frauen führten ihre wohlthätige Arbeit, die gemäß ihrer sozialen Herkunft von ihnen gefordert wurde, im Vereinskontext weiter. Sie verfügten qua ihrer sozialen Herkunft über ein Sendungsbewusstsein und arbeiteten, im Fall der Wiener *Gesellschaft adeliger Frauen*, zumindest in Wien in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, nicht eng mit dem katholischen Klerus zusammen. Für Frauen bürgerlicher Herkunft eröffnete das Engagement zur Gründung von Arbeitsschulen nach 1848 eine beispiellose Gelegenheit, sich gesellschaftlich einzubringen. Frauen, die sich in Vereinen engagierten, erhielten für ihre »Rettungsmissionen« öffentliche Anerkennung und die Möglichkeit, Einfluss zu nehmen und ihre Werte zu vermitteln. Viele von ihnen nutzten in späteren Jahren ihr Know-how, um weitere Vereine zu gründen.

In den 1860er-Jahren rückte die »Frauenfrage« mit dem Ruf nach Berufsbildungsmöglichkeiten für Mädchen der »Mittelschicht« in den Fokus der Aufmerksamkeit. Mit der Gründung des *Wiener Frauen-Erwerb-Vereins* im Jahr 1866 fokussierten sich Frauen

194 L. Mahood: *Family Ties*, S. 42–64, hier S. 59.

auf die Erwerbsausbildung von Mädchen aus bürgerlichen Kreisen. Iduna Laube, die sich 1866 als Vorsitzende des Gründungskomitees engagierte, konnte zu diesem Zeitpunkt bereits auf eine fünfzehnjährige Vereinstätigkeit im Ausschuss des *Frauenvereins für Arbeitsschulen* zurückblicken. Sie war zudem Vorsteherin der Arbeitsschul-Filiale Matzleinsdorf und Gründungsmitglied des *Evangelischen Frauenvereins Wien* (1860). Gabriele von Neuwall war zunächst im Ausschuss des Frauen-Erwerb-Vereins tätig, wurde 1867/68 Vize-Präsidentin und von 1869 bis 1872 Präsidentin. Seit 1851 war sie auch im Komitee des *Frauenvereins für Arbeitsschulen* aktiv und führte diese Arbeit parallel zu ihrer Tätigkeit im *Frauen-Erwerb-Verein* fort. Ähnlich verhielt es sich mit Mathilde von Lippitt (1826–1905), die viele Jahre in beiden Vereinen in unterschiedlichen Funktionen arbeitete und 1896 die *Frauenvereinigung für soziale Hilfstätigkeit* mitbegründete, die Arbeiterinnen Unterstützung zur Selbsthilfe bot. Helene von Hornbostel, die erste Präsidentin des Wiener Frauen-Erwerb-Vereins, war seit 1851 Mitglied des mit dem *Frauenverein für Arbeitsschulen* konkurrierenden *Frauen-Wohltätigkeitsvereins für Wien und Umgebung*. Insgesamt hatten vier der Frauen, die 1866 maßgeblich an der Gründung des Frauen-Erwerb-Vereins beteiligt waren, jahrelange Erfahrungen in der Vereinsarbeit.¹⁹⁵ Die Verwobenheit von Vereinskontext und Privatschulen zeigt sich auch in der Kooperation des *Wiener Frauen-Erwerb-Vereins* mit der privaten Handelslehranstalt für Mädchen von Marie Kühnel, geb. Illersberger (1828–1871), um die Aus- und Weiterbildung im kaufmännischen Bereich zu fördern.¹⁹⁶

195 W. Schütz: Positionierungen, S. 8–23, hier S. 8f.

196 Auch Antonie Machold (siehe Kapitel 1) besuchte den vom Frauenerwerb-Verein finanzierten Kurs im Jahr 1868. Wiener Frauen-Erwerb-Verein. Rechenschaftsbericht für das Jahr 1868, Wien: Selbstverlag 1869, S. 16.

7. Schluss

Seit der *Allgemeinen Schulordnung* von 1774 führten die Bemühungen um die Einrichtung eines standardisierten Bildungssystems zu Reformen, mit denen Kinder zu arbeitssamen, ihr Vaterland liebenden Untertanen (stets männlich) erzogen werden sollten. Der Großteil der Bevölkerung erhielt bis zur zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nur rudimentäre Kenntnisse. Für Knaben standen grundsätzlich Möglichkeiten der Aus- und Weiterbildung offen, doch gab es wiederholt politische Sanktionen, um soziale Mobilität einzudämmen bzw. zu verhindern. In Trivialschulen wurden oft mehr als 100 Kinder in einer Klasse unterrichtet, die Qualität des Unterrichts litt allein schon durch die Klassengröße. Die schlechte Bezahlung und Ausbildung von Lehrpersonen trug nicht zu einem positiven Unterrichtsklima bei. Die Besoldung des Lehrpersonals war in den Städten besser, wo auch Frauen in Mädchenschulen unterrichteten. Die staatlich forcierte Standardisierung des Unterrichts und die Erweiterung des Methodenrepertoires erfolgten schrittweise. Lehrer, die an Trivialschulen unterrichteten, erhielten kaum die nötige Qualifikation dafür, wohingegen Männer, die Privatschulen für Knaben eröffnen wollten, einen Hochschulabschluss vorweisen mussten. Ebenso wie ihre männlichen Kollegen, die in der Primarstufe unterrichteten, erhielten Frauen erst ab dem Reichsvolksschulgesetz von 1869 eine fundierte Vorbereitung für den Beruf der Lehrerin.

Bis 1869 galt das Prinzip der Trennung nach Geschlecht, sozialer Herkunft und Religion. Mädchen mussten im Klassenzimmer von Knaben getrennt und im Idealfall – was nur im städtischen Umfeld umgesetzt wurde – in separaten Schulen unterrichtet werden. Kinder aus sozial benachteiligten Verhältnissen hatten in der Regel nur äußerst eingeschränkten Zugang zu formaler Bildung – insbesondere Mädchen. In Handwerkerfamilien und im Kleingewerbe eigneten sich Kinder durch Mitarbeit von klein auf Fähigkeiten und Fertigkeiten für ihre spätere Erwerbstätigkeit an, dasselbe gilt für bäuerliche Betriebe. Töchter aus bürgerlichen und adeligen Kreisen sollten vor allem auf ihre »natürliche Bestimmung« vorbereitet werden. Die Lehrpläne privater Mädchenschulen legten den Schwerpunkt auf Fähigkeiten, die als Vorbereitung für das spätere Eheleben dienten. Dazu zählten Kenntnisse, die der gesellschaftlichen Repräsentation dienten, wie das Musizieren – insbesondere das Spielen des Fortepianos –, das Tanzen und Fran-

zösischenkenntnisse. Ab etwa 1800 ergänzten Fächer wie Geschichte und Geografie den entstehenden Fächerkanon des Unterrichts von Mädchen aus wohlhabenden Kreisen.

Der Handarbeitsunterricht wurde für Mädchen aller sozialen Gruppen als notwendig und wichtig erachtet. Die Vermittlung der Kenntnisse erfolgte durch Frauen, die damit ihr Geld verdienten. Manche Frauen nutzten diese staatlich sanktionierte Förderung des Handarbeitsunterrichts, um regelrechte Schneidereien zu etablieren, was ihnen bis zur Gewerbeordnung von 1859 eigentlich nicht erlaubt war. In Bezug auf die große Bandbreite der Handarbeitstechniken bestand die Sorge, dass Frauen durch zu viel Können dazu verleitet werden könnten, sich selbstständig zu machen. Gleichzeitig sollten Frauen durch diese Kenntnisse in die Lage versetzt werden, sich in ökonomisch schwierigen Lagen selbst zu versorgen.

Frauen waren zwar in allen Bereichen des Wirtschaftslebens vertreten, sie waren dabei jedoch oft auf Ausnahmeregelungen angewiesen. Statt die Berufsausbildung zu erweitern, wie bereits um 1800 gefordert, waren die Bildungsmöglichkeiten für Frauen auf Bereiche beschränkt, die mit den Vorstellungen von der »natürlichen« Wesensart der Frau vereinbar waren. Im Gegensatz zur Arbeit in der Textilbranche war das Unterrichten – je nach Schultyp – ein Bereich, wo viele Frauen unter dem Hinweis auf ihre mütterliche »Bestimmung« einer Erwerbsarbeit nachgingen. Dieser Trend setzte sich auch nach der Einführung des *Reichsvolksschulgesetzes* 1869 fort, wie folgender Kommentar über die Stellung der Lehrerin beschreibt:

»In der That ist sie eine eigenartige Erscheinung der Gegenwart, eine Errungenschaft unserer Tage. Das Weib als öffentlicher Lehrer für Mädchen und Knaben! Wie viele schüttelten da den Kopf und bekreuzigten sich förmlich, ohne zu erwägen, daß, wenn dem Weibe die hohe Aufgabe der Mutterschaft, die erste grundlegende Unterweisung des Kindes, seit Menschengedenken zuerkannt blieb, wenn man ihm die wichtige Aufgabe privater Erziehung und Bildung in den besten Kreisen unbedenklich anvertraute, – seine Verwendung in der Volksschule kein unerhörtes Wagnis sein könne. [...] Die Lehrerin hat jedoch ihren Platz in der Volksschule erobert und behauptet, sie darf sich mit dem männlichen Berufsgenossen an Begabung, Ehrgeiz und Streben kecklich messen; sie ist ihm nicht gar selten an gesellschaftlicher Bildung überlegen, da die meisten Lehrerinnen nicht nur Stadtkinder sind, sondern auch aus erlesenen Kreisen stammen [...].«¹

Die folgende Geschichte einer Mädchenschule, die als Lehr- und Erziehungsinstitut geführt wurde, spiegelt die politischen, sozialen und kulturellen Gegebenheiten und Transformationen des Untersuchungszeitraums wider. Über die konkreten Inhalte und den Unterricht an dieser Schule sind kaum Quellen überliefert. Aktenkundig wurde die Bildungseinrichtung vor allem im Zusammenhang mit Befürchtungen vor und tatsächlich erfolgten Grenzüberschreitungen. Die beschriebenen Fälle veranschaulichen die ausgelieferte Situation der Schülerinnen, die Handlungsmöglichkeiten und -beschränkungen der Schulleiterinnen sowie die Argumentationsstrategien der Behörden.

1 Krones, Franz Xaver: Die Volksschule Österreichs von Einst und Jetzt, Wien: Pichler 1889, S. 25f.

7.1 Die Geschichte einer Mädchenschule über acht Jahrzehnte

Das Civil-Mädchen-Pensionat 1787

Im Jänner 1786 richtete Thérèse Luzac, geborene Chaplain, ein Schreiben an Kaiser Joseph II., in dem sie um die Erlaubnis bat, in Wien ein Internat für zwölf Mädchen eröffnen zu dürfen. Für die Gehälter des Lehrpersonals sollte die kaiserliche Regierung aufkommen. Luzac argumentierte, dass zwar viel für die Ausbildung von Männern getan werde, aber auch Frauen aufgrund ihrer Rolle als »Hälfte«, Helferin und Freundin des Ehemanns, Unterricht verdienen.² Bereits im Jahr 1775 wurde in Wien ein Institut zur Ausbildung von Offizierstöchtern eröffnet, das Mädchen zu Erzieherinnen ausbildete.³ Joseph II. war von Thérèse Luzacs Idee eingenommen. Er wollte die Erziehung durch französische Hauslehrer bzw. Hofmeisterinnen (Gouvernanten) ebenso eindämmen wie die Rolle katholischer Nonnen in der Mädchenerziehung. Anstatt Luzac die Erlaubnis zur Eröffnung eines eigenen Instituts zu erteilen, veränderte der Kaiser diesen Plan im Einvernehmen mit dem Leiter der Vereinigten Hofstelle und Obersten Kanzler, Leopold Wilhelm Graf Kolowrat-Krakowsky (1727–1809) sowie Beamten der Studienhofkommission. Luzac erhielt die Möglichkeit, die Leitung dieses nunmehr als Lehrerinnenbildungsinstitut für Beamtentöchter geplanten Internats zu übernehmen, das später den Namen *Civil-Mädchen-Pensionat* tragen sollte. Das Institut wurde vorerst im Klostergebäude der Ursulinen auf der Seilerstätte im Wiener Zentrum untergebracht. Um die Nonnen in ihrem Tagesablauf nicht zu stören und wohl auch um ihren Einfluss zu verringern, wurde die Schule mit einem eigenen Eingang versehen. In der Anfangszeit des Pensionats verpflichteten sich die Schülerinnen nach erfolgreicher Absolvierung mindestens sechs Jahre lang an öffentlichen Mädchenschulen zu unterrichten, von denen es einige wenige in urbanen Zentren gab.⁴

Joseph II. machte Luzac im Gegenzug für die Übernahme der Leitung einige Zugeständnisse. Graf Kolowrat hatte für die Stelle der stellvertretenden Leitung eine Absolventin des Offizierstöchtereinstituts vorgesehen. Doch Luzac wählte stattdessen eine »gewisse Offizierswitwe von Linde«⁵ und rechtfertigte ihre Wahl damit, dass ihr der Kaiser die Zusage gegeben habe, diese Wahl treffen zu dürfen. Auch in anderen Belangen herrschte Uneinigkeit über die Rahmenbedingungen und Bildungsinhalte des Instituts. Luzac veranschlagte die Zeit von sechs Uhr früh bis Viertel vor acht (Unterrichtsbeginn) dafür, dass die Kinder ihr Morgengebet verrichten und sich »waschen, kämmen, aufputzen und anziehen«⁶ sollten. Graf Kolowrat hingegen befand eine Stunde für diese Tätigkeiten als völlig ausreichend. Neben den Elementargegenständen Religion, Le-

2 ÖStA, AVA, Unterricht, StHK, Teil 1, A 104 Fasz. 83, Therese Luzac an Kaiser Joseph II., Wien am 29.01.1786.

3 Das Offizierstochter-Institut übersiedelte 1786 von seinem ursprünglichen Standort in St. Pölten in ein eigenes Gebäude in die damalige Vorstadt Hernals. M. Friedrich: *Mädchenerziehung*, S. 71–74.

4 Branky, Franz: *Das k. k. Civil-Mädchen-Pensionat in Wien. Eine Denkschrift zur Säcularfeier der im Jahre 1786 vom Kaiser Josef II. zur Heranbildung von Lehrerinnen und Erzieherinnen gegründeten Bildungsstätte*, Wien: Selbstverlag des k. k. Civil-Mädchen-Pensionats 1886, S. 18.

5 ÖStA, AVA, Unterricht, StHK Teil 1 A 104 Fasz 83.

6 Ebd.

sen, Schreiben und Rechnen wurde Französisch, Geografie und Geschichte unterrichtet sowie »feine« Handarbeiten gelehrt, die letzten drei Fächer unterrichtete Luzac selbst. Ihr Plan, Musik und Tanzen unterrichten zu lassen, wurde von Joseph II. abgelehnt. Die Mädchen sollten dennoch genug Zeit haben »sich auszuschlagen [auszutoben, Anm. WS], sich zu erlustigen, auch frische Luft zu schöpfen«. ⁷

Der Kaiser wählte vierundzwanzig Töchter von verdienten Beamten aus. Bei der Planung des Internats wurde die Unterrichtsweise nicht näher definiert, sodass die jeweilige Leitung Gestaltungsspielraum hatte. Thérèse Luzac ermutigte ihre Schülerinnen, sich klar auszudrücken und wissbegierig zu sein. Diese Ausdrucksformen nutzten die Schülerinnen des Instituts im Jahr 1789, um gegen die Entlassung von Luzac anzukämpfen. Sie verteidigten sie schriftlich in einer Petition an Kaiser Joseph II. gegen nicht näher definierte Anschuldigungen einiger Eltern. ⁸ Diese Petition blieb allerdings erfolglos und wurde nach dem Tod von Joseph II. im Februar 1790 nicht weiterverfolgt. ⁹

Einer der Lehrer, der von Anfang an am *Civil-Mädchen-Pensionat* unterrichtete, war Johann Klement (auch Clement). Möglicherweise inspiriert von dessen Arbeit, eröffnete seine Frau Anna Maria, geb. Schwarz (1753–1813) im Jahr 1789 eine private Mädchen-Lehr- und Erziehungsanstalt am Neuen Markt, wo ihr Mann zusätzlich zu seiner Tätigkeit am *Civil-Mädchen-Pensionat* unterrichtete. ¹⁰ Unter Luzacs Leitung hatte Johann Klement den Zöglingen des Civil-Mädchen-Pensionats unentgeltlichen Unterricht im Zeichnen gegeben. Die Nachfolgerin Luzacs, Barbara Zéhé, geb. von Selliers, die zuvor das Offiziers-töchterinstitut geleitet hatte, verbot den Kindern jede Beschäftigung, die nicht mit dem Unterricht zusammenhing, und deshalb wurde auch der Zeichenunterricht eingestellt. Ein späterer Lehrer des Pensionats, der die Festschrift zum hundertjährigen Bestand verfasste, beschreibt Zéhés Maßnahmen folgendermaßen:

»Das laute verständliche Antworten bei dem Unterrichte habe sie den Zöglingen als eine Unanständigkeit dargestellt, den Wetteifer als Ehrgeiz getadelt, den Stand einer öffentlichen Lehrerin verächtlich gemacht, so dass es im Pensionat bald zwei Parteien gab, die der künftigen Lehrerinnen und die der Gouvernanten.« ¹¹

7 ÖStA, AVA, Unterricht StHK Teil 1 A 104 Fasz 83, Note von Kaiser Joseph II, Wien am 12.01.1787.

8 M. Lauggas: Mädchenbildung, S. 162. Möglicherweise hatte der Ausbruch der französischen Revolution und Luzacs entfernte Verbindungen zur anti-monarchischen Fraktion am französischen Hof mit der Absetzung zu tun, die Johann Anton Graf Perggen (1725–1814) vorantrieb. Luzacs Mutter war mit einem Leibarzt von Louis I., Herzog von Orléans (1703–1752) verheiratet gewesen. Nach dessen Tod zog sie mit ihrer Familie nach Wien. Diese Verbindung zum französischen Hof ist relevant, da Louis Philippe II. (1747–1793), Herzog von Orléans, der Enkel von Louis I., als Agitator gegen das Königspaar eine bedeutende Rolle in den politischen Unruhen spielte, die im Herbst 1789 zum Sturm auf die Bastille führten. F. Branky: *Civil-Mädchen-Pensionat*, S. 1.

9 Luzac musste möglicherweise im Zuge der von Graf Perggen konzertierten Ausweisung französischer Erzieher:innen ab März 1783 Wien verlassen. Siehe Schembor, Friedrich Wilhelm: Franzosen in Wien. Einwanderer und Besatzer. Französische Revolution und napoleonische Besatzung in den österreichischen Polizeiakten, Bochum: Winkler 2012, S. 111–113.

10 Siehe Kapitel 7.

11 F. Branky: *Civil-Mädchen-Pensionat*, S. 52.

Abb. 21: Die Schule der Anna Maria Klement befand sich am Neuen Markt. Carl Schütz, *Der Neumarkt / Le Marché neuf* (1. Etat), 1798.



Quelle: Wien Museum Inv.-Nr. 14491 (<https://sammlung.wienmuseum.at/objekt/77630/>)

Thérèse Luzac dürfte nach ihrer Kündigung, Anfang der 1790er Jahre, schließlich ihr Projekt einer Privatschule verwirklicht haben. Sie begründete diesen Schritt damit, dass sie gerne unterrichte und es ihr unmöglich wäre, auf diese Art von Tätigkeit zu verzichten.¹² Wenn nicht familiär die entsprechenden Voraussetzungen vorhanden waren, standen einer Frau ihrer sozialen Herkunft kaum andere Erwerbsmöglichkeiten offen. Wie viele Institutsinhaber:innen spielte sie den ökonomischen Nutzen, den der Betrieb einer Schule mit sich brachte, herunter. Luzac veröffentlichte einen Abriss ihrer Ideen, in dem sie ihre pädagogische Herangehensweise begründete. Sie betonte wiederholt ihre langjährige Erfahrung im Bildungsbereich und unterstrich, dass die sechzig Schülerinnen, die sie bisher unterrichtet hatte und die jeweils mindestens zwei Jahre in ihrer Obhut gewesen waren, den Erfolg ihrer Erziehungsmethode belegen würden.¹³ Luzac vertrat im Geiste Jean-Jacques Rousseaus die Auffassung, dass Kinder so erzogen und gebildet werden sollten, dass sie alles aus eigener Motivation heraus taten. Die Lehrperson müsse den Zögling in wohlregulierter Freiheit führen.¹⁴ Luzac ging besonders auf ihren Unterricht in den Fächern Geschichte und Geografie ein, bei dem die Kinder nicht seufzen würden, »Oh Gott! Geografie!«¹⁵ Anstatt alle deutschen Städte trocken zu wiederholen, sollte das Erdkunde-Erlernen so spannend sein wie eine Reise. Ähnlich ging die Lehrerin

12 Luzac, Thérèse: *Idées Générales sur L'éducation, pour fervir de Plan à un établissement que je veux former pour élever quelques jeunes Demoiselles*, Wien 1793, S. 1.

13 Ebd., S. 6.

14 Ebd., S. 5. Zu Rousseaus *Émile* siehe Kapitel 2.

15 Original: »Elles ne diront pas: a Dieu! la Géographie!« Ebd., S. 19.

an das Fach Geschichte heran. Sie erzählte, wie ihre Schülerinnen im Gesellschaftsraum des Instituts eine Collage aus Zetteln mit historischen Ereignissen erstellt hatten. Offensichtlich lud der Ausstellungsort sie dazu ein, diese Notizen in ihrer Freizeit zu studieren. Zeitgemäß war auch Thérèse Luzacs Hervorhebung des Wertes von praktischem Wissen. Dazu gehörten die Pflege von Pflanzen am Institut. Als jährliches Schulgeld veranschlagte Luzac 400 Gulden.¹⁶

Mehrere Ebenen der Aneignung sind mit der Geschichte des *Civil-Mädchen-Pensionats* verbunden – einer der ersten weltlichen Mädchenschulen im neuen Bildungssystem unter staatlicher Aufsicht. Die Gründung der Schule wurde Kaiser Joseph II. zugeschrieben und die Rolle von Thérèse Luzac unsichtbar gemacht.¹⁷ Wie so oft bei der Suche nach biografischen Informationen über Frauen, lassen sich nicht einmal die Lebensdaten von Luzac eruieren. Luzac ist ein Beispiel dafür, wie sich Frauen um 1800 die Vorstellung von der Vorbereitung auf die Rolle der Mutter als Wissensvermittlerin und Gefährtin des Ehemannes aneigneten, um im Bildungsbereich aktiv zu werden. Zudem eröffnete die Ablehnung Josephs II. gegenüber der Lehrtätigkeit von Nonnen Möglichkeiten für Töchter aus bürgerlichen und fallweise auch adeligen Familien. Sie konnten nach einer Ausbildung zur Lehrerin an staatlichen Mädchenschulen in urbanen Zentren der Habsburgermonarchie unterrichten. Es wurden aber kaum finanzielle Mittel für den Ausbau der Mädchenbildung bereitgestellt, weshalb Privatunternehmer:innen in diesem Bereich tätig wurden. Im Jahr 1789 wurde eines der ersten privaten Mädcheninternate im Rahmen des staatlich regulierten Systems eröffnet. Ausgangspunkt dieser Schule war, wie erwähnt, vermutlich die Lehrtätigkeit von Johann Klement am *Civil-Mädchen-Pensionat*. Anna Maria Klement führte ihr Mädcheninternat, über das nur wenige Quellen vorhanden sind, 25 Jahre lang.

Die Übertragung der Leitung von Mädchenschulen an Frauen

Im Jahr 1803 eröffnete der aus Patschak (vermutlich das heutige Stary Paczków) in Preußisch-Schlesien gebürtige 35-jährige Anton Schreibers eine »Kost- und Erziehungsanstalt«¹⁸ für Mädchen am Franziskanerplatz in Wien. Ein Jahr zuvor hatte der Lehrer die Gouvernante Apolonia Planer geheiratet.¹⁹ In der Anstalt wurde neben den Hauptfächern Religion, Lesen, Schreiben und Rechnen, Unterricht in französischer Sprache sowie im Zeichnen, Tanzen und in verschiedenen Gattungen von Handarbeiten für Mädchen aus gut situierten Familien angeboten.²⁰

Im Jahr 1808 erhob Gräfin Locatelli, die Mutter einer achtjährigen Schülerin, gegenüber dem Polizeioberdirektor Erhard Ritter von Ley (1753–1828) schwerwiegende Vor-

16 Im Vergleich dazu betrug das Gehalt von Wolfgang Amadeus Mozart als Hofkomponist ab 1787 800 Gulden pro Jahr. Deutsch, Otto Erich: *Austrian Currency Values and Their Purchasing Power (1725–1934)*, in: *Music & Letters* 15/3 (1934), S. 236–238. Das Institut Heeger, wo das Ehepaar Mozart einen ihrer Söhne unterrichten ließ, hob die gleiche Gebühr ein. Für Informationen zum Institut Heeger siehe Kapitel 3.

17 M. Lauggas: *Mädchenbildung*, S. 163.

18 *Wiener Zeitung*, 06.06.1804, S. 2247f.

19 *TM St. Michael*, 13.07.1802: Schreibers Anton Schullehrer und Apolonia Planer, Guvernant [sic].

20 *Wiener Zeitung*, 06.06.1804, S. 2247f.

würfe gegen den Institutsinhaber. Laut Aussage ihrer Tochter soll Schreibers sie auf ein Bett gelegt und sexuelle Handlungen an ihr vorgenommen haben. Das Mädchen hatte geschrien, woraufhin die Köchin das Zimmer aufgesucht hatte. Die Eltern des achtjährigen Kindes drängten auf Geheimhaltung der Vorkommnisse. Die Polizeihofstelle plante mit Verweis auf die bisherige positive Reputation der Schule und der Eheleute Schreibers die geheime Befragung einiger Eltern, konfrontierte den Schulinhaber jedoch nicht direkt. Der Vater des Mädchens, Joseph Graf Locatelli, wurde unter Beobachtung gestellt, um mehr über die Familie in Erfahrung zu bringen. Da ein Verbleib der Tochter in der Schule für die Eltern nicht in Frage kam und ihre finanziellen Möglichkeiten beschränkt waren, baten sie um einen finanzierten Schulplatz im Ursulinenkloster. Am 25. August erging ein Schreiben des Kaisers an die Polizeihofstelle, in dem er Auskunft darüber forderte, ob die Eheleute finanzielle Hilfe bezüglich eines Schulplatzes für ihre Tochter benötigten. Während der Schülerin im ersten Bericht über den Vorfall noch Glauben geschenkt wurde und davon die Rede war, dass der Institutsinhaber »an derselben schändliche alles Gefühl für Sittlichkeit beleidigende[n] Versuche«²¹ verübte, änderte sich die Wortwahl im nächsten Bericht. Die Tat wurde nun lediglich als nicht ausgeführtes »Vorhaben« bezeichnet, möglicherweise, weil es nicht zu einer Vergewaltigung gekommen war. Diese Veränderung ist im Text erkennbar, da eine Formulierung durchgestrichen und durch eine Relativierung ersetzt wurde. Die Auskunft »über die von dem Privatlehrer Schreibers *unternommene unsittliche Handlung* mit der 8-jährigen Tochter des Grafen Locatelli *vorgehabte unsittliche Handlung* [Hervorhebungen WS] und über die Bitte desselben daß die Tochter in eine öffentliche Erziehungs Anstalt unentgeltlich untergebracht werden möchte sind Sr. M. [Seiner Majestät] vorgelegt worden.«²²

Im September 1808 wurde Polizeioberdirektor Ley von Hofrat Joseph Ritter von Schüller (1766/68–1820) abgelöst und der Fall ad acta gelegt. Schreibers wurde 1811 im Taufmatrikoneintrag des dritten Kindes des Paares weiterhin als »Institutsinhaber«²³ bezeichnet. Im selben Jahr übersiedelte das Institut auf die Wollzeile.²⁴ 1824 inserierte Anton Schreibers, dass er Knaben »in Kost« aufnahm, woraus sich schließen lässt, dass er keine Befugnis mehr zur Leitung einer Mädchenschule besaß.²⁵ Obwohl der Fall keine Konsequenzen für den Täter nach sich zog, spielte er vermutlich bei der Entscheidungsfindung in einem anderen Fall eine Rolle, die für Frauen als Schulinhaberinnen von großer Bedeutung war.

Die im Jahr 1789 von Anna Maria Klement eröffnete Mädchen-Lehr und Erziehungsanstalt wurde im Jahr 1800 von 50 Mädchen besucht.²⁶ Als die Institutsleiterin einige Jahre später schwer erkrankte, übertrug sie dem Lehrer Mathias Swoboda (1784–1832) die Verantwortung für die Verwaltung und die pädagogischen Angelegenheiten. Swobo-

21 ÖStA, AVA, PHSt 776/a.1808, Schreibers, Inhaber einer Mädchenschule – angebliches Sittlichkeitsdelikt (Wortlaut im Archivverzeichnis).

22 Ebd.

23 TM St. Stephan, 16.06.1811: Schreibers Eduard.

24 Wiener Zeitung, 04.05.1811, S. 1747.

25 Wiener Zeitung, 05.10.1824, S. 396.

26 Geusau, Anton Reichsritter v. Geschichte der Stiftungen, Erziehungs- und Unterrichtsanstalten in Wien, Wien: Eigenverlag 1803, S. 459.

da unterrichtete auch als Professor an der Orientalischen Akademie.²⁷ Er hatte bereits sechs Jahre lang am Klement-Institut gearbeitet und leitete zum Zeitpunkt des Todes der Institutsinhaberin im Jahr 1813 die Schule. Swoboda erhielt die Schulutensilien und Möbel, darunter zwei Fortepianos, ein weiteres erbt eine Schülerin.²⁸ Als er um die Erlaubnis bat, die Schulleitung offiziell übernehmen zu dürfen, forderte Kaiser Franz zunächst nähere Informationen:

»[...] 1tens ob bisher einem Manne die Errichtung und Führung einer Mädchen- Schul- und Erziehungs-Anstalt gestattet worden sey. 2tens ob es rätlich und anständig sey, eine solche Anstalt einem ledigen Manne, der sich weiblicher Gehilfinnen bedient, zu gestatten.«²⁹

Da Swoboda unverheiratet war, wurde ihm geraten, zusätzlich zu den am Institut anwesenden Gouvernanten eine Frau zur Beaufsichtigung der Schülerinnen an die Schule zu holen. Die in der Nachbarschaft lebende Offizierswitwe Marianne von Ostoich (1774–1844) erklärte sich bereit, diese Rolle zu übernehmen. Swoboda strebte weiterhin die offizielle Leitung an, trat gegenüber den Behörden und den Eltern ab diesem Zeitpunkt jedoch mit Ostoich als Leitungsteam auf, wie aus einem Brief einer Schülerin hervorgeht. Die fünfzehnjährige Marie Gräfin Lamberg (1799–1820) schrieb im April 1814:

»Liebe, gute Mutter!

Unsere Prüfung wird den 5. May seyn. Es ist mir zwar jedesmahl, so oft Sie kommen, unendlich lieb, doch jetzt kenne ich keinen heißeren Wunsch als den, Ihnen durch meine bey der Prüfung bewiesenen Fortschritte in den Wissenschaften Freude zu machen. Ich bitte Sie also, liebe Mutter, die Gnade zu haben, und, wenn es Ihre Geschäfte erlauben, mit der Schwester herauf zu kommen. Ihr Beyfall wird mich nur noch mehr aneifern recht fleißig zu seyn. Ich bitte Sie, liebe Mutter, von mir und von Rudolph der lieben Großmutter, Onkeln und Tanten einen Handkuß auszurichten, die Schwester und die Cousinen küssen wir herzlich. Indem wir Ihnen mit kindlicher Liebe und Ehrfurcht die Hände küssen, bin ich Ihre gehorsame Tochter Marie

Wien den 25. April 1814

Von Herrn von Swoboda und Frau von Ostoich eine Empfehlung.«³⁰

-
- 27 Petritsch, Ernst Dieter: Erziehung in guten Sitten, Andacht und Gehorsam. Die 1754 gegründete Orientalische Akademie in Wien, in: Martin Scheutz/Marlene Kurz/Thomas Winkelbauer/Karl Vocelka (Hg.), *Das Osmanische Reich und die Habsburgermonarchie*, Wien/Köln/Weimar: Böhlau 2005, S. 491–502.
- 28 WStLA G 106–8/32: A1/909 Schachtel 1181, Verlassenschaftsakt Anna Maria Klement.
- 29 ÖStA, AVA, Unterricht, StHK, Teil 2, 534, 13B2 Niederösterreich/Wien, Mathias Swoboda, Bericht an Kaiser Franz vom Präsidenten der Studienhofkommission Alois Graf Ugarte (auch Alois Graf von und zu Ugarte) am 10.11.1814.
- 30 NÖLA, FA Lamberg, K490, Brief von Marie Gräfin Lamberg an ihre Mutter Barbara Gräfin Lamberg, Wien am 25.04.1814.

Ein Brief ihrer Mutter, Barbara Gräfin Lamberg, zeigt, dass diese mit den Fortschritten »in den Wissenschaften«³¹ zufrieden war, doch kritisierte, dass ihre Tochter ohne ihr Wissen Verwandten Besuche abgestattet hatte. Sie bemängelte außerdem, dass Mädchen ohne weibliche Aufsichtsperson von einem männlichen Englischlehrer allein unterrichtet wurden.

»Auch muß wohl seit Ihrer Uebernahme der Leitung dieser Erziehungsanstalt die Gewohnheit ein Fräulein mit einem Lehrer allein in Lehrstunden hinbringen zu lassen abgestellt sein, welches vorzüglich von dem wälschen Sprachmeister zu verstehen ist [sic].«³²

Lamberg argumentierte, dass am Institut den Mädchen »gute Sitten« beigebracht würden, doch sie womöglich in Situationen geraten könnten, die sie nach Ansicht der Gräfin gefährdeten. Vor dem Hintergrund dieser Sorgen ist es nicht überraschend, dass die kaiserliche Regierung im Zuge der Überlegungen zur Genehmigung der Übernahme des Instituts durch Mathias Swoboda erzwang, »ihm die Verehelichung anzurathen [...], weil es dem Wohlstande [sic] beleidige, daß ein lediger Mann Vorsteher eines Mädcheninstitutes und der dazu nöthigen Gouvernanten sey.«³³ Mathias Swoboda wurde eine zwölfmonatige Frist gegeben, um eine geeignete Heiratskandidatin zu finden.³⁴ Der Lehrer entschied sich für die Ehe mit einer der Töchter von Marianne von Ostoich.

Obwohl nun alle Voraussetzungen für die Übernahme der Schule gegeben waren, intervenierte der Kaiser im letzten Moment und übertrug die Schulleitung Marianne von Ostoich. Im entsprechenden Aktenvermerk heißt es, dass es bis zu diesem Zeitpunkt schon Praxis gewesen sei, die Leitung von Mädcheninstituten Frauen zu übertragen, auch wenn es einige von Männern geleitete Institute in Wien gab. Die folgenden Zeilen des Kaisers hatten entscheidende Auswirkungen für die kommenden Jahrzehnte, denn ab diesem Zeitpunkt wurde die Leitung von Mädchenschulen ausschließlich Frauen übertragen.³⁵ Der Fall Schreibers und ähnliche Vorfälle haben vermutlich zu dieser Entscheidung geführt.³⁶

31 NÖLA, FA Lamberg, K 484, Brief von Barbara Gräfin Lamberg an Marianne von Ostoich, Moor, 18.11.1816.

32 Ebd.

33 ÖStA, AVA, Unterricht, StHK, Teil 2, 534, 13Bz Niederösterreich/Wien, Mathias Swoboda, Bericht an Kaiser Franz vom Präsidenten der Studienhofkommission Alois Graf Ugarte, Wien am 09.12.1814.

34 Zu ehelosen Männern siehe B. Kuhn: Familienstand: ledig, S. 167–193.

35 Margret Friedrich weist auf den 1835 ergangenen ablehnenden Bescheid bezüglich des Ansuchens eines Prager Lehrers hin, der ein Mädcheninstitut eröffnen wollte. Die Studienhofkommission berief sich dabei auf den Entscheid des Kaisers von 1815. M. Friedrich: Mädchenerziehung, S. 211. Erst für 1867 ist eine diesbezügliche Änderung auffindbar. Der Lehrer Franz Schubert eröffnete ein Mädcheninstitut in Wien mit acht Klassen, »da es an der Zeit ist, von der Praxis abzuweichen, Mädchenschulen nur weiblichen Lehrern zu geben.« DAW, Schulamtsakten 233/2/5a, Gesuch Franz Schubert zur Errichtung einer Haupt- und höheren Töchterschule.

36 Bereits im Jahr 1812 wurden Vermutungen über die sexuellen Übergriffe von Aloys Wenzel Fürst Kaunitz-Rietberg (1774–1848) aktenkundig, die sich 1822 zu einem Kriminalprozess verdichteten. ÖStA, AVA, Inneres PHSt 3827.1812, Beauftragung einer Kupplerin zur Anwerbung junger Mädchen für Graf Kaunitz. Feigl, Susanne/Lunzer, Christian: Das Mädchenballett des Fürsten Kaunitz.

»Weibliche Lehr- und Erziehungs Anstalten sollen, wie es bisher gehalten wurde, auch in Hinkunft immer nur Frauenzimmern anvertraut werden. Es muß daher auch die Einleitung getroffen werden, damit die vormalige Klementische weibliche Lehr- und Erziehungsanstalt dem Swoboda, sobald es nur immer dürftig ist, abgenommen, und einer ganz geeigneten Lehrerin und Erzieherin übergeben wird. Sollte sich keine solche finden, so hat die Anstalt einzugehen. Übrigens hätte auch kein Versuch auf ein Jahr in einer Sache gemacht werden sollen, in der das Übel, wenn es sich je einmal ereignet haben sollte, nicht wieder gut zu machen ist. Wien den 9ten Jänner 1815. Franz II.«³⁷

Der gescheiterte Übernahmeversuch des Instituts durch einen ledigen Mann veranschaulicht die Entscheidungsfindung der Behörden und des Kaisers im frühen 19. Jahrhundert. Wie so oft bei Missbrauchsfällen kam die für die Tat verantwortliche Person, in diesem Fall der Privatschulinhaber Schreibers, ungestraft davon. Das Delikt der Verführung von Kindern und körperliche Misshandlungen sollten laut der *Politischen Schulverfassung* explizit nicht geduldet werden:

»Unsittlichkeit noch wilderer Art, vor allem aber erwiesene Verführung der Jugend wird mit der Cassation [Freiheitsstrafe, Anm. WS] und Erklärung der Unfähigkeit zum öffentlichen und Privat-Unterrichte der Jugend bestraft. Eben diese Strafe steht demjenigen Lehrer bevor, der sich die Mißhandlung eines Kindes durch Züchtigung, wodurch dasselbe am Körper Schaden genommen hat, zum zweyten Mahle hat zu Schulden kommen lassen.«³⁸

In diesem Gesetzestext ist das Wort »erwiesen« der Schlüssel. Die Beweislast lag bei den Opfern. Die Eltern Locatelli glaubten ihrer Tochter und nahmen sie von der Schule. Trotz der Angst vor dem Bekanntwerden des Falles nutzten die Eltern ihre soziale Herkunft, um sich an den höchsten Vertreter der Polizeibehörde zu wenden.

Auch der Kaiser nahm den Fall ernst, denn er war gewillt, dem Kind einen staatlich finanzierten Schulplatz zu ermöglichen, sofern die Behördenwege eingehalten würden. Mit der Geschichte des Instituts Klement sind gesellschaftliche Ereignisse eng verwoben. Es wurde im Jahr der Französischen Revolution gegründet, der Betrieb während der Napoleonischen Kriege stellte die Institutsinhaberin vermutlich vor große Herausforderungen. Die Verhandlungen über die Übernahme der Schule nach ihrem Tod fanden im Jahr des Wiener Kongresses statt. Die Antwort auf Missbrauch waren nicht Konsequenzen für den Täter, sondern das Credo der Prävention durch strikte Trennung.

Kriminalfälle des Biedermeier, Wien: Verlag der Österreichischer Staatsdruckerei 1988. Kaiser Franz hatte zudem möglicherweise eine Weisung der bayrischen Regierung aus dem Jahr 1799 zum Vorbild, die besagte, dass an Mädchenschulen nur Frauen unterrichten sollten. Diese Weisung wurde jedoch nie umgesetzt, siehe C. Knauer: Mädchenschulen, S. 170.

37 ÖStA, AVA, Unterricht, StHK, Teil 2, 534, 13B2 Niederösterreich/Wien, Mathias Swoboda, Bericht an Kaiser Franz vom Präsidenten der Studienhofkommission Alois Graf Ugarte (1749–1817) am 09.12.1814, Aktenvermerk von Kaiser Franz vom 09.01.1815.

38 PSchV 1807 Abschnitt XII, § 18.

Ein Fall von Täter-Opfer-Umkehr 1844/45

Nach dem Tod der Institutsleiterin Anna Maria Klement im Jahr 1813 fand ein langwieriger bürokratischer Prozess um die Genehmigung der Weiterführung ihres Internats statt. Um zu verhindern, dass »das Übel«³⁹ geschehe, hatte Kaiser Franz entschieden, die Leitung von Mädchenschulen nur Frauen zu übertragen. Die Offizierswitwe Marianne von Ostoich hatte aufgrund dieser Entscheidung die Möglichkeit erhalten, die Schule zu übernehmen. Sie leitete das Institut mehr als zwanzig Jahre lang. In den letzten zehn Jahren wurde sie dabei von ihrer Tochter Louise (auch Ludovika) unterstützt, die 1839 den Mediziner Ernst Schilling (1809–1872) heiratete.⁴⁰ Dieser vergewaltigte im Jahr 1840 eine 14-jährige Schülerin des Instituts. Wie Regierungsbeamte und Mitglieder des Klerus in diesem Fall vorgingen, soll im Folgenden gezeigt werden.⁴¹

Ernst Schilling wurde 1809 in Lofer nahe Salzburg geboren. Er studierte Philosophie in Salzburg und Medizin an der Universität Wien, wo er 1844 mit einer Dissertation über die Entzündung der Leber promovierte.⁴² Schillings erste Frau war gestorben und hatte ihm einen gemeinsamen Sohn hinterlassen. Der Medizinstudent lebte vorerst mit seiner zweiten Frau Louise und seiner Schwiegermutter im Institutsgebäude. Als Marianne von Ostoich im März 1844 verstarb, übernahm Louise Schilling die Geschäfte und suchte um Genehmigung an, das Institut weiterführen zu dürfen.⁴³

Mit diesem Ansuchen geriet die Lehr- und Erziehungsanstalt ins Visier des Fürsterzbischöflichen Konsistoriums. Zwar wurde der Schulinhaberin zunächst die Erlaubnis erteilt die Schule zu leiten, doch das Konsistorium legte einen Hofrekurs gegen diese Befugnisverleihung ein. Das bürokratische Prozedere sollte zwei Jahre in Anspruch nehmen. Je nach berichtender Behörde und Zeitpunkt des Schreibens unterscheiden sich die Schilderungen über die Ereignisse erheblich, sowohl in der Sprache als auch der Beschreibung des Sachverhalts. Das Opfer der Gewalttat, die 14-jährige Schülerin Aloysia Schütz, hatte vermutlich einen Stiftplatz am Institut inne.⁴⁴ Der sexuelle Übergriff war polizeilich aktenkundig, doch Schilling erhielt letztlich nur die Auflage, sich »für immer« vom Institut fernzuhalten – andernfalls würde es geschlossen werden. Das geht aus einer Stellungnahme des Fürsterzbischöflichen Konsistoriums hervor, die im Jahr

39 ÖStA, AVA, Unterricht, StHK, Teil 2, 534, 13B2 Niederösterreich/Wien, Mathias Swoboda, Aktenvermerk von Kaiser Franz im Sitzungsprotokoll der Studienhofkommission vom 21.10.1815, siehe Abschnitt 2.

40 TM Pfarre St. Peter, 25.04.1839: Ernst Schilling und Ludovika Maria Anna von Ostoich.

41 Dass es sich um eine Vergewaltigung (Schändung) gehandelt hat, geht aus den Polizeiakten aus den Jahren 1848/49 hervor. Das Strafgesetz von 1803, § 112, behandelte den Tatbestand der »Schändung«, der für Kinder bis vierzehn Jahre angewandt wurde. Das Strafmaß für das Grunddelikt betrug fünf bis zehn Jahre schwerer Kerker. Zum Begriff der Schändung und zur genauen Rechtslage siehe Kirchknopf, Johann: Sexuelle Gewalt gegen Kinder im österreichischen Strafrecht des 19. und 20. Jahrhunderts – ein Delikt und Strukturmerkmal zugleich, in: *OeZG* 28/3 (2017), S. 106–132, hier S. 110f.

42 Schilling, Ernesto: *De Hepatitide*, Wien: Ueberreuter 1844.

43 ÖStA, AVA, Unterricht, StHK, Teil 2, 534, 13B2 Niederösterreich/Wien, Louise Schilling. Louise Schilling wurde 1806 geboren, doch leider konnte ihr Sterbedatum nicht festgestellt werden.

44 Um Wohltätigkeit zu demonstrieren, stellten Institutsinhaber:innen einige wenige Schulplätze für Kinder aus prekären Verhältnissen zur Verfügung.

1844 vom Weihbischof der Erzdiözese Wien, Mathias Pollitzer (1786–1850), unterzeichnet wurde. Die Akten über die Anzeige sind nicht auffindbar, deren Inhalte werden in den Unterlagen aus den Jahren 1844/1845 sowie in Polizeiunterlagen aus dem Jahr 1848 jedoch zitiert. Der gewalttätige Übergriff wurde nur deshalb erneut zum Gegenstand der Behörden, da die Übernahme des Instituts durch Louise Schilling bedeutete, dass diese in das Internat übersiedelte. Ihrem Mann Ernst war es jedoch verboten, das Institut zu betreten. Das Fürsterzbischöfliche Konsistorium schlug Alarm, doch stand nicht die Sorge um die Kinder im Vordergrund, obwohl Ernst Schilling explizit als »Gefahr der Unsittlichkeiten für die Mädchen«⁴⁵ bezeichnet wurde und die Vergewaltigung selbst als »grober Unsittlichkeitsfall«⁴⁶ und »schweres Vergehen gegen die Sittlichkeit«.⁴⁷ Für den katholischen Klerus stand im Zentrum, dass mit der Übersiedlung von Louise Schilling ins Institut eine Trennung der Ehegemeinschaft vollzogen wurde,⁴⁸ da die Schulinhaberin fortan getrennt von ihrem Ehemann leben würde:

»Die Schilling'schen Eheleute wohnen zwar jetzt abgesondert, sodaß Dr. Schilling mit den Zöglingen der Anstalt gar nicht in Berührung kommt, allein damit beruhigt sich das Konsistorium nicht. Es meint, es lasse sich nicht darauf dringen, dass diese Eheleute abgesondert wohnen, ja man möge vielmehr darauf bestehen, dass ihr Mann zu seiner Frau gehe. Es glaubt ferner, eine gänzlich Fernhaltung des Dr. Schilling von der Anstalt, werde nicht immer ausführbar seyn. Die Frau desselben werde unaufhörlich in der Anstalt beschäftigt seyn, u. es würde, wenn dem genannten Med. Dr. der Zutritt zur Anstalt verboten würde, implicite ihn auch der Umgang mit seiner Frau untersagt, also die Gemeinschaft der Eheleute verboten seyn, was nicht zulässig seyn würde.«⁴⁹

Unter dem Vorsitz des Hofkanzlers Franz Xaver Freiherr von Pillersdorf (1786–1862) wurde der Fall in einer Sitzung der Studienhofkommission am 2. November 1844 verhandelt. Dort wurde die Stellungnahme der Polizei-Oberdirektion wiedergegeben, die wie die Landesstelle keine Bedenken gegen die Weiterführung des Instituts hegte. Die Polizeibehörde argumentierte, dass in anderen Berufen Frauen oft getrennt von ihren berufstätigen Ehemännern lebten und gab als Beispiele Krankenhausverwalter und Militäroffiziere an, deren Ehefrauen außerhalb des Krankenhauses oder der Kaserne resi-

45 ÖStA, AVA, Unterricht, StHK, Teil 2, 534, 13B2 Niederösterreich/Wien, Louise Schilling, Mathias Pollitzer für das Fürsterzbischöfliche Konsistorium an die Studien-Hofkommission, Wien am 06.08.1844.

46 Ebd.

47 Ebd.

48 Das Gesetz, auf das sich der Bischof bezog, war Paragraph 92 des ABGB, in dem festgelegt wurde, dass die Ehefrau dem Ehemann an seinen Wohnort folgen muss. Wenn ein Paar seine Ehe trennen wollte, hatte es die Möglichkeit, eine so genannte »Trennung von Tisch und Bett« zu beantragen. Zur Trennung von Tisch und Bett im ABGB siehe Harmat, Ulrike: Ehe auf Widerruf? Der Konflikt um das Eherecht in Österreich 1918–1938, Frankfurt a.M.: Klostermann 1999, S. 11f. A. Griesebner: Marriage and Divorce in the First Half of the 19th Century: Microstudies from the Artistic Field of Vienna, S. 99–136.

49 ÖStA, AVA, Unterricht, StHK, Teil 2, 534, 13B2 Niederösterreich/Wien, Louise Schilling, Mathias Pollitzer für das Fürsterzbischöfliche Konsistorium an die Studien-Hofkommission, Wien am 06.08.1844.

dierten. Ernst Schilling wurde mit der Begründung entschuldigt, dass seit dem Vorfall kein weiterer stattgefunden und außerdem die betreffende Schülerin die Initiative gesetzt habe.⁵⁰ In dieser und anderen Stellungnahmen wurde die Sittlichkeit und der gute Ruf der Institutsinhaberin Louise Schilling hervorgestrichen. Trotz Fürsprache anderer Behörden erreichte das Fürsterzbischöfliche Konsistorium dennoch, dass Schilling die Anweisung erhielt, ihre Schule zu schließen.

Nach Erhalt dieser Entscheidung legte die Institutsinhaberin umgehend einen Hofrekurs ein. Unterstützt wurde sie dabei von Andreas Kastner, Schuldistriktaufseher und Konsistorialrat der Pfarre St. Peter, wo die Eheleute die Kirche besuchten. Er setzte sich für die Weiterführung des Instituts ein und forderte einen »Akt der Gnade«, da die Schule trotz

»jenem Vorgang an Ansehen und Vertrauen nichts verloren hat, auch noch immer gleich beliebt und zahlreich besucht ist, aus diesem Umstande schiene hervorzugehen, daß das Vorgefallene entweder nicht allgemein ins Publikum gekommen, und bloß im Gegenstand der Verhandlung zwischen den Hohen Behörden geblieben sei, oder daß das Publikum durch die Leistungen der Anstalt, wie durch deren seitherigen ungetrübten sittlichen Zustand, wegen eines Vergehens, über welches das Publikum hinweggegangen sind, bereits versöhnt sei, und dasselbe verhüllt wissen wolle.«⁵¹

Mit dieser Argumentation erweckte Kastner den Eindruck, dass die Vergewaltigung, die erst wenige Jahre zurücklag, für die Eltern möglicherweise keine Rolle spielte. Gerade die Verschwiegenheit in Bezug auf Missbrauchsfälle führte vermutlich dazu, dass Eltern von solchen Vorfällen entweder gar nichts erfuhren oder nur Gerüchte. Ein Beispiel dafür ist der Fall des Lehrers Schreibers aus dem Jahr 1808.⁵² Inwieweit die Schülerinnen eines Instituts von Übergriffen Kenntnis hatten, ist unklar. Darüber hinaus schilderte Kastner seine Betroffenheit darüber, wie sehr Ernst Schilling unter der Situation leide, in die er seine Ehefrau gebracht habe. Damit verschob er den Fokus von der Tat auf das Leiden des Verantwortlichen, wodurch dieser zum Opfer wurde.

»Zudem will es dem mehrbesagten Schuldistriktaufseher bedrücken, daß das Institut kaum mehr von einem Manne Gefahr laufen kann, welcher der Wahrnehmung desselben, ob der Kränkung und des Kummers, welcher er über seine schuldlose Gattin gebracht, von Gram ganz erfüllt ist.«⁵³

50 ÖStA, AVA, Unterricht, StHK, Teil 2, 534, 13B2 Niederösterreich/Wien, Louise Schilling, Sitzung der Studienhofkommission vom 02.11.1844.

51 ÖStA, AVA, Unterricht, StHK, Teil 2, 534, 13B2 Niederösterreich/Wien, Louise Schilling, Andreas Kastner an die Studienhofkommission, Wien am 26.10.1844.

52 Die in Kapitel 4 geschilderte sukzessive Abmeldung von Schülerinnen von der Hausfrauen-Erziehungs-Anstalt der Therese von Dreger verdeutlicht, dass Eltern gewaltsame Übergriffe an einem Privatinstitut nur dann akzeptierten, wenn diese der Disziplinierung der Schülerinnen dienten, die aus Sicht der Schulleitung ein Fehlverhalten korrigieren sollten.

53 ÖStA, AVA, Unterricht, StHK, Teil 2, 534, 13B2 Niederösterreich/Wien, Schilling, wie Anm. 51.

Gleichzeitig riet auch Kastner dazu, »jedes Zusammentreffen des Gatten mit den Zöglingen zu verhüten«,⁵⁴ was zeigt, dass er keinen Zweifel am Tatbestand hegte.

Die Täter-Opfer-Umkehr, die sich über die Lektüre der Akten hinweg verfolgen lässt, erreicht mit einer Stellungnahme des Präsidenten der Niederösterreichischen Landesregierung, Johann Talatzko Freiherr von Gestieticz, einen traurigen Höhepunkt. In dieser Darstellung wird die Schülerin endgültig zur Täterin stilisiert, während das Ehepaar Schilling als Opfer erscheint. Im Juni 1845 fand unter dem Vorsitz von Talatzko eine Sitzung zu dem Fall statt, in der er eine ausführliche Verteidigungsrede für Ernst Schilling hielt und sich für die Erlaubnis zur Weiterführung des Instituts einsetzte. Der Antrag wurde unter Anwesenheit des Vizepräsidenten Freiherr von Lago, des Hofrats Fürst von Palm und zwölf Regierungsräten genehmigt. Talatzko nannte den Übergriff »fleischlichen Umgang«⁵⁵ und entschuldigte Schilling mit einem gängigen Stereotyp gegen Vergewaltigungsoffer, das lautet, dass nur Frauen, die nie Geschlechtsverkehr hatten, überhaupt vergewaltigt werden können:

»Die alleinige Ursache des in dem verflossenen Jahre über die nun bittstellende Louise Schilling hereingebrochenen Unglücks ist bekanntlich der Umstand, daß ihr Gatte mit dem Zögling Aloisia Schütz des ihrer Mitleitung unterstandenen Mädchen- Lehr- und Erziehungs-Instituts ihrer seither verstorbenen Mutter Marianne von Ostoich fleischlichen Umgang gepflogen hat.

Allein! So tadelswert auch dieses Benehmen des Ernest Schilling unbezweifelt erscheint, darf doch andererseits nicht übersehen werden, daß die besagte Aloisia Schütz, wie die den Akten zulegende, an das fürsterzbischöfliche Konsortium unterm 14. Mai 1841 gerichtete Note der hiesigen Polizei Oberdirektion umständlich dartut, von einer unehelichen Mutter unehelich geboren, und von dieser letzteren bis zum neunten Lebensjahr, umgeben von sehr unsittlichen Verhältnissen, erzogen, schon mit verdorbenen Sitten und verstocktem Charakter in die Ostoichsche Anstalt getreten ist, und sich daselbst jederzeit den minder gut conduierten Zöglingen am liebsten angeschlossen hat.

Der weitere Inhalt der gedachten Note liefert ferner die Überzeugung, daß das gedachte Mädchen im Weiteren des Jahres 1839/40 an einem nervösen Ausschlagsfieber erkrankt, im Juli 1840 zur völligen Herstellung ihrer Gesundheit eine Reise auf das Land unternommen, und bei ihrer Rückkehr in das Institut, den Doktor Ernest Schilling, der ihr als Gatte der damaligen Bittstellerin bekannt war, nicht nur ihren auf dem Lande mit einem jungen Manne geflogenen fleischlichen Umgang eingestanden, und ihr Besorgnis ihrer Schwangerschaft kund gegeben, sondern sogar, was ihre frühere Deflorierung bekräftigt, ohne vielem Sträuben die Untersuchung ihres Körpers und den Beischlaf mit geringem Widerstand gestattet hat.

Es bedarf unter solchen Verhältnissen wohl keines Beweises, daß dem Dr. Schilling aus dem erwähnten Vorfalle keine Verführung insinuiert werden kann, und daß die Polizei Oberdirektion ganz recht daran war, in ihrer oben bezogenen Note dem fe Konsistorium gegenüber, die von dem Letzteren auch nicht bestrittene Überzeugung aus-

54 Ebd.

55 ÖStA, AVA, Unterricht, StHK, Teil 2, 534, 13B2 Niederösterreich/Wien, Schilling, Sitzung der Studienthofkommission vom 11.06.1845, Stellungnahme von Johann Talatzko Freiherr von Gestieticz.

zusprechen, daß hierbei weder die Leiterin eines Verbrechens noch hier eine schwere Polizei-Übertretung wahrzunehmen sei.«⁵⁶

Der Präsident der Niederösterreichischen Landesregierung verschob die Opferrolle vom tatsächlichen Opfer, dem zum Zeitpunkt der Tat 14-jährigen Mädchen, auf die Institutsinhaberin Louise Schilling, die durch das Verhalten ihres Mannes in Schwierigkeiten geraten sei. Er betonte, es dürfe nicht übersehen werden, dass die Schülerin ein uneheliches Kind aus äußerst »unsittlichen« Verhältnissen sei – ein Argument, das das Mädchen zur Verführerin machte. Zudem hob er hervor, dass sie bereits in der Vergangenheit »fleischlichen Umgang« gehabt und diesen Umstand Schilling anvertraut habe. Dadurch habe sie nur »geringen Widerstand« geleistet und den »Beschlaf [...] gestattet«.⁵⁷ Talatzko wies außerdem darauf hin, wie häufig »ähnliche Verirrungen«, die eine Gesetzesübertretung darstellten, vorkämen:

»Menschen fehlen, weil sie Menschen sind, und im Laufe der Zeit tauchen mit der hier besprochenen, ähnliche Verirrungen in allen Ständen der bürgerlichen Gesellschaft und selbst bei Priestern in der Mitte ihrer Gemeinden auf, weltliche und geistliche Gerichte entrücken dieselben der wohlverdienten Ahndung nicht, aber nach geleisteter Sühne betreten dieselben wieder ihre Berufswege, und durch bittere Erfahrung gebessert, gewinnen sie wieder Achtung und Vertrauen, welche das Gesetz nach überstandener Strafe, selbst dem Verbrecher nicht entfremdet wissen will, ein Umstand der auch den Dr. Schilling nach so mancher Prüfung und erwiesener Besserung in die Reihe achtbarer und vertrauenswürdiger Menschen rückzustellend, mindestens in der Art gnädigste geeignet befunden werden dürfte, daß aus seiner Persönlichkeit kein seiner ganz unbescholtenen, und im Erziehungsfache bewährten Gattin in der Fortführung des von ihr interimistisch geleiteten Mädchen- Lehr- und Erziehungs-Instituts widerstrebendes Hindernis abzuleiten könne.«⁵⁸

In diesem Kommentar wird suggeriert, dass Missbrauch weit verbreitet sei und diese Tatsache nicht der Empörung wert wäre, wenn die Täter Sühne leisten würden.

Ein Schriftstück von Louise Schilling selbst ist nicht erhalten, doch wird der Inhalt ihres Bittgesuchs um Fortführung des Instituts von Talatzko wiedergegeben. Er betonte die finanzielle Notwendigkeit der Berufstätigkeit von Louise Schilling, die als »tapfere Mutter«⁵⁹ für ihre Familie sorgen würde, da ihr Ehemann sich erst etablieren müsse. Die Institutsinhaberin sei die Versorgerin der Familie und komme finanziell nicht nur für ihren Mann, sondern auch für ihre drei Kinder auf. Das Institut sichere ihr ein gutes Auskommen, das verloren wäre und »[...] selbe aus einer glücklichen, sorgenfreyen Stellung in eine subsistenzlose Lage stürzen und so die traurigsten Folgen über eine tapfere Mutter und schuldlose Kinder bringen müßten.«⁶⁰

56 Ebd.

57 Ebd.

58 Ebd.

59 Ebd.

60 Ebd.

Die Weiterführung der Schule wurde unter der Voraussetzung genehmigt, dass Louise Schilling nur Tagesschülerinnen aufnahm. Somit wurde aus dem Lehr- und Erziehungsinstitut vorerst eine Mädchenschule. Gegen diesen Entschluss legte die Institutsinhaberin erfolgreich Beschwerde ein. Um die Genehmigung für die Weiterführung eines Mädcheninternats wieder zu erhalten, übersiedelte Schilling das Institut in ein Gebäude mit zwei separaten Eingängen. Dort konnte sie mit ihrem Mann eine Wohnung getrennt von den Räumlichkeiten des Internats beziehen, was ihn vom Institut fernhielt, das er ohnehin nicht betreten durfte. Auf diese Weise lebten alle unter einem Dach. In einer Sitzung vom 28. Juni 1845 bekräftigte Franz Schönaich, Hofrat bei der Studienhofkommission, dass Louise Schilling dafür bürgte, dass

»ihr Gatte unter keinem wie immer gearteten Vorwand die Anstalt betreten werde. [...] Von ihrem Gatten, dem Dr. Schilling ist seines Trachtens kein widriges Einwirken auf die Anstalt zu besorgen, weil er die bittere Erfahrung gemacht, welche traurigen Folgen, welchen Familienkummer ein Fehltritt wie der, vor Jahren begangene, nach sich zieht.«⁶¹

Bemerkenswert ist, wie häufig das lange Zurückliegen der Tat betont wurde, obwohl nicht einmal fünf Jahre vergangen waren. In den Akten von 1844/45 wurde die Tat umschrieben und bei fortschreitenden Verhandlungen gemildert und schließlich gänzlich negiert. Die Charakterisierung der beiden weiblichen Hauptpersonen ist eklatant: Die Schülerin wird als Verführerin dargestellt, die Institutsinhaberin hingegen als Opfer. Durch diese Gegenüberstellung erhält Louise Schillings Person fast etwas Heiliges, während die Schülerin aufgrund ihrer unehelichen Herkunft und des ihr zugeschriebenen unsittlichen Verhaltens in die Nähe des Klischees der »Hure« gerückt wird.

Die Schülerin hatte sich vertrauensvoll mit ihrer Angst schwanger zu sein an den Ehemann von Louise Schilling gewandt, der seine Stellung und damit verbundene Macht zur Ausübung der Gewalttat nutzte. Anders als im Fall von 1808 hatte das Mädchen keine Eltern, die aufgrund ihrer sozialen Herkunft beim höchsten Beamten der Polizei vorstellig wurden. Im Gegenteil: Ihre soziale Herkunft wurde ausgenutzt, um ihre Glaubwürdigkeit zu diskreditieren. Über den weiteren Lebensweg der Schülerin ist nichts überliefert.

Wie das Lehrwerk von Vincenz Eduard Milde aus den 1810er-Jahren zeigt, gehörte das Erlernen sexueller Verhaltensweisen bzw. die Verhinderung der Vermittlung von Wissen über den Körper zur Männlichkeits- und Weiblichkeitserziehung. Der Historiker Johann Kirchknopf beschreibt, dass Knaben dazu erzogen wurden, dominante und teilweise gewalttätige Männerrollen zu übernehmen. Mädchen hingegen wurden zu passiven, unterwürfigen Partnerinnen sozialisiert, die ihrem Ehemann gegenüber stets sexuell verfügbar sein sollten – selbst bei Gewalt. Frauen war es untersagt, sexuelle Kontakte zu anderen Männern zu haben. Vermutlich aufgrund dieser Zuschreibung der Passivität haben Täterinnen kaum Spuren in Quellen zur Schulgeschichte hinterlassen. Fälle gewalttätiger Männer im schulischen Kontext sind hingegen wiederholt zu finden, im

61 ÖStA, AVA, Unterricht, StHK, Teil 2, 534, 13B2 Niederösterreich/Wien, Louise Schilling, Sitzung der Studienhofkommission vom 28.06.1845.

Fall Schilling wird die Häufigkeit von Grenzüberschreitungen angedeutet. In der von der Pädagogin Antonie Wutka um 1800 publizierten *Encyklopädie für die weibliche Jugend*⁶² wird ein gedanklicher Raum für Widerstand geschaffen, der zwar argumentativ sofort wieder umgekehrt oder abgeschwächt wird und doch als Möglichkeit bestehen bleibt. Männer müssten heftiger sein, doch wenn alle Geduld und Opfer nichts brächten, sollten Frauen »in die Arme der Obrigkeit« eilen, um »Hilfe und Schutz gegen ein menschliches Ungeheuer zu suchen.«⁶³ Ob die »Obrigkeit« half, steht auf einem anderen Blatt.

Institutsschließung

Laut einer Erhebung aus den Jahren 1846/47 zählte Louise Schillings Institut, das neben der Institutsinhaberin zwölf Lehrpersonen beschäftigte, 68 Schülerinnen, von denen 44 in Kost und Logis untergebracht waren. Neben den Pflichtfächern Religionsunterricht, Lesen, Schreiben und Rechnen wurden auch Geografie, Welt- und Naturgeschichte sowie die Sprachen Französisch, Italienisch, Englisch und Ungarisch unterrichtet. Zudem wurden Fertigkeiten im Zeichnen, Musizieren, Tanzen und Handarbeiten angeboten.⁶⁴

Der Fall Schilling wurde 1848 in einem anderen Zusammenhang erneut thematisiert. Nach seiner Promotion wurde Ernst Schilling Mitglied der Medizinischen Fakultät der Universität Wien und trat der damit verbundenen Witwen-Sozietäts-Casse bei. Diese garantierte der Frau eines verstorbenen Mediziners finanzielle Mittel. Schilling wurde Notar der Fakultät und Kassier der Witwenvorsorgekasse. Während der Revolution von 1848 engagierte sich der Mediziner als Politiker der demokratischen Linken in den Fraktionen *Deutscher Hof* und *Märzverein* und erhielt für diese Tätigkeiten 1848 die Ehrenbürgerschaft der Stadt Salzburg verliehen.⁶⁵ Vom Wahlbezirk Wien-Leopoldstadt wurde Schilling als Reichstags-Abgeordneter nach Frankfurt zur dortigen Nationalversammlung nominiert. Im Zuge seiner Abreise entwendete er circa 5000 bis 6000 Gulden aus der Kasse der Witwen-Societät. Bei seiner Abreise nach Frankfurt übergab Schilling seine Funktionen als Notar und Kassier an den Mediziner Franz Innhauser (1815–1898), der in der ersten Oktoberhälfte 1848 das Fehlen des Geldes bemerkte. Der Verein reichte eine Klage wegen Diebstahls gegen Schilling ein und forderte ihn auf, vor Gericht in Wien zu

62 Siehe Kapitel 2.3.

63 A. Wutka, *Encyklopädie* Band 12, S. 357. Die Entmenschlichung durch den Begriff »Ungeheuer« ist eine Form der Distanzierung. Dadurch werden Grenzüberschreitungen zu Ausnahmerecheinungen stilisiert.

64 DAW, Schulamtsakten 171/5/2, Erledigung des Hauptberichtes 1846 über die öffentlichen u. privaten Konvikte.

65 Die Ehrenbürgerinnen und Ehrenbürger der Landeshauptstadt Salzburg. Zusammenstellung nach dem Verleihungsdatum und gegliedert nach der jeweiligen Rechtsgrundlage, S. 6, siehe https://www.stadt-salzburg.at/fileadmin/landingpages/stadtgeschichte/ehrenbuenger/die_ehrenbuengerinnen_und_ehrenbuenger_d_00471803.pdf vom 02.02.2026.

erscheinen.⁶⁶ Statt vor Gericht zu erscheinen flüchtete Schilling nach New York, wo er am 5. März ankam.⁶⁷

In den Polizeiakten zum Diebstahl wird die Eheschließung Schillings 1839 als Mittel zur eigenen Versorgung dargestellt. Diese Annahme wird mit dem Argument untermauert, dass Louise Schilling älter als Ernst Schilling gewesen sei und »wegen eines körperlichen Gebrechens minder ansehnlich«.⁶⁸ Ob diese Feststellung zur rechtfertigenden Kontextualisierung der Vergewaltigung dienen sollte, ist unklar. Die Tat wird ausdrücklich benannt:

»Med. Dr. Ernst Schilling [...] welcher hierauf im J. 1840 als supplirender Arzt im Institute seiner Gattin und Schwiegermutter, wie es bekannt ist, u. sich durch die Untersuchungsakten erweist, den 14 1/2 jährigen Instituts-Zögling Aloysia Schütz schändete, – dieser Dr. Schilling ward als Notar der medizinischen Fakultät und der Wittwen-Sozietät-Casse betraut, u. endlich im heurigen Frühjahre im hiesigen Wahlbezirke Leopoldstadt zum Reichstags-Abgeordneten nach Frankfurt ernannt.«⁶⁹

Weder für die Vergewaltigung, noch für den Diebstahl musste Ernst Schilling Verantwortung übernehmen. Er praktizierte als Mediziner in New York und starb im April 1872 im Alter von 62 Jahren als Witwer.⁷⁰ Im Gegensatz zu anderen Ehefrauen von Revolutionären (oder im Fall von Revolutionärinnen selbst) scheint Louise Schilling keine Notwendigkeit gesehen zu haben, die Flucht zu ergreifen.⁷¹ Sie leitete ihr Institut bis 1851. Im selben Jahr wurde eine Abbildung der Institutsinhaberin angefertigt, die ihren Schülerinnen gewidmet war:

-
- 66 Wiener Zeitung, 19.10.1848, S. 716. Der Fall wird in einer Festschrift des Vereins dargestellt, siehe Gerstel, Adolf Heinrich: Die Witwen-Societät der medizinischen Facultät zu Wien, von 1758 bis 1858. Historische Skizze zur Säcular-Feier auf Veranlassung der Societät auf den Quellen verfasst von ihrem Actuare und Mitglieder, Wien: Mechitharisten Buchdruckerei 1858, S. 149.
- 67 Fremdenblatt, 11.04.1849, S. 2. Die Flucht Schillings wird als politisch motivierte Auswanderung bezeichnet, siehe Wolgast, Eike: Demokratische Gegeneliten in der amerikanischen Emigration: Politisch motivierte Auswanderung aus Deutschland nach 1819, 1832/33, 1849 und 1878, in: Philipp Gassert/Manfred Berg (Hg.), Deutschland und die USA in der internationalen Geschichte des 20. Jahrhunderts, Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2004, S. 195–217, hier S. 206–209.
- 68 ÖStA/HHStA, Kammerarchiv, KK Geheimakten 12-2-434, Nachlass Schwarzenberg, Kriminalprozess Schilling, Bericht von K.k. N.Ö. Kreis-Commissär Anton Imhof an die Central-Commission der k.k. Stadt-Commandantur, Dezember 1849 (ohne Tag).
- 69 Ebd. Der Hinweis darauf, dass die »Schändung« allgemein bekannt sei, lässt die Argumentation von Johann Talatzko Freiherr von Gestieticz in einem deutlichen Licht erscheinen. Er stufte einen Vorfall dieser Schwere als »Verirrung« ein.
- 70 <https://a860-historicalvitalrecords.nyc.gov/view/2343485> vom 20.09.2025.
- 71 Hauch, Gabriella: Achtundvierzigerinnen auf der Flucht. Anmerkungen zur geschlechtsspezifischen politischen Emigration und zum Transfer von Frauenemanzipation nach der Niederschlagung der Revolution 1848/49, in: L'Homme. Europäische Zeitschrift für Feministische Geschichtswissenschaft 15/2 (2004), S. 291–295.

Abb. 22: Die Institutsinhaberin mit der Bildunterschrift: »Möge ein Blick auf dieses Bild in Euch stets ein warmes Gefühl für alles Gute, Wahre und Edle erwecken. Louise Schilling«



Quelle: ÖNB Bildarchiv und Grafiksammlung, Digitale Sammlung: Porträtsammlung, Sign. PORT_00025781_01.

Im selben Jahr legte Schilling ihre Befugnis zurück. Über ihren weiteren Lebensweg ist nichts überliefert, auch ihr Sterbedatum konnte nicht festgestellt werden.

Im Jänner 1851 beantragte Delphine Lefèvre, geborene de Rudder (1820–1888), die Erlaubnis, die Prüfung für Lehrerinnen zu absolvieren, ohne den seit 1840 obligatorischen zweijährigen Kurs bei den Ursulinen besucht zu haben. Sie argumentierte, ihre Pflichten als Ehefrau und Mutter von fünf Kindern würden es ihr nicht erlauben, den zeitraubenden Kurs zu besuchen. Nach bestandener Prüfung bei den Ursulinen beabsichtigte

sie, das Mädchen-Lehr- und Erziehungsinstitut von Louise Schilling zu übernehmen.⁷² Das Unterrichtsministerium erteilte die Erlaubnis. Anfangs wies die neue Vorsteherin in ihrer Anzeige auf die Reputation der ehemaligen Inhaberin der Schule hin. Das lässt vermuten, dass das Institut durch die Taten ihres Mannes nicht in Misskredit geraten war, und deshalb schließen musste.⁷³

Im Juli 1853 bat Delphine Lefèvre Ehemann Ludwig (1816–1883), der Beamter war, ebenfalls um die Erlaubnis, die Lehramtsprüfung zu absolvieren, ohne die Ausbildung absolviert zu haben. Seinem Antrag wurde auf der Grundlage seiner Studienzeugnisse stattgegeben. Der Schuldistriktaufseher und Konsistorialrat der Pfarre St. Peter, Andreas Kastner, der auch im Fall Schilling eine Rolle gespielt hatte, betonte jedoch, dass nur seine Frau die befugte Leiterin des Instituts sei.⁷⁴ Die Sondergenehmigungen für das Ehepaar Lefèvre hängen möglicherweise mit der Tätigkeit Wilhelm Lefèvres als Soldat der Wiener Nationalgarde zusammen, die im Verlauf der Revolution von 1848 die Aufgabe hatte, die Ordnung in der Stadt zu erhalten.⁷⁵

Nach der Übersiedlung des Instituts in die Alservorstadt hatte Delphine Lefèvre Schwierigkeiten, die Schülerinnenzahl stabil zu halten. In der Übersicht über die Anzahl der Schulen im Jahr 1853/1854 überstiegen die Ausgaben für den Unterhalt der Schule die Einnahmen des Instituts. Nicht nur dieses Institut war hoch verschuldet, auch andere Schulinhaberinnen hatten zu kämpfen, teils wegen der zu geringen Schülerinnenzahl, teils wegen der Verteuerung der Lebensmittel, besonders aber wegen der hohen Mieten.⁷⁶ Im Schuljahr 1853/54 war die Zahl der Mitarbeiter:innen am Institut Lefèvre mit vierzehn Personen fast genauso groß wie die Zahl der Schülerinnen (17, davon sieben im Internat und 10 externe). Die Zahl der Schülerinnen blieb unbeständig. Im Mai 1864 musste Delphine Lefèvre ihr Institut schließen. Im Zuge dessen beantragte Augustine Steulet, eine vierundvierzigjährige Französin, die 1849 nach Wien gekommen war, die Schule übernehmen zu dürfen. Ihr Antrag wurde abgelehnt, da das Fürsterzbischöfliche Konsistorium nicht davon ausging, dass die Schule mit einer anderen Schulinhaberin mehr Erfolg haben würde.⁷⁷ Die ursprünglich 1789 an Anna Maria Klement erteilte Befugnis zur Leitung des Instituts erlosch nach fünfundsiebzig Jahren.

Die Schwierigkeiten der Institutsinhaberin Lefèvre am Wiener Bildungsmarkt Fuß zu fassen, sind vor allem der zahlreichen Konkurrenz in den 1850er- und 1860er-Jahren

72 DAW, Schulamtsakten 162/3/9a, Gesuch von Delphine Lefèvre an das k.k. Ministerium für Unterricht, Wien am 08.01.1851.

73 Fremdenblatt, 13.05.1852, S. 10.

74 DAW, Schulamtsakten 162/3/2b, Andreas Kastner bezüglich des Gesuchs des Ludwig Wilhelm Lefèvre, Wien am 01.07.1853.

75 ÖNB, Bildarchiv und Grafiksammlung, Signatur: PORT_00029495_01, Abbildung von Ludwig Wilhelm Lefèvre mit dem Untertitel: »Willst du den Character eines Mannes kennen lernen – so sieh in sein Gesicht im Augenblicke der Gefahr. Der 3ten Wiener National Garde Companie des Bezirkes Landstrasse, zur Erinnerung an den 8ten Mai 1848.«

76 DAW, Schulamtsakten 277/1/2-3, Übersicht der mit hohem Statthalterei-Regierungs-Dekrete bestehenden Erziehungs-Anstalten für das Schuljahr 1853/54.

77 DAW, Schulamtsakten 267/5/1, Übernahme des Erziehungsinstitutes der Delphine Lefèvre durch Augustine Steulet. Augustine Steulet eröffnete schließlich ein ungarisch-französisches Erziehungsinstitut in Ofen/Buda und übersiedelte später nach Pest/Budapest. Pester Lloyd, 24.08.1860, S. 3.

geschuldet. Die sogenannte »Frauenfrage«, also die Frage, ob und unter welchen Voraussetzungen Frauen aus der Mittelschicht, wie die »Beamtengattin«⁷⁸ Lefèvre, ein Einkommen erzielen durften, dominierte vor allem in den 1860er-Jahren den Diskurs um die Frauenerwerbstätigkeit. Viele Frauen drängten in den Lehrerinnenberuf, da es in diesem Bereich bereits eine Verberuflichung und gesellschaftliche Akzeptanz gab.

Prälat Dr. Leopold Stöger (1814–1900), der in den 1860er-Jahren im Wiener Gemeinderat tätig war, kommentierte in seiner Funktion als Diözesanschulenaufsicht die Vielzahl der Mädchenschulen in den 1860er-Jahren:

»Wenn schon die Überzahl der bloß weiblichen Arbeitsschulen sich vielfach als nachtheilig für Unterricht u. Disciplin herausstellt, so muß dieses bey den Lehr- und Erziehungsanstalten geradezu als schädlich erklärt werden. Lehr- und Erziehungsanstalten in den Händen von Privaten dürfen nicht unterschätzt werden, u. eine Hebung derselben in Konkurrenzwege wird nicht nur nicht erreicht, sondern erschwert den wenigen redlich strebenden ihr Wirken u. beeinträchtigt den Unterricht in einer der wichtigsten Schichten des Staates. Privatlehranstalten können des höheren Schulgeldes wegen nur von wohlhabenden distinguierten Familien benützt werden. Wenn nun dieser in jede Hinsicht einflußreichen Klasse ein oberflächlicher Unterricht zu Theil wird, wenn aus Furcht, einen Zögling zu verlieren, der Unternehmer mit Aufrechthaltung der Disciplin möglichst nachsichtig vorgehen muß, werden diese Anstalten ihre wichtige Aufgabe nicht zu lösen im Stande seyn.«⁷⁹

Welche wichtige Aufgabe das sei, erwähnt Stöger in diesem Schreiben nicht, doch wird dieser Aspekt in der Einberufung einer Konferenz erkennbar, die im Dezember 1867 unter seiner Leitung stattfand. In diesem Jahr gab es in den Wiener Schulbezirken 60 Privat-Mädchenschulen. Deren Inhaberinnen wurden von Stöger zu einer »Lehrerinnenversammlung« eingeladen. Einige der Lehrerinnen hatten bereits Konferenzen ihrer männlichen Kollegen besucht, doch beschränkten sie sich, laut einem Bericht im *Oesterreichischen Schulboten*, »bloß darauf, anzuhören, was eben verhandelt wurde.«⁸⁰ Die Zusammenkunft begann und endete mit einem Gebet. Stöger hielt einen Vortrag über den religiös-moralischen Einfluss der Schule und ließ einen Lehrerkollegen über Methoden des Unterrichts referieren.⁸¹ Stöger vertrat die Auffassung, dass Schulleiterinnen zu Loyalität gegenüber den Auffassungen der katholischen Kirche in Bezug auf die religiöse Erziehung ihrer Zöglinge aufgefordert werden sollten. Diese Episode verdeutlicht, dass das Potenzial von Lehrerinnen und Institutsleiterinnen sowie ihr Einfluss erkannt wurden und dass versucht wurde, sie zu instrumentalisieren.

78 Mit dieser Bezeichnung hatte Delphine Lefèvre ihr Ansuchen auf Übernahme der Befugnis von Louise Schilling unterzeichnet. DAW, Schulamtsakten 162/3/9a, Gesuch von Delphine Lefèvre an das k.k. Ministerium für Unterricht, Wien am 08.01.1851.

79 DAW, Schulamtsakten 268/4/30, Prälat Stöger an die Statthalterei, Wien am 13.02.1867.

80 *Oesterreichischer Schulbote*, 25.12.1867, S. 426f.

81 Ebd.

7.2 Fazit

Ein wichtiger Schwerpunkt der staatlichen Bildungspolitik war die Erziehung zu Fleiß und Arbeitsamkeit. Lehrpersonen sollten geschlechtsspezifische Normen vermitteln und ihnen selbst entsprechen. Wie das erste Lesebuch für städtische Trivialschulen von Johann Ignaz von Felbiger aus dem späten 18. Jahrhundert zeigt, war der Unterricht vorwiegend auf die Lehrperson, das Auswendiglernen und das Wiederholen fokussiert. Dieses repetitive Vorgehen, das sich zudem in der Betonung von Handarbeiten und Beten zeigt, prägte den Schulalltag und diente letztlich wohl auch dazu, die Entwicklung von kritischem Denken zu verhindern. Das Lesebuch macht darüber hinaus den Schwerpunkt der Frömmigkeitserziehung sichtbar und demonstriert, dass Mädchen aus wohlhabenden Verhältnissen trotz erheblicher Einschränkungen der Bildungsmöglichkeiten wesentlich umfangreichere Wissensinhalte unterrichtet bekamen als die Mehrheit der Bevölkerung. Besonders ihnen wurden die von Ambivalenzen geprägten Weiblichkeitsideale der Aufklärung nahegebracht, die sie wiederum weitergeben sollten.

Insbesondere alles Körperbezogene war im schulischen Kontext äußerst ambivalent. Die Überlegungen zum kindlichen Körper wurden im langen 19. Jahrhundert maßgeblich von den um 1800 kursierenden Anti-Masturbations-Kampagnen beeinflusst. Im katholischen Kontext war der Körper eng mit potentieller Sündhaftigkeit verknüpft und musste dementsprechend kontrolliert werden. In der Praxis gab es eine große Palette gewaltsamer Maßnahmen bei Fehlverhalten, die teilweise in Misshandlung ausarteten. Eine gängige Methode, um den Mitschüler:innen die schwerwiegenden Folgen einer Tat vor Augen zu führen, war das Bloßstellen in Form von bestimmten Handlungen oder Aufzeichnungen. Als weitere Disziplinierungsmaßnahme wurde Mädchen beigebracht den Blick stets nach unten zu richten. Die Etablierung des Turnens als Schulfach war ebenfalls eng mit Körpervorstellungen und Disziplinierung verbunden. Während bei Knaben die Wehrfähigkeit des Körpers und die Selbstbeherrschung von großer Bedeutung waren, sollten Mädchen nicht in der Lage sein, sich zu wehren.

Im frühen 19. Jahrhundert traten Frauen in der Habsburgermonarchie kaum als Autorinnen pädagogischer Schriften in Erscheinung. Ihre männlichen Kollegen durften im Rahmen der Zensurbestimmungen publizieren, ohne aufgrund ihres Geschlechts Anfeindungen und Herabwürdigungen ausgesetzt zu sein. Ein besonders aussagekräftiges Zeugnis für die unterschiedlichen Möglichkeiten ist der Schulinhaber Johann Hermann, der umfangreich publizierte und dessen Nachlass die Entstehung einer vernetzten Expertengemeinschaft unter Lehrern belegt, von der Frauen weitgehend ausgeschlossen waren. Schulinhaberinnen wie Barbara Netuschil hielten sich hingegen im Hintergrund. Andere, wie Antonie Wutka, argumentierten, dass sie sich nur auf Drängen anderer zur Publikation entschlossen hätten. In Zeitungsanzeigen traten Schulinhaberinnen hingegen durchaus selbstbewusst mit dem Hinweis auf ihr »Unternehmen« auf. Dieses Eintreten für die eigene Sache wird auch im Fall von Flora Unger evident. Ihr wurde die Rolle der vorbildlichen Ehefrau zugeschrieben, da sie durch die Eröffnung der ersten jüdischen Mädchenschule das Bleiberecht für sich und ihre Familie für eine Weile sicherte.

Der Fall des Hausfrauenbildungsinstituts von Therese von Dreger zeigt eindrücklich, wie das sich wandelnde Ideal der »Hausfrau« zur Etablierung einer Schule genutzt wur-

de, über die mehr als zehn Jahre lang in den Medien berichtet wurde. Die Schulinhaberin und ihr Ehemann Gottfried versuchten, sich mit ihren jeweiligen Interessen gesellschaftlich zu positionieren. Das Institut war der Ort, an dem ihre Bestrebungen zusammentrafen. An diesem Fall werden die vielfältigen Unterhaltungsangebote und die neu aufkommenden medialen Möglichkeiten dieser Zeit – wie die Erfindung der Fotografie – ebenso sichtbar wie die damit verbundenen Ängste. Die Schülerinnen von Bildungseinrichtungen stellten zudem potenzielle Arbeitskräfte dar, was an diesem Institut auch am Einsatz von älteren Schülerinnen als Helferinnen im Unterricht ersichtlich wird. Auf diese Weise wurden sie früh an die Verrichtung unbezahlter Sorgearbeit gewöhnt.

Tiefgreifende Veränderungen im Bildungsbereich der Primarstufe und bei Privatschulen erfolgten trotz der revolutionären Forderungen des Jahres 1848 erst in den 1860er-Jahren. In der Mädchenbildung erreichten die Bemühungen um Vernetzung und methodisches Vorgehen im Unterricht, wie sie von den Schwestern Betty und Marie Fröhlich praktiziert wurden, eine bis dahin ungekannte Dimension. An ihrem Institut wird auch sichtbar, wie sehr Schulen Familienunternehmen sein konnten, die auch Frauen eine Erwerbstätigkeit ermöglichten. Ein weiterer Aspekt ist, dass Frauen in Familien, in denen der Lehrberuf über Generationen hinweg ausgeübt und durch Heiraten mit Lehrpersonen gestärkt wurde, möglicherweise eher am Austausch von Methoden und pädagogischen Ansätzen teilhatten.

Während des Untersuchungszeitraums wurde der Handarbeitsunterricht als Allheilmittel betrachtet. Anfangs waren Mädchen und Knaben die Zielgruppe der sogenannten Industrie- oder Arbeitsschulen. Mit der Zeit verengte sich der Fokus zunehmend auf Mädchen aus prekären Verhältnissen. Auch an Trivialschulen wurden grundlegende Handarbeitskenntnisse vermittelt. Die Gründung von Arbeitsschulen durch Frauen wurde gutgeheißen und zudem als Vorbereitung für ein Leben im Dienst gesehen. Der Fall der strategischen Kommunikation von Anna Maria Mayer, der Frau eines Ziegeldeckers, zeigt, dass die Genehmigung zur Eröffnung einer Arbeitsschule selbst im Falle einer ehelichen Trennung nicht völlig außer Reichweite war. In den Privatschulen für Mädchen aus wohlhabenden Familien war das Fach Handarbeiten ebenfalls Teil des Lehrplans. Zudem spielten die Kultivierung eines »guten Geschmacks« und die Sorge um die körperliche Gesundheit eine wichtige Rolle.

Das Ziel der Frauen, die nach der Revolution von 1848 wohltätige Vereine in Wien gründeten, war es, Arbeitsschulen für Mädchen zu etablieren. Die Mädchen sollten als zukünftige Mütter ihre Kinder zu guten Untertanen und zu Arbeitskräften, die keine Forderungen stellten, heranziehen. Die in den Vereinen engagierten Frauen hatten überwiegend bürgerlichen Hintergrund und waren zudem bestrebt, fügsames Dienstpersonal auszubilden. Diese Arbeitsschülerziehung kann in vielerlei Hinsicht als ein Versuch der Unterdrückung des entstehenden Bewusstseins für die Möglichkeiten eines kollektiven Zusammenschlusses von Arbeiter:innen gesehen werden.

Das Prinzip der getrennten Sphären sowie das Desinteresse an der Etablierung eines ausreichenden Angebots staatlicher Schulen schufen eine Nische für Privatschulen. Anhand der Quellen der für Schulbelange zuständigen Behörden wird erkennbar, dass Bildungsunternehmer:innen ihre Handlungsmöglichkeiten vielfach ausschöpften und versuchten, diese durch strategische Kommunikation zu erweitern. Der Erhalt einer Schule war eine große Herausforderung. Finanzielle Engpässe in Krisenzeiten mussten über-

brückt werden, stetige Werbung war notwendig. Hinzu kam die Kontrolle durch Vertreter des katholischen Klerus, deren Fokus vor allem auf der Einhaltung von Frömmigkeitspraktiken und Richtlinien lag.

Die Fallgeschichte des Instituts Klement, später Ostoich, dann Schilling und schließlich Lefèvre macht viele Facetten privater Mädchenschulen und ihrer Inhaberinnen sichtbar. Besonders frappant waren die unterschiedlichen Möglichkeiten der Machtausübung – oder die Formen der Ohnmacht –, die sich im Untersuchungszeitraum aus dem Zusammenwirken von Geschlecht, sozialer Herkunft und Religion ergaben. Auch Erfahrungen anderer Formen von Diskriminierung, die in den Quellen zu dieser Studie nicht sichtbar wurden, müssen mitbedacht werden. Frauen verwirklichten ihre Schulprojekte und machten sich dabei ihre zugeschriebene mütterliche Rolle zunutze. In den Quellen treten Inhaberinnen in Erscheinung, wenn sie behördenrelevante Belange regelten. Schulen wurden auch dann aktenkundig, wenn es zu Schwierigkeiten kam oder Grenzüberschreitungen ermittelt wurden. Unterrichtsprogramme und die Auflistung von Fächern in Zeitungsanzeigen vermitteln einen Eindruck von den Inhalten, deren praktische Umsetzung jedoch nicht nachvollzogen werden kann. Leiterinnen von Mädchenschulen waren im Untersuchungszeitraum überwiegend verheiratete Frauen, die während ihrer Tätigkeit oft mehrere Kinder zur Welt brachten. Um den gesellschaftlichen Erwartungen zu entsprechen, mussten sie einen großen Aufwand betreiben. Im Umgang mit Behörden wiesen Bildungsunternehmerinnen stets auf ihre Rolle als Fürsorgerinnen hin. Sie bereiteten Mädchen in ihren Schulen auf ihre zukünftige »Bestimmung« vor, entsprachen selbst jedoch nur bedingt den damit verbundenen Zuschreibungen.

Die lange tradierte Erzählung von der kontinuierlichen Verbesserung der Bildung verschleierte gesellschaftliche Ungleichheiten, die teilweise bis in die Gegenwart, wenn auch unter veränderten Voraussetzungen, fortgeschrieben werden. Die vorliegende Studie zeigt, dass die bildungspolitischen Entwicklungen in der Habsburgermonarchie keineswegs linear verliefen.

Personenregister

A

Adler, Joseph 210
Apfl (Apfel), Josepha 208f.
Artbauer, Elise 45
Auersperg, Anton Alexander (Pseud. Anastasius Grün) 113

B

Bäuerle, Adolf 148
Bartsch, Gregor 188
Bascans, Sophie (geb. Lagut) 169
Bauernfeld, Eduard von 128–131, 139, 143, 150f., 185, 188
Becher, Alfred Julius 163
Beitl, Ludovika 96
Benkovits, Maria (Benkowitz/Benkowitz) 187, 222
Ber, Johanna 227
Bihler, Joann 104
Bissingen-Nippenburg, Ferdinand von 199
Blöchlinger, Joseph 114
Bobelka, Franz 59
Bonitz, Hermann 160
Born, Maria von 41
Boßhardt, Ulrich Hans 122
Boßhardt-Demerghel, Marie (auch Boßhardt van Demerghel) 37, 120
Brandeis, Abraham 173
Brandmayer, Anna (geb. Taglang) 230

Brunszvik de Korompa, Therese Gräfin 206
Bujo, Elisabeth von 108

C

Casper, Fanny 81
Campe, Joachim Heinrich 49f., 57, 60, 64, 70f., 79, 142, 196
Cavriani, Ludwig 38
Chimani, Franz 138
Chimani, Leopold 40, 207f.
Chotek von Chotkow, Johann Rudolph 108
Clias, Phokion Heinrich 188f.
Comenius (Komenský), Johann Amos 50, 52
Czaslawski, Flora (*siehe* Unger, Flora)

D

Daguerre, Louis 146
Deimer, Franz 31
Demerghel, Emanuel van 121
Demerghel, Marie van (geb. Würth) 122
Demerghel, Marie van (*siehe* Boßhardt-Demerghel, Marie)
Derffel, Karoline (Carolina) 44
Deschöffy, Ida Gräfin 44
Destinn, Marie (*siehe* Dreger, Maria)
Ditmar, Karl Rudolf 119
Dolleck, Antonia 230
Dolleck, Karoline 230

- Dom Pedro I., Kaiser von Brasilien, König von Portugal 137
- Door, Emilie 45
- Dreger, Benjamine Theresia von 156
- Dreger, Caroline Augusta 145
- Dreger, Eugen Erwin von 145
- Dreger, Friedrich von 156
- Dreger, Gottfried von 128f., 133, 135f., 138–140, 144–150, 152–157, 259
- Dreger, Gottfried von, Jr. 156
- Dreger, Maria von (verh. Löwe, auch Marie Destinn) 156
- Dreger, Mathilde von 156
- Dreger, Therese Maria Octavia 156
- Dreger, Therese von, Freyin von Mensshengen 125, 128f., 131–133, 135–141, 144f., 147, 151–153, 155–157, 249, 258
- Dreger, Tom von 156
- Ducati, Ginevra (geb. Zambelli) 179
- Dupin de Francueil, Amantine Aurore Lucile (*siehe* George Sand)
- Dupré, August 116
- E**
- Eckl, Karl 137
- Eggerth, Josef 187
- Eiselen, Ernst 144
- Eith, Aloisia 230
- Eith, Simotheus 230
- Elisabeth, Kaiserin von Österreich, Königin von Ungarn 190
- Elisabeth von Thüringen 216
- Ellmaurer, Joseph 112
- Emmerich, Franziska 230
- Epp, Marianne 126f., 165, 172
- Epp, Matthias 126f.
- Exner, Franz Serafin 160, 174
- F**
- Fabri, Johann Ernst 71
- Falloux, Alfred de 161
- Felbiger, Johann Ignaz von 27f., 51–54, 258
- Fendi, Peter 83
- Ferdinand I., röm.-dt. Kaiser 32, 103
- Ferdinand Karl von Österreich-Este, Erzherzog 110
- Feuchtersleben, Ernst von 162
- Francke, August Hermann 51
- Frank, Johann Peter 67
- Frankfurter, Salomon 101f., 105
- Frankl von Hochwart, Ludwig August 100, 177
- Franul von Weißenthurn, Johanna 182
- Franul von Weißenthurn, Maximiliane 182
- Franz II./I., röm.-dt. Kaiser, Kaiser von Österreich 19, 30, 32, 96, 103, 112, 137, 147, 198, 244, 246f.
- Franz Joseph I., Kaiser von Österreich, König von Ungarn 17, 33, 43, 190, 193, 233
- Friedrich II., der Große, König *in*, ab 1772 König von Preußen 51
- Fröbel, Friedrich 185
- Fröhlich, Barbara Franziska (Betty) 159, 168–172, 174–192, 259
- Fröhlich, Ernst Hilarius 178
- Fröhlich, Johann Nepomuk 168
- Fröhlich, Barbara (geb. Novak) 168
- Fröhlich Barbara Franziska (Betty) 160, 168–172, 174–192, 259
- Funke, Carl Philipp 71
- G**
- Gauermann, Friedrich 7
- Gestieticz, Johann Talatzko Freiherr von 104, 148, 250, 254
- Gischig, Joseph 179
- Gleim, Betty 70
- Glimes, Demoiselle de (ohne Vorname angeführt) 46
- Glöckel, Otto 37
- Goethe, Johann Wolfgang von 74, 110
- Graf, Antonie (*siehe* Machold, Antonie)
- Greifeneder, Josepha
- Grill, Josef 31
- Gross, Hermann 114
- Gruber, Michael 199
- Günther, Franz 116–118, 124

Günther, Anton 215

H

Hager von Allentsteig, Franz 111f.
 Hainisch, Marianne (geb. Perger) 36, 184f.,
 191f.
 Haklik, Wenzel Franz 114
 Hammer-Purgstall, Josef von 147
 Hanappe, Barbara (*siehe* Netuschil, Barba-
 ra)
 Handlos, Magdalena 203, 209f.
 Harrach, Anna Gräfin (geb. Lobkowitz) 187
 Hasselt-Barth, Anna Maria Wilhelmine
 van 154
 Hausner, Elisabeth 202
 Hebenstreit, Elise 170
 Hecker, Johann Julius 51
 Heeger, Ernst Wilhelm 108
 Heeger, Joseph Johann 108
 Heeger, Wenzel Bernhard 108–110
 Heinich, Magdalena 203f.
 Helmpacher, Fanny 41
 Herberstein, Anna Gräfin 42, 135
 Hermann, Johann 114–120, 124, 258
 Herrmann Theresia (Hermann) 170–172
 Heß, Maria von 218
 Hippel, Theodor Gottlieb 69f.
 Hock, Sophie Freiin von 217
 Hocke, Wenzel 116
 Höfel, Johann Nepomuk 163
 Hofer, Joseph 179
 Hofbauer, Clemens Maria 111, 113, 123
 Hoffmann, Josepha 61
 Hoffmann, Nina (geb. Matscheko) 184
 Hofmeister, Franz 38
 Hohenwart, Sigismund Graf 201
 Holmayr, Josef 31
 Holst, Amalia 69f.
 Holzapfel, Joseph 184
 Hornbostel, Helene von (geb. Winkler) 236
 Hoyer, Eleonora 229
 Hoyos-Sprinzenstein, Heinrich 115f., 124
 Hoyos-Sprinzenstein, Julie 143
 Huber, Anna 230
 Hügel, Franz Seraph 232

I

Innhauser, Franz 253

J

Jahn, Friedrich Ludwig 34, 189
 Jahn, Regina 208
 Jong, Friederike 43
 Joseph II., röm.-dt. Kaiser 29, 88f.,
 106–108, 112, 123, 213, 239f., 242

K

Kästner, Friedericke 98
 Kaiser, Joseph 44, 161f., 164, 167f., 170, 173
 Kalmann, Juliane Eleonore 116
 Kaltenbäck, Johann Paul 225
 Karl VI., röm.-dt. Kaiser (als ungarischer
 König Karl III.) 25
 Karoline Auguste von Bayern, Kaiserin von
 Österreich 145, 203, 208
 Kastner, Andreas 249f., 256
 Kaunitz-Rietberg, Aloys Fürst von 245
 Keiderspeck, Caroline 43
 Kindermann, Ferdinand 194
 Klem, Friedrich 90
 Klement, Anna Maria 9, 40f., 58, 240–243,
 247, 256
 Klement, Johann 240, 242
 Klinkowström, Friedrich August von 111,
 113f.
 Kolowrat-Krakowsky, Leopold Wilhelm
 von 239
 Kolowrat-Liebsteinsky, Franz Anton von
 147
 Kompert, Leopold 175
 Koppensteiner, Anna 127f.
 Koppensteiner, Anton Michael 127f., 129,
 131–133, 136–138, 140, 142, 144, 154–157
 Kröger, Johann Christoph 55
 Krünitz, Johann Georg 16, 92
 Krumböck, Franz 59
 Kühnel, Marie (geb. Illersberger) 236
 Kürner, Josepha 44
 Kummerfeld, Karoline 41f.

L

La Roche, Sophie von 71, 73, 79

- Lago, Anton Freiherr von 148, 152, 250
 Lambacher, Theresia 209f.
 Lamberg, Barbara Gräfin (geb. Luzénsky) 40f, 245
 Lamberg, Marie Gräfin 244
 Langer, Anton 224
 Laube, Heinrich 220
 Laube, Iduna 220, 229, 236
 Lažanský von Bukowa, Procop Graf 107
 Lažanský von Bukowa, Maria Ulrike Gräfin (geb. Falkenhayn) 83
 Lefèvre, Delphine 255–257, 260
 Lefèvre, Ludwig Wilhelm 122, 256
 Leibhart, Maria Anna (*siehe* Epp, Marianne)
 Leopold II., röm.-dt. Kaiser 30
 Leopoldine, Erzherzogin von Österreich, Kaiserin von Brasilien 137
 Leprince de Beaumonts, Jeanne Marie 70
 Levetzow, Amalie von 115
 Ley, Erhard Ritter von 242f.
 Liechtenstein, Marie Gräfin 231, 235
 Limbeck von Lilienau, Johann Freiherr 103f.
 Lippitt, Mathilde von 236
 Locatelli, Joseph Graf 234, 246
 Lösch, Candidus 90
 Löwenberg, Emilie 105
 Löwenburg, Johann Jakob Graf 107
 Louis I., Herzog von Orléans 240
 Louis-Philippe I., König der Franzosen 240
 Louis-Philippe II., Herzog von Orléans 240
 Luithlen, Marie 172
 Luzac, Thérèse 239–242
- M**
 Macerata, Fortunatus 57f.
 Machold, Antonie 13, 46, 236
 Madeski, Anna 230
 Madeski, Josef, 230
 Maria Beatrix von Modena-Este, Erzherzogin von Österreich 110
 Maria Karolina, Erzherzogin von Österreich 220
 Maria Ludovika von Este-Modena, Kaiserin von Österreich, Königin von Ungarn 110
 Maria Theresia, Erzherzogin von Österreich, Königin von Böhmen und Ungarn 24–27, 29, 37
 Marie-Louise von Österreich, Erzherzogin 43
 Maschke, Anna 230
 Maschke, Johanna 230
 Mauthner von Mauthstein, Ludwig Wilhelm 232
 Mautner von Markhof, Editha 37
 Maximilian Joseph von Österreich-Este, Erzherzog 111
 Mayer, Anna Maria 211f., 259
 Mensshengen, Ferdinand Freiherr (1801–1885) 136
 Mensshengen, Franz Xaver Freiherr (1798–1890) 136
 Merquin, Franz 44
 Metternich-Winneburg, Clemens Fürst 114, 146f., 153, 199
 Milde, Vincenz Eduard 19f., 59, 61–63, 65, 67, 161, 202, 204, 207, 218, 225, 233, 252
 Morgenbesser, Johann 117
 Moritz, Karl Phillip 71
 Mozart, Wolfgang Amadeus 109, 242
 Müller, Adam Heinrich 110–114
 Muth, Julie von 46
 Muth, Peter von 46
- N**
 Napoleon I. Bonaparte, Kaiser der Franzosen 108
 Netuschil, Barbara 98–100, 123, 258
 Netuschil, Franz 98–100
 Neuwall, Gabriele von 226
 Niebauer, Anton Freiherr von 222
 Niemeyer, August Hermann 65, 74
 Niepce, Joseph Nicéphore 146
 Nostitz, Pauline Gräfin (geb. Freiin des Granges) 219

O

Oest, Johann Friedrich 64
 Oesterreicher, Aloisia 156
 Oesterreicher, Hieronimus (Hieronymus)
 145, 149
 Osiander, Friedrich Benjamin 75
 Ostoich, Louise von (*siehe* Louise Schilling)
 Ostoich, Marianne von 44, 244f., 247, 250
 Ottenberger, Joseph 104
 Otto-Peters, Louise 166

P

Papst, Theresia 66
 Paul, Jean 141
 Pereira-Arnstein, Henriette Baronin 229
 Perger, Marianne (*siehe* Hainisch, Marianne)
 Perin(-Gradenstein), Karoline von 222
 Pestalozzi, Johann Heinrich 68f, 169, 180f.,
 185, 188
 Petritsch, Fanny 35
 Petritsch, Leopoldine 35
 Petzval, Joseph 146
 Phillisdorf, Elise von 122
 Pichler, Caroline 75, 81, 206
 Pick, Adolf Joseph 175f.
 Pilat, Joseph Anton von 111, 114
 Pillersdorf, Franz Xaver Freiherr von 248
 Planer, Apolonia 242
 Plaschesky-Bauer, Katharina 45
 Pleban, Anna 44
 Pollitzer, Mathias 248
 Pongracz, Anna Freiin von 177
 Porias, Lazar 102
 Possanner von Ehrental, Benjamin 178,
 191
 Possanner von Ehrental, Ernst 179, 191
 Possanner von Ehrental, Gabriele 191
 Possanner von Ehrental, Amalia 179
 Possanner von Ehrental, Auguste 179
 Possanner von Ehrental, Camilla (verh.
 Jüllig) 179
 Possanner von Ehrental, Maria 179
 Possanner, Susanne 179
 Prokesch, Wenzel 148

Pudewitter Karoline 44

R

Rabenbauer, Barbara 230
 Rabenbauer, Hedwig 230
 Radislovitsch, Elisabeth 233
 Ramler, Karl Wilhelm 71
 Rauscher, Joseph Othmar von 225
 Reichmann, Elise 42f.
 Reichmann von Hochkirchen, Augustin
 Freiherr von 61, 203
 Reisner, Emily 46
 Reméle, Johann Nepomuk 231
 Rettich, Julie 220
 Rio, Emanuel 137
 Rössler, Barbara 228
 Rössler, Eleonora 228
 Rousseau, Jean Jacques 60, 62, 68, 108f.,
 196, 241
 Rudesch, Katharina 204
 Rudolphi, Caroline 70

S

Said, Mussa 178
 Salzmann, Christian Gotthilf 71, 196f.
 Sand, George 169
 Schabl, Katharina 37f.
 Scherer, Sophie von 84
 Schilling, Ernst 247–254
 Schilling, Louise 247–256, 260
 Schirnding, Ferdinand Leopold 65
 Schlesinger, Caroline (Karoline) 174
 Schlesinger Josephine 176
 Schlesinger, Katharina 174
 Schlesinger, Max 163
 Schmidt, Anne 18
 Schönaich, Franz 252
 Schreibers, Anton 242f., 246, 249
 Schröckh, Johann Matthias 71
 Schubert, Franz 245
 Schubert, Johann 121
 Schüller, Joseph Ritter von 243
 Schütz, Aloysia 247, 254
 Schulz, Anna 225
 Schumpeter, Joseph 92

- Schwarz, Anna Maria (*siehe* Anna Maria Klement)
- Schwarzenberg, Eleonore Fürstin
- Schwarzwald, Eugenie 14
- Seegen, Joseph 163
- Schirnding, Ferdinand Leopold Graf 65, 142
- Sedlnitzky von Choltitz, Josef 104
- Seifert, Carl 187
- Sextro, Heinrich Philipp 196
- Sidler, Elise 167
- Sievers, Ludwig 230
- Sina, Georg Simon Freiherr von 220
- Sophie Friederike von Bayern, Erzherzogin von Österreich 42, 135, 219
- Spitälner, Josephine 176
- Spitzer, Jakob 161f., 168, 179
- Stadlin, Josephine 166f., 169
- Staël, Germaine de 77
- Steulet, Augustine 256
- Steyber, Ottilie von 170, 187
- Stöger, Leopold 257
- Strasser, Mathilde 230
- Swieten, Gerard van 24, 29
- Swieten, Gottfried van 29
- Swoboda, August 44
- Swoboda, Franz 90
- Swoboda, Viktoria (verh. Klem) 90
- Swoboda, Mathias 243–245
- Szántó, Caroline (oder Karoline) 172, 175f., 180, 188
- Szántó, Joseph 173–175, 177, 180
- Szántó, Simon 173–175, 177f.
- T**
- Talbot, William Henry Fox 146
- Thuma, Josef. 163
- Thun-Hohenstein, Leo(pold) Graf 118, 160, 162
- Tissot, Samuel Auguste 60
- Titl, Anton Emil 154
- U**
- Ugarte, Alois Graf 58, 244–246
- Unger, Flora 101–105, 123, 174, 258
- Unger, Joseph (Josef) 101
- Unger, Martin 101, 105
- V**
- Vasquez(-Pinas von Löwenthal), Carl 113, 116
- Veith, Johann Emanuel 215, 218
- Vetter von Lilienberg, Angelica Gräfin 226
- Voigtländer, Peter Wilhelm Friedrich von 146
- W**
- Wagemann, Arnold 196
- Wagemann, Ludwig Gerhard 196
- Wallis, Maria (geb. Hoyos) Gräfin 67
- Wehli, Sigmund Franz 124
- Weisenberger, Francisca 208
- Weiss, Josepha 154
- Welden, Ludwig Freiherr von 194, 215, 219–222
- Weller, Josepha 39
- Werner, Anna 124
- Wertheimer, Joseph von 206–208
- Weveld, Maria Anna 43
- Wilderspin, Samuel 206
- Witkowski, Josepha 208
- Wolf, Gerson 206
- Wollstonecraft, Mary 70
- Wutka, Antonie 67–73, 76–78, 80, 82, 84, 99, 253, 258
- Wrbna von Freudenthal, Rudolf Graf 137
- Z**
- Zéhé, Barbara 240
- Zenner, Ferdinand 170

Gedruckte Quellen und Literatur

- Achs, Oskar/Krassnigg, Albert: Drillschule, Lernschule, Arbeitsschule. Otto Glöckel und die österreichische Schulreform in der Ersten Republik, Wien: Jugend und Volk 1974.
- Albisetti, James C.: Could Separate Be Equal? Helene Lange and Women's Education in Imperial Germany, in: *History of Education Quarterly* 22/3 (1982), S. 301–317.
- Albisetti, James C.: *Schooling German Girls and Women. Secondary and Higher Education in the Nineteenth Century*, Princeton: Princeton University Press 1988.
- Allen, Ann Taylor: *Feminism and Motherhood in Germany, 1800–1914*: Rutgers University Press 1991.
- Anderson, Benedict: *Imagined Communities. Reflections on the Origin and Spread of Nationalism*, London, New York: Verso 2006.
- Antengruber, Peter/Nemec, Birgit/Rathkolb, Oliver/Wenninger, Florian: *Umstrittene Wiener Straßennamen. Ein kritisches Lesebuch*, Wien: Pichler Verlag 2014.
- Ariès, Philippe: *Geschichte der Kindheit*, München: dtv 1998.
- Aumüller, Ursula: Industrieschule und ursprüngliche Akkumulation in Deutschland. Die Qualifizierung der Arbeitskraft im Übergang von der feudalen in die kapitalistische Produktionsweise, in: Ursula Aumüller/Klaus L. Hartmann (Hg.), *Schule und Staat im 18. und 19. Jahrhundert. Zur Sozialgeschichte der Schule in Deutschland*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1974, S. 9–145.
- Ausweis über die bei dem Ofner Frauen-Verein, zur Unterstützung der Armen während der Jahre 1823, 1824 und 1825 eingegangenen, und verwendeten milden Beiträge, Ofen: königl. Pesther Universitäts-Schriften 1826.
- Badinter, Élisabeth: *The Myth of Motherhood*, London: Souvenir Press 1981.
- Bandhauer-Schöffmann, Irene: Finanz- und Wirtschaftsautonomie österreichischer Frauen im 19. und 20. Jahrhundert, in: Gabriele Michalitsch/Erna Nairz-Wirth (Hg.), *Frauen außer Konkurrenz?*, Frankfurt a.M./Wien: Peter Lang 2002, S. 13–54.
- Bandhauer-Schöffmann, Irene: Der Schumpetersche Unternehmer. Eine feministische Kritik an einer Erzählung über moderne Männlichkeit, in: *Kurswechsel* 1 (2002), S. 22–31.
- Barth, Susanne: *Mädchenlektüren. Lesediskurse im 18. und 19. Jahrhundert*, Frankfurt/New York: Campus Verlag 2002.

- Barth-Scalmani, Gunda: Geschlecht: weiblich, Stand: ledig, Beruf: Lehrerin. Grundzüge der Professionalisierung des weiblichen Lehrberufs im Primarschulbereich in Österreich bis zum Ersten Weltkrieg, in: Brigitte Mazohl-Wallnig (Hg.), *Bürgerliche Frauenskultur im 19. Jahrhundert*, Wien/Köln/Weimar 1995, S. 343–402.
- Barth-Scalmani, Gunda: Salzburger Handelsfrauen, Frätschlerinnen, Fragnerinnen: Frauen in der Welt des Handels am Ende des 18. Jahrhunderts, in: *L'Homme. Europäische Zeitschrift für Feministische Geschichtswissenschaft* 6/1 (1995), S. 23–45.
- Bauernfeld, Eduard von: *Aus Alt- und Neu-Wien*, Wien: Wilhelm Braumüller 1873.
- Bauernfeld, Eduard von: *Großjährig. Lustspiel in zwei Akten*, in: Emil Horner (Hg.), *Bauernfelds ausgewählte Werke in vier Bänden, Band 4*, Leipzig: Hesses 1905.
- Becher, Siegfried: *Statistische Übersicht der Bevölkerung der österreichischen Monarchie nach den Ergebnissen der Jahre 1834 bis 1840*, Stuttgart: J. G. Cotta 1841.
- Becker, Peter: Sprachvollzug: Kommunikation und Verwaltung, in: Peter Becker (Hg.), *Sprachvollzug im Amt. Kommunikation und Verwaltung im Europa des 19. und 20. Jahrhunderts*, Bielefeld 2001, S. 9–44.
- Bericht über die erste allgemeine österreichische Gewerbsprodukten-Ausstellung im Jahre 1835, Wien: Gerold 1835.
- Bericht über die Wirksamkeit des unter dem Schutze der Erzherzogin Marie stehenden Frauenvereines für Arbeitsschulen seit der letzten Generalversammlung den 26. April 1857, Wien: Mechitharisten 1858.
- Bernold, Monika/Gehmacher, Johanna: *Auto/Biographie und Frauenfrage. Tagebücher, Briefwechsel, Politische Schriften von Mathilde Hanzel-Hübner (1884–1970)*, Wien/Köln/Weimar: Böhlau 2003.
- Bisanz, Hans: *Authentisches Biedermeier. Malerei und Graphik*, in: Robert Waissenberger (Hg.), *Wien 1815–1848. Bürgersinn und Aufbegehren. Die Zeit des Biedermeier und Vormärz*, Fribourg/Wien: Office du Livre/Ueberreuter 1986, S. 161–189.
- Blumenbach, Wenzel Carl Wolfgang: *Neueste Landeskunde von Oesterreich unter der Ens 2*, Güns: Carl Reichard's Verlag 1835.
- Blumesberger, Susanne: *Handbuch der österreichischen Kinder- und Jugendbuchautorinnen. Band 2: M–Z*, Wien/Köln/Weimar: Böhlau 2014.
- Bosse, Heinrich: *Bildungsrevolution 1770–1830*, Heidelberg: Winter 2012.
- Bourdieu, Pierre: *The biographical illusion* [1986], in: Paul du Gay/Jessica Evans/Peter Redman (Hg.), *Identity: a reader*, Los Angeles/London/New Delhi/Singapore/Washington DC: SAGE, The Open University 2002, S. 297–303.
- Bowman, William David: *Priest and parish in Vienna. 1780 to 1880*, Boston: Humanities Press 1999.
- Boyer, John W.: *Political Radicalism in late Imperial Vienna. Origins of the Christian Social Movement, 1848–1897*, Chicago/London: The University of Chicago Press 1981.
- Boyer, Ludwig: *Elementarschulen und Elementarunterricht in Österreich. Illustrierte Chronik der Schul- und Methodengeschichte von den ältesten Quellen bis zum Ende des 19. Jahrhunderts*, Graz: Leykam 2012.
- Brakensiek, Stefan: *Projektmacher. Zum Hintergrund ökonomischen Scheiterns in der Frühen Neuzeit*, in: Stefan Brakensiek/Claudia Claridge (Hg.), *Fiasko – Scheitern in der Frühen Neuzeit*, Bielefeld: transcript Verlag 2015, S. 39–58.

- Branky, Franz: Das k. k. Civil-Mädchen-Pensionat in Wien. Eine Denkschrift zur Säcularfeier der im Jahre 1786 vom Kaiser Josef II. zur Heranbildung von Lehrerinnen und Erzieherinnen gegründeten Bildungsstätte, Wien: Selbstverlag des k. k. Civil-Mädchen-Pensionats 1886.
- Brehmer, Ilse: Auf den Spuren der Frauen, in: Ilse Brehmer/Gertrud Simon (Hg.), Geschichte der Frauenbildung und Mädchenerziehung in Österreich, Graz: Leykam 1997, S. 11–15.
- Brehmer, Ilse: »Sie war in Höflichkeit gewandt. In Kunst geübt mit Mund und Hand. Die schöne Maid sprach rein – Französisch und Latein«, in: Ilse Brehmer/Gertrud Simon (Hg.), Geschichte der Frauenbildung und Mädchenerziehung in Österreich, Graz: Leykam 1997, S. 29–31.
- Brezinka, Wolfgang: Pädagogik in Österreich. Die Geschichte des Faches and den Universitäten vom 18. bis zum Ende des 20. Jahrhunderts. Band 1: Einleitung: Schulwesen, Universitäten und Pädagogik im Habsburger-Reich und in der Republik. Pädagogik an der Universität Wien, Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 2000.
- Bruce, Emily C.: Reading German Girlhood: Louise Tilly and the Agency of Girls in European History, in: *Social Science History* 38/1–2 (2015), S. 97–103.
- Buchmann, Bertrand Michael: Kultus und Kultur, in: Ferdinand Opll/Peter Csendes (Hg.), Wien: Geschichte einer Stadt. 3. Von 1790 bis zur Gegenwart, Wien/Köln/Weimar: Böhlau 2006, S. 149–157.
- Burger, Hannelore: Sprachenrecht und Sprachgerechtigkeit im österreichischen Unterrichtswesen 1867–1918, Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 1995.
- Burger, Hannelore: Zur Geschichte der Staatsbürgerschaft der Frauen in Österreich. Ausgewählte Fallstudien aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, in: *L'Homme. Europäische Zeitschrift für Feministische Geschichtswissenschaft* 10/1 (1999), S. 38–44.
- Burger, Hannelore: Heimatrecht und Staatsbürgerschaft österreichischer Juden. Vom Ende des 18. Jahrhunderts bis in die Gegenwart, Wien/Köln/Graz: Böhlau 2014.
- Campe, Joachim Heinrich: Ueber die früheste Bildung junger Kinderseelen im ersten und zweiten Jahre der Kindheit, in: Joachim Heinrich Campe (Hg.), *Allgemeine Revision des gesammten Schul- und Erziehungswesens von einer Gesellschaft praktischer Erzieher*, Hamburg: Bohn 1785, S. 3–296.
- Campe, Joachim Heinrich: *Väterlicher Rath für meine Tochter*, Braunschweig: Schulbuchhandlung 1789.
- Cannadine, David: *The rise and fall of class in Britain*, New York: Columbia University Press 1999.
- Carpenter, Katie: Educating the scientific housewife: the conceptualisation of housework in English girls' day schools, 1870–1914, in: *Paedagogica Historica* 59/4 (2023), S. 611–629.
- Casale, Rita: J. H. Campe und die tugendhafte zweite Natur, in: Jörn Garber (Hg.), »Die Stammutter aller guten Schulen«. Das Dessauer Philanthropinum und der deutsche Philanthropismus 1774–1793, Tübingen: Max Niemeyer Verlag 2008, S. 335–356.

- Cerman, Ivo: Empfindsame Briefe. Familienkorrespondenz der Adeligen im Ausgang des 18. Jahrhunderts, in: *Společnost v zemích habsburské monarchie a její obraz v pramenech (1526–1740) Opera historica* 11 (2006), S. 283–301.
- Chaudhuri, Shohini: *Feminist Film Theorists: Laura Mulvey, Kaja Silverman, Teresa de Lauretis, Barbara Creed*, London/New York: Routledge 2006.
- Chimani, Leopold: *Wanderungen auf vaterländischem Gebiete. Ein lehrreiches Lesebuch für die Jugend zur Kenntniß des Vaterlandes und dessen Bewohner*, Wien: Mayer und Compagnie 1813.
- Chimani, Leopold: *Theoretisch-practischer Leitfaden für Lehrer in Kinder-Bewahranstalten enthaltend die Organisation derselben [...]*, Wien: Verlag des Hauptvereines der Kinder-Bewahranstalten 1832.
- Clark, Linda L.: *The Rise of Professional Women in France. Gender and Public Administration since 1830*, Cambridge: Cambridge University Press 2004.
- Clias, Phokion Heinrich: *Kallisthenie oder Übung zur Schönheit und Kraft für Mädchen*, Bern: C. A. Jenni 1829.
- Coen, Deborah R.: *Vienna in the age of uncertainty. Science, liberalism, and private life*, Chicago: University of Chicago Press 2007.
- Coffin, Judith G.: *The Politics of Women's Work: The Paris Garment Trades, 1750–1915*, Princeton: Princeton University Press 1996.
- Cohen, Deborah: *The War Come Home: Disabled Veterans in Britain and Germany, 1914–1939*, Berkeley: University of California Press 2001.
- Cohen, Gary B.: *Education and middle-class society in imperial Austria 1848–1918*, West Lafayette: Purdue University Press 1996.
- Comenius, Johann Amos: *Orbis Sensualium Pictus, Noribergae: Typus et Sumptibus Michaelis Endteri* 1658.
- Cunningham, Hugh: *Children and Childhood in Western Society Since 1500*, Harlow: Pearson Education Limited 2005.
- Davidoff, Leonore: *Thicker than Water: Siblings and Their Relations, 1780–1920*, Oxford: Oxford University Press 2012.
- De Bellaigue, Christina: *Educating women. Schooling and identity in England and France, 1800–1867*, Oxford: Oxford University Press 2007.
- Dekker, Jeroen J. H./Groenendijk, Leendert F.: Philippe Ariès's discovery of childhood after fifty years: the impact of a classic study on educational research, in: *Oxford Review of Education* 38/2 (2012), S. 133–147.
- Deutsch, Otto Erich: *Austrian Currency Values and Their Purchasing Power (1725–1934)*, in: *Music & Letters* 15/3 (1934), S. 236–238.
- Diemel, Christa: *Adelige Frauen im bürgerlichen Jahrhundert. Hofdamen, Stiftsdamen, Salondamen 1800–1870*, Frankfurt a. M.: Fischer 1998.
- Eder, Franz X.: *Diskurs und Sexualpädagogik: Der deutschsprachige Onanie-Diskurs des späten 18. Jahrhunderts*, in: *Paedagogica Historica* 39/6 (2003), S. 719–735.
- Eitler, Pascal/Olsen, Stephanie/Jensen, Uffa: Introduction, in: Pascal Eitler/Ute Frevert/Stephanie Olsen/Uffa Jensen/Margrit Pernau/Daniel Brückenhaus/Magdalena Beljan/Benno Gammerl/Anja Laukötter/Bettina Hitzer/Jan Plamper/Julianne Brauer/Joachim C. Häberlen (Hg.), *Learning How to Feel. Children's Literature and Emotional Socialization, 1870–1970*, Oxford: Oxford University Press 2014, S. 1–20.

- Engelbrecht, Helmut: Geschichte des österreichischen Bildungswesens. Erziehung und Unterricht auf dem Boden Österreichs. Von der frühen Aufklärung bis zum Vormärz, Band 3, Wien: ÖBV 1984.
- Engelbrecht, Helmut: Geschichte des österreichischen Bildungswesens. Erziehung und Unterricht auf dem Boden Österreichs. Von 1848 bis zum Ende der Monarchie, Band 4, Wien: ÖBV 1986.
- Engelhardt, Ulrich: Zum Begriff der Glückseligkeit in der kameralistischen Staatslehre des 18. Jahrhunderts, in: Zeitschrift für Historische Forschung 8/1 (1981), S. 37–79.
- Erster Jahres-Bericht über Entstehen, Geist und Wirken des Frauen-Wohltätigkeits-Vereines in Wien seit seiner Gründung im Jahre 1848 bis zum Schlusse des Jahres 1849, Wien: L. W. Seidel 1850.
- Ewald, Johann Ludwig: Die Kunst ein gutes Mädchen, eine gute Gattin, Mutter und Hausfrau zu werden. Ein Handbuch für erwachsene Töchter, Gattinnen und Mütter, Band 1, Bremen: Wilmans 1798.
- Exner, Franz Serafin: Entwurf der Grundzüge des öffentlichen Unterrichtswesens in Österreich, Wien 1848.
- Fabri, Johann Ernst: Geographie für alle Stände. Fünf Bände, Leipzig: Schwickert 1786–1808.
- Fejtová, Olga/Hlavačka, Milan: »For You Always Have the Poor With You...«: From Charity to Municipal Social Policy, in: Milan Hlavačka/Olga Fejtová/Václava Horčáková/Veronika Knotková (Hg.), Poverty, Charity and Social Welfare in Central Europe in the 19th and 20th Centuries, Newcastle-upon-Tyne: Cambridge Scholars Publishing 2017, S. 6–21.
- Felbiger, Johann Ignaz von: Methodenbuch für Lehrer der deutschen Schulen in den kaiserlich-königlichen Erbländern, Wien: Verlagsgesellschaft der deutschen Schulanstalt 1775.
- Felbiger, Johann Ignaz von: ABC oder Namenbüchlein. Zum Gebrauche der Schulen in den kaiserlich-königlichen Staaten, Linz: Johann Michael Feichtinger selige Wittwe 1786.
- Feldbauer, Peter: Kinderelend in Wien. Von der Armenkinderpflege zur Jugendfürsorge, 17.–19. Jahrhundert, Wien: Verlag für Gesellschaftskritik 1980.
- Ferenczi, Sándor: Sprachverwirrung zwischen den Erwachsenen und dem Kind. Die Sprache der Zärtlichkeit und der Leidenschaft, in: PSYCHE (1967), S. 256–265.
- Fillafer, Franz Leander: Aufklärung habsburgisch. Staatsbildung, Wissenskultur und Geschichtspolitik in Zentraleuropa, 1750–1850, Göttingen: Wallstein 2020.
- Fladung, J. A. F.: Populäre Vorträge über Physik für Damen, Wien: Ghelen'sche Erben 1831.
- Flich, Renate: »Die Erziehung des Weibes muß eine andere werden« (Louise Otto-Peters). Mädchenschulalltag im Rahmen bürgerlicher Bildungsansprüche, in: Brigitte Mazohl-Wallnig (Hg.), Bürgerliche Frauenkultur im 19. Jahrhundert, Wien/Köln/Weimar: Böhlau 1995, S. 269–299.
- Flich, Renate: Bildungsbestrebungen und Frauenbewegungen, in: Adam Wandruszka (Hg.), Die Habsburgermonarchie 1848–1918, Band 8/1, Wien: Österreichische Akademie der Wissenschaften 2006, S. 941–964.

- Forster, Ellinor: Handlungsspielräume von Frauen und Männern im österreichischen Eherecht. Geschlechterverhältnisse im 19. Jahrhundert zwischen Rechtsnormen und Rechtspraxis. Unveröffentlichte Dissertation, Innsbruck 2008.
- Foucault, Michel: *History of Sexuality*, New York: Pantheon Books 1978.
- Foucault, Michel: *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*, Berlin: Suhrkamp 1993.
- Frank, Hans: Photographen der 1840er und 1850er Jahre in Österreich (Daguerreotypisten, Kalotypisten, Ambrotypisten und Photographen, die sehr früh das Collodiumverfahren anwendeten, in: Christian Brandstätter (Hg.), *Vom Zauber alter Licht-Bilder. Frühe Photographie in Österreich 1840–1860*, Wien: Molden Edition 1981, S. 93–110.
- Franke-Meyer, Diana: *Kleinkindererziehung und Kindergarten im historischen Prozess. Ihre Rolle im Spannungsfeld zwischen Bildungspolitik, Familie und Schule*, Bad Heilbrunn: Klinkhardt 2011.
- Frankfurter, Salomon: Josef Unger. *Das Elternhaus – die Jugendjahre 1828–1857*, Wien, Leipzig: Wilhelm Braumüller k.k. Universitäts-Buchhandlung 1917.
- Frankl, Ludwig August: *Beginn meiner medizinischen Lehrjahre*, in: Anton Bettelheim (Hg.), *Biographische Blätter. Jahrbuch für lebensgeschichtliche Kunst und Forschung*, Band 2, Berlin: Ernst Hofmann 1896, S. 143–152.
- Frauen-Wohltätigkeitsverein für Wien und Umgebung: *Erster Jahresbericht des Frauen-Wohltätigkeitsvereines in Wien seit seiner Gründung im Jahre 1848 bis zum Schlusse des Jahres 1849*, Wien: L. W. Seidel 1850.
- Frauen-Wohltätigkeitsverein für Wien und Umgebung: *Zweiter Jahresbericht des Frauen-Wohltätigkeitsvereines in Wien und Umgebung. Vom 1. Jänner bis letzten Dezember 1850*, Wien: L. W. Seidel 1851.
- Frauen-Wohltätigkeits-Verein für Wien und Umgebung: *Zehnter Jahresbericht des Frauen-Wohltätigkeits-Vereines für Wien und Umgebung. Vom 1. Jänner bis letzten Dezember 1858*, Wien: A. Pichler's Witwe & Sohn 1859.
- Frauen-Wohltätigkeitsverein für Wien und Umgebung: *Jubiläumsrückschau und Rechenschaftsbericht des Frauen-Wohltätigkeitsvereines für Wien und Umgebung*, 1908, Wien: Verlag des Vereines 1909.
- Frauen-Verein für Arbeits-Schulen: *Rückblick auf die einundzwanzigjährige Wirksamkeit des Frauenvereines für Arbeitsschulen*, Wien: Erste Wiener Vereinsdruckerei 1872.
- Frevort, Ute: *Bürgerliche Meisterdenker und das Geschlechterverhältnis. Konzepte, Erfahrungen, Visionen an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert*, in: Ute Frevort (Hg.), *Bürgerinnen und Bürger*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1988, S. 17–48.
- Friedrich, Margret: *Versorgungsfall Frau? Der Wiener Frauen-Erwerb-Verein – Gründungszeit und erste Jahre des Aufbaus*, in: *Studien zur Wiener Geschichte* 47/48 (1991/1992), S. 263–308.
- Friedrich, Margret: *Hatte Vater Staat nur Stieftöchter? Initiativen des Unterrichtsministeriums zur Mädchenbildung 1848–1914*, in: Brigitte Mazohl-Wallnig (Hg.), *Bürgerliche Frauenkultur im 19. Jahrhundert*, Wien/Köln/Weimar: Böhlau 1995, S. 301–342.

- Friedrich, Margret: Zur Tätigkeit und Bedeutung bürgerlicher Frauenvereine im 19. Jahrhundert in Peripherie und Zentrum, in: Brigitte Mazohl-Wallnig (Hg.), *Bürgerliche Frauenkultur im 19. Jahrhundert*, Wien/Köln/Weimar: Böhlau 1995, S. 125–173.
- Friedrich, Margret: »Dornröschen schlafe hundert Jahr...«. Zur Geschichte der Mädchenbildung in Österreich im 19. Jahrhundert, in: Margret Friedrich/Peter Urbanitsch (Hg.), *Von Bürgern und ihren Frauen*, Wien/Köln/Weimar: Böhlau 1996, S. 181–196.
- Friedrich, Margret: »Ein Paradies ist uns verschlossen ...«. Zur Geschichte der schulischen Mädchenerziehung in Österreich im »langen« 19. Jahrhundert, Wien/Köln/Weimar: Böhlau 1999.
- Fröhlich, Betty und Marie: Die Lehr- und Erziehungsanstalt für Töchter, geleitet von Betty und Marie Fröhlich. Gedrängte Darstellung der Grundsätze, nach welchen sie vorgeht, und ihrer inneren Organisation und Wirksamkeit, nebst Notizen über die im Interesse der Bildung des weiblichen Geschlechtes unternommenen Rundreisen durch Deutschland, Belgien, Frankreich und die Schweiz, Wien: J. F. Greß 1853.
- Frysak, Elisabeth: Die petitionsrechtlichen Forderungen der österreichischen bürgerlichen Frauenbewegung zur Änderung des Ehe- und Familienrechts um die Jahrhundertwende, in: *L'Homme. Europäische Zeitschrift für Feministische Geschichtswissenschaft* 14/1 (2003), S. 65–82.
- Geertz, Clifford: *Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1991.
- Gehmacher, Johanna/Mesner, Maria: Geschlechtergeschichte/n in Bewegung, in: Johanna Gehmacher/Maria Mesner (Hg.): *Frauen- und Geschlechtergeschichte. Positionen/Perspektiven*, Innsbruck/Wien/Bozen: Studien-Verlag 2003, S. 7–17.
- Gemeinnützig und erheiternder Haus-Kalender für das österreichische Kaiserthum, Wien: Anton Strauß 1829.
- Geremek, Bronislaw: *Poverty. A History*, Hoboken: Wiley-Blackwell 1991.
- Gerhalter, Li: *Tagebücher als Quellen. Forschungsfelder und Sammlungen seit 1800* (L'Homme Schriften. Reihe zur Feministischen Geschichtswissenschaft Band 27), Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2021.
- Gerstel, Adolf Heinrich: *Die Witwen-Societät der medizinischen Facultät zu Wien, von 1758 bis 1858. Historische Skizze zur Säcular-Feier auf Veranlassung der Societät auf den Quellen verfasst von ihrem Actuare und Mitgliede*, Wien: Mechitharisten Buchdruckerei 1858.
- Geusau, Anton Reichsritter v: *Geschichte der Stiftungen, Erziehungs- und Unterrichtsanstalten in Wien*, Wien: Eigenverlag 1803.
- Giddens, Anthony: *The Constitution of Society*, Berkeley: University of California Press 1984.
- Gilbert, Sandra M./Gubar, Susan: *The Madwoman in the Attic*, New Haven/London: Yale University Press 2000.
- Glaser, Edith: Lehrerinnen als Unternehmerinnen, in: Meike Sophia Baader/Helge Keller/Elke Kleinau (Hg.), *Bildungsgeschichten. Geschlecht, Religion und Pädagogik in der Moderne. Festschrift für Juliane Jacobi zum 60. Geburtstag*, Wien/Köln/Weimar: Böhlau 2006, S. 179–193.
- Gleim, Betty: *Erziehung und Unterricht des weiblichen Geschlechts*, Leipzig: G. J. Göschen 1810.

- Godsey, William D.: A Noblewoman's Changing Perspective on the World: The Habsburg Patriotism of Rosa Neipperg-Lobkowitz (1832–1905), in: *Austrian History Yearbook* 47 (2016), S. 37–60.
- Godsey, William D.: Nation, Government, and ›Anti-Semitism‹ in Early Nineteenth-Century Austria, in: *The Historical Journal* 51/1 (2008), S. 49–85.
- Goethe, Johann Wolfgang von: *Die Leiden des jungen Werthers*, Leipzig: Weygand 1774.
- Goltermann, Svenja: *Körper der Nation. Habitusformierung und die Politik des Turnens 1860–1890*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1998.
- Good, David F.: *The economic rise of the Habsburg empire, 1750–1914*, Berkeley, CA: University of California Press 1984.
- Gottas, Friedrich: Die Geschichte des Protestantismus in der Habsburgermonarchie, in: Adam Wandruszka/Peter Urbanitsch (Hg.), *Die Habsburgermonarchie 1848–1918*, Wien 1995, S. 489–595.
- Greif, Wolfgang: Wider die gefährlichen Classen. Zum zeitgenössischen Blick auf die plebejische Kultur im Wiener Vormärz, in: *OeZG* 2/2 (1991), S. 59–80.
- Griesebner, Andrea: Vom Brief zum Forschungsprojekt. Rekonstruktion des Forschungsprozesses oder Mikrogeschichte angewandt, in: Ewald Hiebl/Ernst Langthaler (Hg.), *Im Kleinen das Große suchen*, Innsbruck/Wien: StudienVerlag 2012, S. 92–105.
- Griesebner, Andrea/Hehenberger Susanne: Intersektionalität. Ein brauchbares Konzept für die Geschichtswissenschaften?, in: Vera Kallenberg/Jennifer Meyer/Johanna M. Müller (Hg.), *Intersectionality und Kritik*, Wiesbaden: Springer 2013, S. 105–124.
- Griesebner, Andrea: Marriage and Divorce in the First Half of the 19th Century: Microstudies from the Artistic Field of Vienna, in: Andrea Lindmayr-Brandl/Birgit Lodes/Melanie Unseld (Hg.), *Women's agency in Schubert's Vienna*, Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 2024, S. 99–136.
- Grimm, Gerald: Expansion, Uniformierung, Disziplinierung. Zur Sozialgeschichte der Schulerziehung in Österreich im Zeitalter des aufgeklärten Absolutismus, in: Wolfgang Schmale/Nan L. Dodde (Hg.), *Revolution des Wissens? Europa und seine Schulen im Zeitalter der Aufklärung (1750–1825)*. Ein Handbuch zur europäischen Schulgeschichte, Bochum: Dr. Dieter Winkler 1991, S. 225–254.
- Gruber Florek, Olivia: The Absent Empress. Photomontage, Monarchy, and Celebrity in the Nineteenth Century, in: Werner Telesko (Hg.), *Die Repräsentation der Habsburg-Lothringischen Dynastie in Musik, visuellen Medien und Architektur*, Wien/Köln/Weimar: Böhlau 2017, S. 80–94.
- Haarmann, Daniela: Das Königreich Ungarn. Ein vielsprachiges Reich, in: *Yearbook of the Society for 18th Century Studies on South Eastern Europe* 3, *Language and Society in 18th Century South Eastern Europe/Sprache und Gesellschaft in Südosteuropa im 18. Jahrhundert* (2020), S. 42–65.
- Habitzel, Kurt: Die Wahrnehmung des »österreichischen« Historischen Romans im Literatursystem des Vormärz, in: Herbert Arlt/Donald G. Daviau (Hg.), *Geschichte der österreichischen Literatur*, St. Ingberg: Röhrig 1996, S. 640–651.
- Hagemann, Karen: »Männlicher Muth und teutsche Ehre«: Entwürfe von Nation, Krieg und Geschlecht in der Zeit der Antinapoleonischen Kriege Preußens, Paderborn: Schöningh 2002.

- Hähn, Johann Friedrich: Berlinisches neu eingerichtetes ABC-Buchstabir- und Lese-Büchlein, Berlin: Verlag des Buchladens der Real-Schule 1758.
- Hainisch, Marianne: Zur Frage des Frauen-Unterrichtes. Vortrag gehalten bei der dritten General-Versammlung des Wiener Frauen-Erwerb-Vereines, Wien: Erste Wiener Vereins-Buchdruckerei 1870.
- Hämmerle, Christa/Saurer, Edith: Frauenbriefe – Männerbriefe? Überlegungen zu einer Briefgeschichte jenseits von Geschlechterdichotomien, in: Christa Hämmerle/Edith Saurer (Hg.), Briefkulturen und ihr Geschlecht. Zur Geschichte der privaten Korrespondenz vom 16. Jahrhundert bis heute (L'Homme Schriften. Reihe zur Feministischen Geschichtswissenschaft Band 7), Wien/Köln/Weimar: Böhlau 2003, S. 7–33.
- Hannak, Emanuel: Die Schule, in: Gemeinderath der Stadt Wien (Hg.), Wien 1848–1888, Band 2, Wien: Verlag: Commissions-Verlag von Carl Konegen 1888, S. 2–128.
- Hardach-Pinke, Irene: Erziehung und Unterricht durch Gouvernanten, in: Claudia Opitz/Elke Kleinau (Hg.), Geschichte der Mädchen und Frauenbildung, Band 1: Vom Mittelalter zur Aufklärung, Frankfurt/New York: Campus Verlag 1996, S. 409–427.
- Harmat, Ulrike: Ehe auf Widerruf? Der Konflikt um das Eherecht in Österreich 1918–1938, Frankfurt a.M.: Klostermann 1999.
- Hauch, Gabriella: Frau Biedermeier auf den Barrikaden. Frauenleben in der Wiener Revolution 1848, Wien: Verlag für Gesellschaftskritik 1990.
- Hauch, Gabriella: Politische Wohltätigkeit – wohltätige Politik. Frauenvereine in der Habsburgermonarchie bis 1866, in: Zeitgeschichte 19 7/8 (1992), S. 200–214.
- Hauch, Gabriella: Achtundvierzigerinnen auf der Flucht. Anmerkungen zur geschlechtsspezifischen politischen Emigration und zum Transfer von Frauenemanzipation nach der Niederschlagung der Revolution 1848/49, in: L'Homme. Europäische Zeitschrift für Feministische Geschichtswissenschaft 15/2 (2004), S. 291–295.
- Hausen, Karin: Die Polarisierung der »Geschlechtscharaktere« – Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben, in: Werner Conze (Hg.), Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas, Stuttgart: Ernst Klett 1976, S. 363–393.
- Hausensteiner, Ernst: Evangelische Schulen Wiens, in: Karl Weinberger (Hg.), Evangelisch in Wien. 200 Jahre Evangelische Gemeinden, Wien: Eigenverlag der Museen der Stadt Wien 1982, S. 26–28.
- Häusler, Wolfgang: Von der Massenarmut zur Arbeiterbewegung. Demokratie und soziale Frage in der Wiener Revolution von 1848, Wien: Jugend u. Volk 1979.
- Hecht, Dieter J.: Simon Szantó (1819–1882) und die Neuzeit (1861–1903): Eine jüdische Wochenzeitung wehrt sich, in: Michael Nagel/Moshe Zimmermann (Hg.), Judenfeindschaft und Antisemitismus in der deutschen Presse über fünf Jahrhunderte: Erscheinungsformen, Rezeption, Debatte und Gegenwehr, Bremen: edition lumière 2013, S. 223–240.
- Hecht, Louise: »Durch Wort und That«: Motto und Credo, in: Louise Hecht (Hg.), Ludwig August Frankl (1810–1894). Eine jüdische Biographie zwischen Okzident und Orient, Köln/Weimar/Wien: Böhlau 2016, S. 291–321.
- Heeger, Wenzel Bernhard: Etwas an Menschen- und Jugendfreunde. Von dem Unternehmer des Privaterziehungshauses in Berchtoldsdorf, Wien: Ghelen 1785.

- Heidegger, Maria: Schmerz, Männlichkeit und Religion: Selbstbestrafungen im Fokus der Tiroler Psychiatrie im Vormärz, in: *L'Homme. Europäische Zeitschrift für Feministische Geschichtswissenschaft* 33/2 (2022), S. 39–55.
- Heindl, Waltraud: Bürokratisierung und Verbürgerlichung. Das Beispiel der Wiener Zentralbürokratie seit 1780, in: Hannes Steckl (Hg.), »Durch Arbeit, Besitz, Wissen und Gerechtigkeit«. Bürgertum in der Habsburger Monarchie, Wien 1992, S. 193–202.
- Heindl, Waltraud: Caroline Pichler oder der bürgerliche Fortschritt. Lebensideale und Lebensrealität von österreichischen Beamtenfrauen, in: Peter Urbanitsch/Margret Friedrich (Hg.), *Von Bürgern und ihren Frauen*, Wien/Köln/Weimar: Böhlau 1996, S. 197–208.
- Heindl, Waltraud: Gehorsame Rebellen. Bürokratie und Beamte in Österreich. 1780 bis 1848, Wien/Köln/Graz: Böhlau 2013.
- Helfert, Joseph Alexander Freiherr von: Die österreichische Volksschule. Geschichte, System, Statistik. Erster Band: Die Gründung der österreichischen Volksschule durch Maria Theresia, Prag: Friedrich Tempsky 1860.
- Herda, Helene: Der Zugang von Frauen zum Gewerbe. Eine Analyse der rechtlichen Rahmenbedingungen von 1859 bis heute, in: Irene Bandhauer-Schöffmann/Regine Bendl (Hg.), *Unternehmerinnen. Geschichte und Gegenwart selbständiger Erwerbstätigkeit*, Frankfurt a.M.: Peter Lang 2000, S. 135–159.
- Hermann, Johann: Wie ich meine Zöglinge lesen gelehrt nebst meinem Rath an den Musiklehrer, Wien: Grund 1835.
- Hermann, Johann: Lautir- und Lesebuch, oder das Lesenlernen nach dem Laute der Buchstaben, nebst einer Sammlung kindlicher Lesestücke, Graz: Damian u. Sorge 1850.
- Hermann, Johann: Das Turnen in seiner Wichtigkeit für die körperliche und geistige Ausbildung der Jugend und als Vorbereitung für den Wehrdienst, in: Johann Hermann (Hg.), *Achter Jahresbericht der öffentlichen Knaben-Hauptschule es k.k. Schulrathes Hermann [...] für das Schuljahr 1866–1867*, Wien: Carl Gerold's Sohn 1867, S. 17–41.
- Herzel, Leopold: Bericht der Deutsch-Israelitischen Haupt- & Mädchenschule in Brody zur 25 Jährigen Jubiläumsfeier, Brody: Eigenverlag 1879.
- Hippel, Theodor Gottlieb von: Ueber die bürgerliche Verbesserung der Weiber, Berlin: Vohsische Buchhandlung 1792.
- Hobsbawm, Eric: *The Age of Revolution*, New York: Vintage Books 1962.
- Hohkamp, Michaela: Wer ist mit wem, warum und wie verheiratet? Überlegungen zu Ehe, Haus und Familie als gesellschaftliche Schlüsselbeziehungen am Beginn des 19. Jahrhunderts – samt einem Beispiel aus der Feder eines Mörders, in: Inken Schmidt-Voges (Hg.), *Ehe – Haus – Familie: Soziale Institutionen im Wandel 1750–1850*, Köln/Wien/Weimar: Böhlau 2018, S. 31–47.
- Holm, Christiane: Handarbeiten – Luxusarbeiten, in: Anna Ananieva/Dorothea Böck/Hedwig Pompe (Hg.), *Geselliges Vergnügen. Kulturelle Praktiken von Unterhaltung im langen 19. Jahrhundert*, Bielefeld: Aisthesis Verlag 2011, S. 71–89.
- Holmes, Deborah: Langeweile ist Gift. Das Leben der Eugenie Schwarzwald, St. Pölten/Salzburg/Wien: Residenz Verlag 2012.

- Holst, Amalia: Ueber die Bestimmung des Weibes zur höheren Geistesbildung, Berlin: Heinrich Frölich 1802.
- Hüchtker, Dietlind: Der »Schmutz der Juden« und die »Unsittlichkeit der Weiber«. Ein Vergleich der Repräsentation von Armut in Stadt- und Reisebeschreibungen von Galizien und Berlin (Ende des 18./Mitte des 19. Jahrhunderts), in: Zeitschrift für Ostmitteleuropaforschung 51/3 (2002), S. 351–369.
- Hüchtker, Dietlind: »Elende Mütter« und »liederliche Weibspersonen«. Geschlechterverhältnisse und Armenpolitik in Berlin (1770–1850), Münster: Westfälisches Dampfboot 1999.
- Hügel, Franz Seraph: Ueber die socialen Humanitäts-Anstalten für die Kinder der unteren Volks-Klassen: Säuglings-Bewahranstalten, Kinder-Bewahranstalten, weibliche Arbeitsschulen, Industrieschulen für Knaben, Rural-Beschäftigungs-Anstalten, Rettungshäuser, Kinder-Heilanstalten, Wien: Kaulfuß 1851.
- Hull, Isabel: Sexuality, State and Civil Society in Germany, 1700–1815, Ithaca, NY: Cornell University Press 1996.
- Hull, Isabel: »Sexualität« und bürgerliche Gesellschaft, in: Ute Frevert (Hg.), Bürgerinnen und Bürger, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1988, S. 49–66.
- Jacobi, Juliane: »Geistige Mütterlichkeit«. Bildungstheorie oder strategischer Kampfbegriff gegen Männerdominanz im Mädchenschulwesen?, in: Zeitschrift für Erziehungswissenschaft, Bildungspolitik und pädagogische Praxis. Beiheft: Die Deutsche Schule (1990), S. 208–224.
- Jacobi, Juliane: »Wer ist Sophie?«, in: Pädagogische Rundschau 44 (1990), S. 303–319.
- Jäger, Jens: Gesellschaft und Photographie. Formen und Funktionen der Photographie in England und Deutschland 1839–1860, Wiesbaden: Springer 1996.
- Joris, Elisabeth: Liberal und eigensinnig. Die Pädagogin Josephine Stadlin – die Homöopathin Emilie Paravicini-Blumer. Handlungsspielräume von Bildungsbürgerinnen im 19. Jahrhundert, Zürich: Chronos-Verlag 2011.
- Judson, Pieter M.: Guardians of the nation. Activists on the language frontiers of imperial Austria, Cambridge: Harvard University Press 2006.
- Judson, Pieter: The Habsburg Empire. A New History, Cambridge/London: Harvard University Press 2016.
- Kaiser, Joseph: Lehrer-Schema oder: Ausweis des sämtlichen [...] Lehr-Personales. Mit Einschluß der weiblichen Näh-, Musik-, Sprach- und Zeichnungsschul-Inhaber, Wien 1843.
- Kaiser, Joseph: Lehrer-Schema oder: Ausweis des sämtlichen [...] Lehr-Personales. Mit Einschluß der weiblichen Arbeits-, Näh-, Musik-, Sprach- und Zeichnungsschul-Inhaber, Wien 1845.
- Kamphuis, Kirsten: Girls' Bodies as a Site of Reform: The Roman Catholic Boarding Schools in Flores, Colonial Indonesia, c.1880s–1940s, in: Daniel Gerster/Felicity Jenz (Hg.), Global Perspectives on Boarding Schools in the Nineteenth and Twentieth Centuries, Cham: Springer International Publishing 2022, S. 263–285.
- Käthner, Martina/Kleinau, Elke: Höhere Töchterschulen um 1800, in: Claudia Opitz/Elke Kleinau (Hg.), Geschichte der Mädchen und Frauenbildung. Band 1: Vom Mittelalter zur Aufklärung, Frankfurt/New York: Campus Verlag 1996, S. 393–408.

- Kesper-Biermann, Sylvia: »Praktische Wahrheit« und »anschauende Erkenntnis«. Pädagogische Reisen und Wissenstransfer im 19. Jahrhundert, in: Eckhardt Fuchs/Sylvia Kesper-Biermann/Christian Ritzi (Hg.), *Regionen in der deutschen Staatenwelt. Bildungsräume und Transferprozesse im 19. Jahrhundert*, Bad Heilbrunn: Julius Klinkhardt 2011, S. 251–272.
- Kirchknopf, Johann: Sexuelle Gewalt gegen Kinder im österreichischen Strafrecht des 19. und 20. Jahrhunderts – ein Delikt und Strukturmerkmal zugleich, in: *OeZG* 28/3 (2017), S. 106–132.
- Kleinau, Elke/Mayer, Christine: Caroline Rudolphi (1754–1811), Amalia Holst (1758–1829), und Betty Gleim (1781–1827), in: Elke Kleinau/Christine Mayer (Hg.), *Erziehung und Bildung des weiblichen Geschlechts: Eine kommentierte Quellensammlung zur Bildungs- und Berufsgeschichte von Mädchen und Frauen*, Weinheim: Studien-Verlag 1996, S. 70–83.
- Klinkowström, Alphons: *Friederich August von Klinkowström und seine Nachkommen. Eine biographische Skizze*, Wien: W. Braumüller 1877.
- Knauer, Christl: *Frauen unter dem Einfluß von Kirche und Staat. Höhere Mädchenschulen und bayerische Bildungspolitik in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts*, München: Kommissionsverlag 1995.
- Komlósi, Sándor: *Schule und Erziehung in Ungarn (1750–1825). Zwischen Systemerhalt und Modernisierung*, in: Wolfgang Schmale/Nan L. Dodde (Hg.), *Revolution des Wissens? Europa und seine Schulen im Zeitalter der Aufklärung (1750–1825). Ein Handbuch zur europäischen Schulgeschichte*, Bochum: Dr. Dieter Winkler 1991, S. 255–293.
- König, Michael: *Der industriöse Mensch. Die Industripädagogik des 18. Jahrhunderts als ein Spiegel der Pädagogik der Gegenwart*, Frankfurt a.M./Berlin/München: Dieterweg 1984.
- Königshofer, Michaela: »Ein Mädchen sein wird nicht mehr bedeuten ausgeschlossen sein...«. *Mädchenbildung in den Tagebüchern und Publikationen von Marianne Hainisch (1839–1936). Unveröffentlichte Dissertation*, Wien 2015.
- Koppensteiner, Anton: *Nachricht von der gegenwärtigen Einrichtung der Lehr- und Erziehungsanstalt des Anton Koppensteiner auf dem Lande in Hütteldorf bei Wien*, Wien: Mechitaristen 1832.
- Koppensteiner, Anton Michael: *Instruction für die Lehrer und Erziehungsgehülfen der Erziehungsanstalt des Anton Koppensteiner in Hütteldorf bei Wien*, Wien: Mechitaristen 1832.
- Korotin, Ilse (Hg.): *biografA. Lexikon österreichischer Frauen, Band 1: A–H*, Wien/Köln/Weimar: Böhlau 2016.
- Kosáry, Domokos: *Die ungarische Unterrichtsreform von 1777*, in: Anna Drabek (Hg.), *Ungarn und Österreich unter Maria Theresia und Joseph II. Neue Aspekte im Verhältnis der beiden Länder*, Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 1982, S. 91–100.
- Kowalská, Eva: *Die vergessene Rolle von Johann Ignaz von Felbiger in Ungarn*, in: *Hungarian Studies* 32/2 (2018), S. 239–250.
- Kretschmer, Sigrid: *Wiener Handwerksfrauen. Wirtschafts- und Lebensformen von Frauen im 18. Jahrhundert*, Wien: Milena Verlag 2000.

- Kröger, Johann Christoph: Reise durch Sachsen nach Böhmen und Oesterreich, mit besonderer Beziehung auf das niedere und höhere Unterrichtswesen, Altona: Johann Friedrich-Hammerich 1840.
- Krones, Franz Xaver: Die Volksschule Österreichs von Einst und Jetzt, Wien: Pichler 1889.
- Kuhn, Bärbel: Familienstand: ledig. Ehelose Frauen und Männer im Bürgertum (1850–1914), Köln, Wien, Weimar: Böhlau 2000.
- Kuzmany, Bórries: Brody. Eine galizische Grenzstadt im langen 19. Jahrhundert, Wien/Köln/Weimar: Böhlau 2011.
- Ladj-Teichmann, Dagmar: Erziehung zur Weiblichkeit durch Textilarbeiten ein Beitrag zur Sozialgeschichte der Frauenbildung im 19. Jahrhundert, Weinheim: Beltz 1983.
- Langer-Ostrawsky, Gertrude: Vom Verheiraten der Güter. Bäuerliche und kleinbäuerliche Heiratsverträge im Erzherzogtum Österreich unter der Enns, in: Gunda Barth-Scalami/Margareth Lanzinger/Ellinor Forster/Gertrude Langer-Ostrawsky (Hg.), Aushandeln von Ehe: Heiratsverträge der Neuzeit im europäischen Vergleich, Köln/Weimar/Wien: Böhlau 2010, S. 27–120.
- Lanzinger, Margareth: Von der Macht der Linie zur Gegenseitigkeit. Heiratskontrakte in den Südtiroler Gerichten Welsberg und Innichen 1750–1850, in: Margareth Lanzinger/Gunda Barth-Scalami/Ellinor Forster/Gertrude Langer-Ostrawsky (Hg.), Aushandeln von Ehe: Heiratsverträge der Neuzeit im europäischen Vergleich, Köln/Weimar/Wien: Böhlau 2010, S. 205–367.
- Lanzinger, Margareth: Verwaltete Verwandtschaft. Eheverbote, kirchliche und staatliche Dispenspraxis im 18. und 19. Jahrhundert, Wien/Köln/Weimar: Böhlau 2015.
- Lanzinger, Margareth: The Visibility of Women's Work, in: Raffaella Sarti/Anna Bellavitis/Manuela Martini (Hg.), What is Work? Gender at the Crossroads of Home, Family, and Business from the Early Modern Era to the Present, New York/Oxford: Berghahn 2018, S. 243–264.
- Larsen, Marianne A.: The Making and Shaping of the Victorian Teacher. A Comparative New Cultural History, Basingstoke: Palgrave Macmillian 2011.
- Luggas, Meike: Mädchenbildung bildet Mädchen. Eine Geschichte des Begriffs und der Konstruktionen, Wien: Milena-Verlag 2000.
- Lichtenegger, Magdalena: Die aufgeklärte Wiener-Hausfrau: in der Küche, in dem Keller, in der Speisekammer, beym Waschen, Bleichen, Brotbacken und Branntweinbrennen, beym Aufbewahren des Fleisches, Wien: Tandler und Manstein 1822.
- Lüdtke, Alf: Einleitung. Was ist und wer treibt Alltagsgeschichte?, in: Alf Lüdtke (Hg.), Alltagsgeschichte. Zur Rekonstruktion historischer Erfahrungen, Frankfurt a.M./New York: Campus Verlag 1989, S. 9–47.
- Luzac, Thérèse: Idées Générales sur L'éducation, pour fervir de Plan à un établissement que je veux former pour élever quelques jeunes Demoiselles, Wien 1793.
- Macerata, Fortunatus: Nothwendige Eigenschaften einer Mädchenschule in Hinsicht auf die mittleren Stände, Wien: Anton Doll 1810.
- Mahood, Linda: Family Ties: Lady Child-Savers and Girls of the Street 1850–1925, in: Esther Breitenbach/Eleanor Gordon (Hg.), Out of Bounds: Women in Scottish Society, 1800–1945, Edinburgh: Edinburgh University Press 1992, S. 42–64.
- Maisel, Thomas: Lehr- und Lernfreiheit und die ersten Schritte zu einer Universitäts- und Studienreform im Revolutionsjahr 1848, in: Christof Aichner/Brigitte

- Mazohl-Wallnig (Hg.), *Die Thun-Hohenstein'schen Universitätsreformen*, Wien/Köln/Weimar: Böhlau 2017, S. 99–117.
- Malleier, Elisabeth: *Jüdische Frauen in Wien 1816–1938. Wohlfahrt – Mädchenbildung – Frauenarbeit*, Wien: Mandelbaum Verlag 2003.
- Mann, Erwin: *Ein Leben für die Schule. Der katholische Reformpädagoge Johann Ritter von Hermann (1800–1890)*, Wien: LIT Verlag 2018.
- Marx, Julius: *Die österreichische Zensur im Vormärz*, Wien 1959.
- Mauthner, Ludwig Wilhelm: *Kinder-Diätetik, eine Anleitung zur naturgemäßen Pflege und Erziehung des Kindes*, Wien: Carl Gerold und Sohn 1853.
- Mayer, Christine: »Industriebildung« als Erziehung zur Erwerbstätigkeit von Mädchen im 18. und 19. Jahrhundert in Deutschland, in: Marianne Friese/Elisabeth Dickmann (Hg.), *Arbeiterinnengeschichte im 19. Jahrhundert. Studien zum sozio-kulturellen Wandel und zum politischen Diskurs in den Frauenbewegungen in Deutschland, England, Italien und Österreich*, Münster/Hamburg: LIT Verlag 1993, S. 271–295.
- Mayer, Christine: *Die Anfänge der institutionalisierten Mädchenerziehung an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert*, in: Claudia Opitz/Elke Kleinau (Hg.), *Geschichte der Mädchen und Frauenbildung. Band 1: Vom Mittelalter zur Aufklärung*, Frankfurt/New York: Campus Verlag 1996, S. 373–392.
- Mayer, Christine: *Poverty, education and gender: Pedagogic transformations in the schools for the poor (Armenschulwesen) in Hamburg, 1788–1871*, in: *Paedagogica Historica* 47/1–2 (2011), S. 91–107.
- Mayr, Josef Karl: *Reisebericht eines Photographen aus dem Jahre 1841*, in: *Die Umschau. Illustrierte Wochenschrift über die Fortschritte in Wissenschaft und Technik* 35/49 (1931), S. 969–971.
- Mazohl-Wallnig, Brigitte: *Männliche Öffentlichkeit und weibliche Privatsphäre? Zur fragwürdigen Polarisierung bürgerlicher Lebenswelten*, in: Margret Friedrich/Peter Urbanitsch (Hg.), *Von Bürgern und ihren Frauen*, Wien/Köln/Weimar: Böhlau 1996, S. 126–140.
- McDermid, Jane: *The schooling of working-class girls in Victorian Scotland. Gender, education and identity*, London/New York: Routledge 2005.
- Meise, Helga: *Bildungslust und Bildungslast in Autobiographien von Frauen um 1800*, in: Claudia Opitz/Elke Kleinau (Hg.), *Geschichte der Mädchen und Frauenbildung. Band 1: Vom Mittelalter zur Aufklärung*, Frankfurt/New York: Campus Verlag 1996, S. 453–466.
- Melton, James Van Horn: *Absolutism and the eighteenth-century origins of compulsory schooling in Prussia and Austria*, Cambridge: Cambridge University Press 1988.
- Melton, James Van Horn: *School, Stage, Salon: Musical Cultures in Haydn's Vienna*, in: *The Journal of Modern History* 76/2 (2004), S. 251–279.
- Merta, Sabine: *Wege und Irrwege zum modernen Schlankeitskult. Diätkost und Körperkultur als Suche nach neuen Lebensstilformen 1880–1930*, Wiesbaden: Franz Steiner Verlag 2003.
- Meyer, Petra: *Mädchenbildung in Frankfurt a.M. zwischen 1816 und 1848. Unveröffentlichte Dissertation*, Frankfurt a.M. 1979.
- Michel, Gerhard: *Die Bedeutung des Orbis Sensualium Pictus für Schulbücher im Kontext der Geschichte der Schule*, in: *Paedagogica Historica* 28/2 (1992), S. 235–251.

- Milde, Vincenz Eduard: Lehrbuch der allgemeinen Erziehungskunde im Auszuge, Teil 1, Wien: Christian Gottfried Kaulfuß 1821.
- Milde, Vincenz Eduard: Lehrbuch der allgemeinen Erziehungskunde im Auszuge, Teil 2, Wien: Christian Gottfried Kaulfuß 1821.
- Mittendorfer, Konstanze: Biedermeier oder: das Glück im Haus. Bauen und Wohnen in Wien und Berlin 1800–1850, Wien: Verlag für Gesellschaftskritik 1991.
- Mittendorfer, Konstanze: Wi(e)der die Domestizierung der Biedermeierin, in: Brigitte Mazohl-Wallnig (Hg.), Bürgerliche Frauenkultur im 19. Jahrhundert, Wien/Köln/Weimar: Böhlau 1995, S. 27–80.
- Moore, Scott O.: Teaching the Empire: Education and State Loyalty in Late Habsburg Austria, West Lafayette 2020.
- Moritz, Karl Philipp: Mythologischer Almanach für Damen, Berlin: Unger 1792.
- Netuschil, Barbara: Philippine und ihre Hofmeisterin. Ein Gespräch zur Belehrung und Unterhaltung für die weibliche Jugend, und zur Uebung in der französischen Sprache, besonders im Conversations-Tone, nebst beygefügt moralischen Erzählungen, Wien: Leopold Grund 1819.
- Netuschil, Franz: Aphorismen für Mädchen. Zur Erweckung des Nachdenkens und zur Veredelung des Herzens, Wien: Gerold 1817.
- Niedermeier, Michael: Die Wollstonecraft-Salzman-Legende. Mary Wollstonecraft und ihr bisher unbekannter deutscher Herausgeber und Übersetzer Georg Friedrich Christian Weißenborn, in: Zeitschrift für Germanistik 3/3 (1993), S. 606–618.
- Niemeyer, August Hermann: Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts für Eltern, Hauslehrer und Schulmänner, Halle: Buchhandlung des Waisenhauses 1832.
- Niederösterreichischer Gewerbe-Verein (Hg.): Handels- und Gewerbe-Schematismus von Wien und dessen nächster Umgebung, Zweiter Jahrgang, Wien: Eigenverlag 1845.
- Oest, Johann Friedrich: Versuch einer Beantwortung der pädagogischen Frage: Wie man Kinder und junge Leute vor dem Leib und Seele verwüstenden Laster der Unzucht überhaupt, und der Selbstschwächung insonderheit verwahren, oder, wofern sie schon davon angesteckt waren, wie man sie davon heilen könne?, in: Joachim Heinrich Campe (Hg.), Allgemeine Revision des gesammten Schul- und Erziehungswesens. Von einer Gesellschaft practischer Erzieher, Band 6, Wien 1787.
- Offen, Karen: Feminists Campaigns in »Public Space«. Civil Society, Gender Justice, and the History of European Feminism, in: Karen Hagemann/Sonya Michel/Gunilla Budde (Hg.), Civil Society and Gender Justice: Historical and Comparative Perspectives, New York/Oxford: Berghahn Books 2008, S. 97–116.
- Opitz, Claudia: Mutterschaft und weibliche (Un-)Gleichheit in der Aufklärung. Ein kritischer Blick auf die Forschung, in: Ulrike Weckel/Claudia Opitz/Elke Kleinau (Hg.), Tugend, Vernunft, und Gefühl: Geschlechterdiskurse der Aufklärung und weibliche Lebenswelten, Münster: Waxmann 2000, S. 85–106.
- Opitz-Belakhal, Claudia: A Space of Emotions, in: Joachim Eibach/Margareth Lanzinger (Hg.), The Routledge History of the Domestic Sphere in Europe, 16th to 19th Century, London/New York: Routledge 2024, S. 271–285.
- Opitz-Belakhal, Claudia: Geschlechtergeschichte, 2. aktualisierte Auflage, Frankfurt/New York: Campus Verlag 2018.

- Osterkamp, Jana: Familie, Macht, Differenz. Familienrecht(e) in der Habsburgermonarchie als Herausforderung des Empire, in: *L'Homme. Europäische Zeitschrift für Feministische Geschichtswissenschaft* 31/1 (2020), S. 17–35.
- Paletschek, Sylvia: Adelige und bürgerliche Frauen (1770–1870), in: Elisabeth Fehrenbach (Hg.), *Adel und Bürgertum in Deutschland 1770–1848*, München: Oldenbourg 1994, S. 159–185.
- Paurndorfer, Christian Johann: *Handbuch der Handelsgesetze mit besonderer Rücksicht auf Österreich unter der Enns*, Wien: Tendler 1836.
- Pestalozzi, Johann Heinrich: *Lienhard und Gertrud*, Band 1, Berlin/Leipzig: Decker 1781.
- Petrtsch, Ernst Dieter: *Erziehung in guten Sitten, Andacht und Gehorsam. Die 1754 gegründete Orientalische Akademie in Wien*, in: Martin Scheutz/Marlene Kurz/Thomas Winkelbauer/Karl Vocelka (Hg.), *Das Osmanische Reich und die Habsburgermonarchie*, 2005, Wien/Köln/Weimar: Böhlau 2005, S. 491–502.
- Pezzl, Johann: *Beschreibung von Wien*, Wien: Mayer 1841.
- Pichler, Caroline: Über die Bildung des weiblichen Geschlechtes, 1810, in: *Prosaische Aufsätze von Caroline Pichler, geborene von Greiner*, Band 1, Wien: Anton Pichler 1822, S. 158–170.
- Pichler, Caroline: *Denkwürdigkeiten aus meinem Leben*, München: Georg Müller 1914.
- Pichler, Gerhart: *Das Studienwesen des Erzherzogtums unter der Enns (Wien und Niederösterreich) 1740–1870*, Band 1, Frankfurt a. M.: Haag + Herchen Verlag 1981.
- Pick, Adolf Josef: *Zweiter Jahres-Bericht über Dr. Ad. Jos. Pick's Lehr- und Erziehungs-Institut für Knaben israelit. Konfession*, Wien: Carl Gerold's Sohn 1859.
- Piper, Christine: *Moral campaigns for children's welfare in the nineteenth century*, in: Michael King (Hg.), *Moral agendas for children's welfare*, London/New York: Routledge 1999, S. 25–40.
- Pramhas, Hubert: *Zur Geschichte der Kinderarbeit von Joseph II. bis zum Ende des Ersten Weltkrieges*, Wien 1993.
- Pribram, Alfred Francis: *Urkunden und Akten zur Geschichte der Juden in Wien*, Wien: Braumüller 1918.
- Puff, Helmut: *Sodomy in Reformation Germany and Switzerland, 1400–1600*, Chicago: University of Chicago Press 2003.
- Purvis, June: *Using Primary Sources When Researching Women's History from a Feminist Perspective*, in: *Women's History Review* 1/2 (1992), S. 273–306.
- Quindeau, Ilka/Brumlik, Micha (Hg.): *Kindliche Sexualität*, Weinheim Basel: Beltz Juventa Verlag 2012.
- Ramler, Karl Wilhelm: *Kurzgefasste Mythologie*, Berlin: Maurer 1790.
- Reif, Heinz: *Westfälischer Adel 1770–1860. Vom Herrschaftsstand zur regionalen Elite*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1979.
- Reiner, Rosanna Maria: *»Nichts anders als Saeculares und eine Versammlung guter Schulmeisterinnen«: Die Versammelten Jungfrauen zu Villach*, Wien 2017.
- Reméle, Johann Nepomuk: *Über den Wert der Arbeitsschulen und die Mittel, diese zum Wohle der Menschheit zweckmäßig einzurichten*, Wien: Mayer 1856.
- Reuper, Julius: *Frauenberuf und Frauenbildung*, Wien: A. Pichler's Witwe & Sohn 1878.

- Ritzmann, Iris: Erregte Gemüter. Der Umgang mit Sexualität in einem Waisenhaus des ausgehenden 18. Jahrhunderts, in: *Virus. Beiträge zur Sozialgeschichte der Medizin* 15 (2016), S. 73–86.
- Rogers, Rebecca: *From the salon to the schoolroom. Educating bourgeois girls in nineteenth-century France*, University Park, PA: Pennsylvania State University Press 2005.
- Rousseau, Jean Jacques: *Émile oder Über die Erziehung* [1762], Ditzingen: Reclam 2019.
- Röskau-Rydel, Isabel: *Kultur an der Peripherie des Habsburger Reiches. Die Geschichte des Bildungswesens und der kulturellen Einrichtungen in Lemberg von 1772 bis 1848*, Wiesbaden: Harrassowitz Verlag 1993.
- Rudolphi, Caroline: *Gemälde weiblicher Erziehung*, Heidelberg: Mohr und Zimmer 1807.
- Salzmann, Christian Gotthilf: *Über die heimlichen Sünden der Jugend*, Wien: Johann Wilhelm Spitz 1816.
- Sammlung der von dem fürsterzbischöflichen Konsistorium zu Wien an den Säkular- und Regular-Klerus dieser Erzdiözese erlassenen Kurrenden vom Jahre 1824 bis 1835, Wien: Grund 1836.
- Sauer, Walter: *Katholisches Vereinswesen in Wien zur Geschichte des christlichsozial-konservativen Lagers vor 1914*, Salzburg: Neugebauer 1980.
- Sauer, Walter: *Jenseits von Soliman. Afrikanische Migration und Communitybuilding in Österreich – eine Geschichte*, Innsbruck/Wien: StudienVerlag 2022.
- Saurer, Edith: »Bewahrerinnen der Zucht und der Sittlichkeit«. Gebetbücher für Frauen – Frauen in Gebetbüchern, in: *L'Homme. Europäische Zeitschrift für Feministische Geschichtswissenschaft* 1/1 (1990), S. 37–58.
- Saurer, Edith: *Liebe und Arbeit. Geschlechterbeziehungen im 19. und 20. Jahrhundert*, Wien/Köln/Weimar: Böhlau 2014.
- Scharnitzer, Dietmar: *Anastasius Grün (1806–1876). Leben und Werk*, Wien/Köln/Weimar: Böhlau 2010.
- Scheidgen, Hermann-Josef: *Der deutsche Katholizismus in der Revolution von 1848/49. Episkopat – Klerus – Laien – Vereine*, Köln, Weimar, Wien: Böhlau 2008.
- Scheitler, Irmgard: *Gattung und Geschlecht. Reisebeschreibungen deutscher Frauen 1780–1850*, Tübingen: Max Niemeyer Verlag 1999.
- Schembor, Friedrich Wilhelm: *Franzosen in Wien. Einwanderer und Besatzer. Französische Revolution und napoleonische Besatzung in den österreichischen Polizeiakten*, Bochum: Winkler 2012.
- Scheutz, Martin: »Hoc disciplinarium ... erexit.« Das Wiener Zucht-, Arbeits und Strafhaus um 1800 – eine Spurensuche, in: Gerhard Ammerer/Alfred Stefan Weiß (Hg.), *Strafe, Disziplin und Besserung. Österreichische Zucht- und Arbeitshäuser von 1750 bis 1850*, Frankfurt a.M.: Peter Lang 2006, S. 63–96.
- Scheutz, Martin: *Pater Kindergeneral und Janitscharenmusik. Österreichische Waisenhäuser der Frühen Neuzeit im Spannungsfeld von Arbeit, Erziehung und Religion*, in: *OeZG* 25/1 (2014), S. 41–81.
- Schilling, Ernesto: *De Hepatitide*, Wien: Ueberreuter 1844.
- Schillinger-Praßl, Christa: »Die jungen Fräulein in allen guten Sitten und Tugenden zu unterweisen«. Die weiblichen Schulorden in Österreich in der Frühen Neuzeit, in:

- Ilse Brehmer/Gertrud Simon (Hg.), *Geschichte der Frauenbildung und Mädchenerziehung in Österreich*, Graz: Leykam 1997, S. 11–15.
- Schindel, Carl Wilhelm Otto August v.: *Die deutschen Schriftstellerinnen des neunzehnten Jahrhunderts*. Zweiter Teil M–Z, Leipzig: F. A. Brockhaus 1825.
- Schirnding, Ferdinand: *Oesterreich im Jahr 1840*. Oesterreichs Cultur-Zustände, Vierter Band, Leipzig: Otto Wigand 1840.
- Schirnding, Ferdinand: *Oesterreich im Jahre 1840*. Staat und Staatsverwaltung, Verfassung und Cultur, Zweiter Band, Leipzig: Otto Wigand 1840.
- Schmid, Pia: Ein Klassiker der Mädchenerziehungstheorie: Joachim Heinrich Campes *Väterlicher Rath für meine Tochter* (1789), in: Hanno Schmitt (Hg.), *Visionäre Lebensklugheit*. Joachim Heinrich Campe in seiner Zeit (1746–1818), Wiesbaden: Harrassowitz 1996, S. 205–214.
- Schmid, Pia: Rousseau Revisited. Geschlecht als Kategorie in der Geschichte der Erziehung, in: *Zeitschrift für Pädagogik* 38 (1992), S. 839–854.
- Schmid, Pia: Weib oder Mensch, Wesen oder Wissen? Bürgerliche Theorien zur weiblichen Bildung um 1800, in: Claudia Opitz/Elke Kleinau (Hg.), *Geschichte der Mädchen und Frauenbildung*. Band 1: Vom Mittelalter zur Aufklärung, Frankfurt/New York: Campus Verlag 1996, S. 327–345.
- Schmid, Pia: »O, wie süß lohnt das Muttergefühl!« Die Bestimmung zur Mutter in Almanachen für das weibliche Publikum, in: Ulrike Weckel/Claudia Opitz/Elke Kleinau (Hg.), *Tugend, Vernunft, und Gefühl: Geschlechterdiskurse der Aufklärung und weibliche Lebenswelten*, Münster: Waxmann 2000, S. 107–125.
- Schmid, Pia: »Weibliche Arbeiten«. Zur Geschichte von Handarbeiten, in: Elke Kleinau/Walburga Hoff/Pia Schmid (Hg.), *Gender-Geschichte/n*. Ergebnisse bildungshistorischer Frauen- und Geschlechterforschung, Köln/Weimar/Wien: Böhlau 2008, S. 49–72.
- Schmidl, Adolf: *Wien's Umgebungen auf zwanzig Stunden im Umkreise*. Nach eigenen Wanderungen geschildert, Wien: Carl Gerold 1839.
- Schmidt-Voges, Inken: Strategien und Inszenierungen häuslichen Lebens zwischen 1750 und 1820, in: Inken Schmidt-Voges (Hg.), *Ehe – Haus – Familie*. Soziale Institutionen im Wandel 1750–1850, Köln/Weimar/Wien: Böhlau 2010, S. 10–27.
- Schötz, Susanne: *Handelsfrauen in Leipzig*. Zur Geschichte von Arbeit und Geschlecht in der Neuzeit, Köln/Weimar/Wien: Böhlau 2004.
- Schötz, Susanne: Emanzipationsvorstellungen bei Louise Otto-Peters, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte*. Louise Otto Peters 69/8 (2019), S. 4–10.
- Schröckh, Johann Matthias: *Lehrbuch der allgemeinen Weltgeschichte zum Gebrauche bei dem ersten Unterrichte der Jugend*, Berlin/Stettin: Friedrich Nicolai 1774.
- Schulordnung in Vorstädten, 03.02.1748, in: Thomas Ignaz Freyherrn von Pöck (Hg.), *Supplementum Codicis Austriaci, oder Chronologische Sammlung aller vom 20ten Oktober 1740 [...] bis letzten Dezember 1758*, Band 5, Wien: Trattner 1777, S. 281.
- Schulz, Anna: *Entstehen und Wirken des Marienvereins zur Heranbildung guter Hausmägde*, Wien: Selbstverlag 1861.
- Schulze, Winfried: Ego-Dokumente: Annäherung an den Menschen in der Geschichte? Vorüberlegungen für die Tagung »Ego-Dokumente«, in: Winfried Schulze (Hg.),

- Ego-Dokumente. Annäherung an den Menschen in der Geschichte, Band 2, Berlin: Akademie Verlag 1996, S. 11–30.
- Schütz, Waltraud: The Fröhlich Institute, 1849–1889. Women as girls' school owners in 19th century Vienna, in: *OeZG* 28/2 (2017), S. 193–217.
- Schütz, Waltraud: Zwischen öffentlicher Kontrolle und individuellem (Ver-)Handeln: Zur Geschichte unternehmerisch tätiger Frauen im Wiener Vormärz, in: *L'Homme. Europäische Zeitschrift für Feministische Geschichtswissenschaft* 31/2 (2020), S. 95–112.
- Schütz, Waltraud: Hilfe für Abgebrannte, ländliche Feste und medizinische Versorgung. Wohltätiges Engagement von Frauen, in: Oliver Kühschelm/Elisabeth Loining/Stefan Eminger/Willibald Rosner (Hg.), *Niederösterreich im 19. Jahrhundert*, Band 2, St. Pölten: NÖ Institut für Landeskunde 2021, S. 381–410.
- Schütz, Waltraud: Positionierungen in der Frauenfrage der 1860er-Jahre. Auguste von Littrow (1819–1890) und ihre Suche nach Verbündeten, in: *ARIADNE – Forum für Frauen- und Geschlechtergeschichte* 78: Politische Freund:innenschaft. Bündnisse, Netzwerke, Lebensgemeinschaften (2022), S. 8–23.
- Schütz, Waltraud: Lernen in der Fabrik? Kinderarbeit und Volksschulunterricht im Niederösterreich des frühen 19. Jahrhunderts, in: Daniel Gerster/Carola Groppe (Hg.), *Schülerinnen- und Schülerleben im 19. und 20. Jahrhundert*, Bad Heilbrunn: Verlag Julius Klinkhardt 2023, S. 244–265.
- Schütz, Waltraud: From Aristocracy to Advocacy. A Charitable Association of Noble Women in Early 1800s Vienna, in: Barbara Haider-Wilson/Waltraud Schütz (Hg.), *Frauen als politisch Handelnde. Beiträge zur Agency in der Habsburgermonarchie, 1780–1918*, Bielefeld: transcript 2025, S. 119–140.
- Schütz, Waltraud: »Mit einigen Lektionen wird sie recht sauber frisieren.« Dienstpersonal und Arbeitserziehung aus adeliger Sicht im Wien des frühen 19. Jahrhundert, in: *Frühneuzeitinfo*. Ausgabe: Arbeit macht Geschlecht – Geschlecht macht Arbeit, 36 (2025), S. 71–88.
- Schütz, Waltraud: »Wasser! Wasser! ist das moderne Lebensmotto«. Geschlechterhistorische Aspekte zum Schwimmen und Baden im langen 19. Jahrhundert, in: Ulrich Leitner/Christina Antenhofer/Kordula Schnegg (Hg.), *Baden. Eine historisch topographische Spurensuche*, Innsbruck: innsbruck university press 2025, S. 61–90.
- Schwabe, Johann Joachim: *Der Frau Marie le Prince de Beaumont lehrreiches Magazin für Kinder zu richtiger Bildung ihres Verstandes und Herzens für die deutsche Jugend eingerichtet*, Leipzig: M.G. Weidmanns Erben und Reich 1767.
- Scott, Joan W.: Gender. A Useful Category of Historical Analysis, in: *American Historical Review* 91/5 (1986), S. 1053–1068.
- Seis, Eduard: *Führer durch Wien und Umgebung. Praktisches Handbuch für Reisende und Einheimische*, Wien: Lechner 1878.
- Sextro, Heinrich Philipp: *Über die Bildung der Jugend zur Industrie*, Göttingen: Dietrich 1785.
- Seyfried, Joseph Ritter von (Hg.): *Gemeinnütziger und erheiternder Haus-Kalender für das österreichische Kaiserthum*, Wien: Anton Strauß 1837.
- Siemann, Wolfram: *Die deutsche Revolution von 1848/49*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1985.

- Siemann, Wolfram: Metternich. Strategie und Visionär, München: C. H. Beck 2017.
- Simon, Gertrud: Vom ersten privaten »Mädchenlyceum« zum Realgymnasium Das Grazer Mädchenlyzeum (1873–1927) im Kontext gesamtösterreichischer Debatten und Entwicklungen, in: Alois Kernbauer (Hg.), Frauenstudium und Frauenkarrieren an der Universität Graz, Graz 1996, S. 7–17.
- Simonton, Deborah/Montenach, Anne: Introduction: Gender, Agency and Economy: Shaping the Eighteenth-Century European Town, in: Deborah Simonton/Anne Montenach (Hg.), Female agency in the urban economy. Gender in European towns, 1640–1830, New York: Taylor & Francis 2013, S. 1–14.
- Singerton, Jonathan: The Spaces of Political Action in the Many Lives of Maria von Born, ca. 1780–1830, in: Barbara Haider-Wilson/Waltraud Schütz (Hg.), Frauen als politisch Handelnde. Beiträge zur Agency in der Habsburgermonarchie, 1780–1918, Bielefeld: transcript 2025, S. 23–46.
- Sluga, Glenda: Madame de Staël and the Transformation of European Politics, 1812–17, in: International History Review 37 (2015), S. 142–165.
- Springer, Johann: Statistik des österreichischen Kaiserstaates, Wien: Fr. Beck's Universitäts-Buchhandlung 1840.
- Stachel, Peter: Das österreichische Bildungssystem zwischen 1749 bis 1918, in: Karl Acham (Hg.), Geschichte der österreichischen Humanwissenschaften, Wien: Passagen Verlag 1999, S. 115–146.
- Staudacher, Anna: Jüdische Konvertiten in Wien 1782–1868, Frankfurt a.M./Wien: Lang 2002.
- Steidl, Annemarie: Auf nach Wien! Die Mobilität des mitteleuropäischen Handwerks im 18. und 19. Jahrhundert am Beispiele der Haupt- und Residenzstadt, München: Oldenbourg Verlag 2003.
- Stekl, Hannes: Adel und Bürgertum in der Habsburgermonarchie, 18. bis 20. Jahrhundert, Wien: Verlag für Geschichte u. Politik 2004.
- Stern, Marcella: Gabriele Possanner von Ehrenthal, die erste an der Universität Wien promovierte Frau, in: Marina Tichy/Waltraud Heindl (Hg.), Durch Erkenntnis zu Freiheit und Glück – Frauen an der Universität Wien, Wien: WUV Universitätsverlag 1990, S. 189–219.
- Stolberg, Michael: The Crime of Onan and the Laws of Nature. Religious and medical discourses on masturbation in the late seventeenth and early eighteenth centuries, in: Paedagogica Historica 39/6 (2003), S. 701–717.
- Stollberg-Rilinger, Barbara: Maria Theresia. Die Kaiserin in ihrer Zeit, München: C.H. Beck 2017.
- Stornig, Katharina: Spenden, Retten, Helfen. Das »ferne Kind« und die Transnationalisierung der Wohltätigkeit, Göttingen: Wallstein 2024.
- Strakosch-Graßmann, Gustav: Geschichte des österreichischen Unterrichtswesens, Wien: Verlag von A. Pichler's Witwe & Sohn 1905.
- Strohmeier, Hannes: Eine frühe Beschäftigung der niederösterreichischen Regierung mit der Einführung des Jahnschen Turnens in die Schulen (1816–1819), in: Unsere Heimat 33 (1962), S. 146–155.
- Thiel, Erika: Geschichte des Kostüms. Die europäische Mode von den Anfängen bis zur Gegenwart, Berlin: Henschel Verlag 1997.

- Thomas, Lynn M.: *Historicising Agency*, in: *Gender & History* 28/2 (2016), S. 324–339.
- Tobisch, Valentina Ljubic/Kautek, Wolfgang: *Die chemische Wirkung des Lichts und die frühe Kunst der Fotografie*, in: *Nachrichten aus der Chemie* 71/11 (2023), S. 22–25.
- Tobler, Felix: *Zur frühen Magyarisierung im burgenländisch-westungarischen Raum (1790–1848)*, in: *Burgenländische Heimatblätter* 50/2 (1988), S. 49–61.
- Tomberger, Franz: *Bilder aus der österreichischen Schulgeschichte längst vergangener Zeit*, in: *Wiener Pädagogische Gesellschaft (Hg.), Pädagogisches Jahrbuch 1890*, Wien: Julius Klinkhardt & Co., S. 15–27.
- Toppe, Sabine: *Mutterschaft und Erziehung zur Mütterlichkeit in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts*, in: *Claudia Opitz/Elke Kleinau (Hg.), Geschichte der Mädchen und Frauenbildung. Band 1. Vom Mittelalter zur Aufklärung*, Frankfurt/New York: Campus Verlag 1996, S. 246–359.
- Trepp, Anne-Charlott: *Sanfte Männlichkeit und selbständige Weiblichkeit. Frauen und Männer im Hamburger Bürgertum zwischen 1770 und 1840*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1996.
- Ulbrich, Claudia: *Shulamit und Margarete: Macht, Geschlecht und Religion in einer ländlichen Gesellschaft des 18. Jahrhunderts*, Wien/Köln/Weimar: Böhlau 1999.
- Ulbrich, Claudia: *Verflochtene Geschichte(n). Ausgewählte Aufsätze zu Geschlecht, Macht und Religion in der Frühen Neuzeit*, Wien/Köln/Weimar: Böhlau 2014.
- Ulbrich, Claudia/Emberger, Gudrun (Hg.): *Karoline Kummerfeld. Die Selbstzeugnisse (1782 und 1793). Sämtliche Schriften. Band 1. Unter Mitarbeit von Marc Jarzebowski*, Wien/Köln/Weimar: Böhlau 2021.
- Ulbrich, Claudia/Emberger, Gudrun (Hg.): *Karoline Kummerfeld. Briefe und vermischte Schriften (1765–1815). Sämtliche Schriften. Band 2*, Wien/Köln/Weimar: Böhlau 2025.
- Ulbricht, Otto: *Supplikationen als Ego-Dokumente. Bittschriften von Leibeigenen aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts als Beispiel*, in: *Winfried Schulze (Hg.), Ego-Dokumente. Annäherung an den Menschen in der Geschichte. BAND 2*, Berlin: Akademie Verlag 1996, S. 149–174.
- Urbanitsch, Peter: *»Das Schulwesen ist und bleibt allzeit ein Politicum...«. Aspekte zur cisleithanischen Bildungsgeschichte 1848–1918*, Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 2025.
- Vicinus, Martha: *Introduction: The Perfect Victorian Lady*, in: *Martha Vicinus (Hg.), Suffer and Be Still. Women in the Victorian Age*, Bloomington: Indiana University Press 1972, S. vii–xv.
- Vick, Brian: *The Congress of Vienna. Power and politics after Napoleon*, Cambridge: Harvard University Press 2014.
- Viehhauser, Martin: *»Das Schulwesen aber ist und bleibt allezeit ein politicum«: The Felbiger General School Ordinance and School Reform in the Eighteenth-Century Habsburg Monarchy*, in: *Johannes Westberg/Lukas Boser/Ingrid Brühwiler (Hg.), School Acts and the Rise of Mass Schooling*, Cham: Palgrave Macmillan 2019, S. 17–40.
- Vincenz Eduard Milde: *Lehrbuch der allgemeinen Erziehungskunde zum Gebrauche der öffentlichen Vorlesungen*, in: *Winfried Böhm/Birgitta Fuchs/Sabine Seichter (Hg.), Hauptwerke der Pädagogik*, Paderborn: Schöningh 2020, S. 321–323.

- Vocelka, Karl: *Verfassung oder Konkordat? Der publizistische und politische Kampf der österreichischen Liberalen um die Religionsgesetze des Jahres 1868*, Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 1978.
- Vocelka, Karl: *1699–1815: Glanz und Untergang der höfischen Welt. Repräsentation, Reform und Reaktion im habsburgischen Vielvölkerstaat*, Wien: Ueberreuter 2001.
- Wagemann, Arnold: *Ueber die Bildung des Volks zur Industrie. Erster Theil*, Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht 1791.
- Wagner, Richard: *Geschichte der Kleiderarbeiter in Oesterreich im 19. Jahrhundert und im ersten Viertel des 20. Jahrhunderts*, Wien: Gewerkschaft der Kleiderarbeiter Österreichs 1930.
- Weckel, Ulrike: *Lehrerinnen des weiblichen Geschlechts. Die ersten Herausgeberinnen von Frauenzeitschriften und ihr Publikum*, in: Claudia Opitz/Elke Kleinau (Hg.), *Geschichte der Mädchen und Frauenbildung. Band 1. Vom Mittelalter zur Aufklärung*, Frankfurt/New York: Campus Verlag 1996, S. 428–439.
- Wedel, Gudrun: *Lehren zwischen Arbeit und Beruf. Einblicke in das Leben von Autobiographinnen aus dem 19. Jahrhundert*, Wien/Köln/Weimar: Böhlau 2000.
- Weigl, Andreas: *Die Wiener Bevölkerung in den letzten Jahrhunderten*, in: *Statistische Mitteilungen der Stadt Wien/4* (2000), S. 6–34.
- Weigl, Andreas: *Soziale Ungleichheiten in der großstädtischen Gesellschaft*, in: Andreas Weigl/Peter Eigner/Ernst Gerhard Eder (Hg.), *Sozialgeschichte Wiens 1740–2010. Soziale und ökonomische Ungleichheiten, Wanderungsbewegungen, Hof, Bürokratie, Schule, Theater*, Innsbruck/Wien/Bozen: Studien Verlag 2015, S. 17–62.
- Weigl, Andreas: *Von der Armenpflege zur Sozialhilfe. Kommunale »Daseinsvorsorge« in Wien vom 19. Jahrhundert bis in die Gegenwart*, in: Milan Hlavačka/Olga Fejtová/Václava Horčáková/Veronika Knotková (Hg.), *Poverty, Charity and Social Welfare in Central Europe in the 19th and 20th Centuries*, Newcastle-upon-Tyne: Cambridge Scholars Publishing 2017, S. 70–92.
- Weissbach, Lee Shai: *Oeuvre Industrielle, Oeuvre Morale: The Sociétés de Patronage of Nineteenth-Century France*, in: *French Historical Studies* 15/1 (1987), S. 99–120.
- Wertheimer, Joseph: *Ueber die frühzeitige Erziehung der Kinder und die englischen Klein-Kinder-Schulen*, Wien: Carl Gerold 1828.
- Wertheimer, Joseph: *Therese, ein praktisches Handbuch für die Erziehung des ersten Kindesalters*, Wien: Carl Gerold 1831.
- Westberg, Johannes/Boser, Lukas/Brühwiler, Ingrid (Hg.): *School Acts and the Rise of Mass Schooling*, Cham: Palgrave Macmillan 2019.
- Westphal, Siegrid: *Von der Gelehrten zur Hausmutter. Aufklärung als geschlechtsspezifischer Bildungsprozess?*, in: Inken Schmidt-Voges (Hg.), *Ehe – Haus – Familie. Soziale Institutionen im Wandel 1750–1850*, Köln/Weimar/Wien: Böhlau 2010, S. 49–69.
- Wiener Frauen-Erwerb-Verein: *Rechenschaftsbericht für das Jahr 1868*, Wien: Selbstverlag 1869.
- Wiener Frauen-Erwerb-Verein: *Rechenschafts-Bericht des Ausschusses für das Jahr 1869*, Wien: Selbstverlag des Vereines 1870.
- Wildenthal, Lora: *German women for empire, 1884–1945*, Durham: Duke University Press 2001.

- Williams, Linda: *When the Woman Looks*, in: Mary Ann Doane/Patricia Mellencamp/Linda Williams (Hg.), *Re-Vision: Essays in Feminist Film Criticism*, Los Angeles: University Publications of America 1984, S. 83–99.
- Winter, Eduard: Ferdinand Kindermann, Ritter von Schulstein (1740/1801), der Organisator der Volksschule und Volkswohlfahrt Böhmens. Ein Lebensbild nach archivalischen Quellen, Augsburg: Stauda 1926.
- Wischermann, Ulla: »Das Himmelskind, die Freiheit – wir ziehen sie groß zu Haus«. Frauenpublizistik im Vormärz und in der Revolution von 1848, in: Elke Kleinau/Claudia Opitz (Hg.), *Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung*, Frankfurt/New York: Campus Verlag 1996, S. 35–50.
- Wolf, Gerson: Joseph Wertheimer. Ein Lebens- und Zeitbild, Wien: Herzfeld & Bauer 1868.
- Wolff, Larry: *Childhood and the Enlightenment*, in: Paula S. Fass (Hg.), *The Routledge History of Childhood in the Western World*, New York: Routledge 2013, S. 78–100.
- Wolfsgruber, Cölestine: Carolina Auguste, die »Kaiserin-Mutter«, Wien: Kirsch 1893.
- Wolgast, Eike: Demokratische Gegeneliten in der amerikanischen Emigration: Politisch motivierte Auswanderung aus Deutschland nach 1819, 1832/33, 1849 und 1878, in: Philipp Gassert/Manfred Berg (Hg.), *Deutschland und die USA in der internationalen Geschichte des 20. Jahrhunderts*, Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2004, S. 195–217.
- Wollstonecraft, Mary: *Vindication of the Rights of Women with Structures on Political and Moral Subjects*, London: J. Johnson 1792.
- Wotke, Karl: Vincenz Eduard Milde als Pädagoge und sein Verhältnis zu den geistigen Strömungen seiner Zeit, Wien: Braumüller 1902.
- Wunder, Heide: »Er ist die Sonn', sie ist der Mond«. Frauen in der Frühen Neuzeit, München: Beck 1992.
- Wunder, Heide: Schule halten in der Frühen Neuzeit. Eine Einführung, in: Gabriele Ball/Juliane Jacobi (Hg.), *Schule und Bildung in Frauenhand. Anna Vorwerk und ihre Vorläuferinnen*, Wiesbaden 2015, S. 45–75.
- Wutka, Antonie: *Encyklopädie für weibliche Jugend*, Bände 1–12, Wien: A. Strauss 1815.
- Yanovsky, Sara Olga Melinda: *Facing the Challenge of Jewish Education in the Metropolis. A Comparative Study of the Jewish Communal Organizations of Budapest and Vienna from 1867 until World War II*, Jerusalem 2013.
- Zahra, Tara: *Kidnapped souls. National indifference and the battle for children in the Bohemian Lands, 1900–1948*, Ithaca: Cornell University Press 2008.
- Zirngast, Waltraud: Fremdsprachen als Frauensache. Zur Geschichte des Französischen als frauenspezifischem Bildungsgut, in: *Wiener Geschichtsblätter* 55 (2000), S. 38–51.

